Gall. Sp.
570

Die

Bartholomäus-Nacht

1572.

Von

K. Curths.

Leipzig und Altenburg,

F. A. Brockhaus.

1814.

R

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die

Bartholomäus-Nacht.

Ein Fragment

aus der

Geschichte der Vorzeit Frankreichs.

I.

Ursprung der Religions- und bürgerlichen Unruhen Frankreichs im 16ten Jahrhunderte.

1

Mit Philip dem 6. bestieg die Dinastie der 1328
Valois den Französischen Thron. Eine lange Reihe gewaltsamer Erschütterungen und Revolutionen, die Folgen einer fehlerhaften Staatsverfassung, der Geistesschwäche der Regenten und der Individualität der Nation, zeichnen die Regierung dieses Fürsten und seiner nächsten Nachfolger bis auf Karl den 7. aus. Das unrichtige Verhältniß, worin die Macht der großen Kronvasallen gegen die königliche stand, brachte eine immerwährende Reibung beider Kräfte hervor, und zerstörte das Glück der Nation, die das Opfer fremder Interessen und ihrer eige-

nen Lebhaftigkeit ward. Erst in der Mitte des 15. Jahrhunderts schien der große Kampf sich für die königliche Macht entscheiden zu wollen. Die Konstitution des Reichs erhielt unter den Nachfolgern Karls des 7. mehr Bestimmtheit und Festigkeit, verschiedene große Lehen wurden mit der Krone vereinigt, die bewaffnete Macht ward nicht mehr von den Vasallen, sondern von dem Chef des Staats auf Kosten des letzteren aufgestellt, und das Parlament verlor seine ursprüngliche Form und Bestimmung, und verwandelte sich aus einer National-Repräsentation in den ersten Gerichtshof des Reichs.

Leider fehlte es den Regenten, unter denen sich diese Veränderungen ereigneten, an lichtvollen Ideen und erhabenen Ansichten, und an einem Geiste, der, frei von kleinlichen Rücksichten, nur das Große und Treffliche umfaßt, und neue Schöpfungen darauf gründet. Sie entlehnten die Mittel, deren sie sich zur Vergrößerung ihres Ansehns bedienten, von einer verkehrten und unwürdigen Politik, und untergruben dadurch die Grundpfeiler ihres eigenen Werks. Ludwig der 11., ein herzloser Despot, ohne Tugend und Edelmuth, suchte nur durch Intrige und Verbrechen seine Zwecke zu errei-

chen. Sein Nachfolger Karl der 8. war gutmüthiger, aber ein schwacher Fürst, und seine Italienischen Kriege brachten dem Reiche keine Vergrößerung. Doch hatten diese wenigstens eine glückliche Folge, sie verfeinerten die rohen Sitten der Nation unter einem milderen Himmel, und verschafften dem ungestümen Feuer derselben, welches bisher die heftigsten Explosionen auf dem mütterlichen Boden hervorgebracht hatte, einen wohlthätigen Ableiter im Auslande.

Schon unter Karl dem 8. und mehr noch unter seinem Nachfolger Ludwig dem 12., einem der besten Fürsten aus dem Stamme der Valois, und während der Regierung Franz des 1. gewöhnten sich die Franzosen nach und nach an den Zwang einer gesetzlichen Ordnung. Sie wagten nicht mehr mit frecher Hand das Heiligthum der Majestät anzutasten, und die Kräfte des Reichs, welche sich bisher im Kampfe mit sich selbst zerrieben hatten, fingen an, auf das Ausland zu wirken, und ließen schon damals ihre künftige furchtbare Ueberlegenheit ahnen. Aber noch war der Zeitpunkt entfernt, wo Frankreich als ein Gestirn der ersten Größe unter den Europäischen Staaten glänzen sollte. Die anarchischen Stürme, welche unter Hein-

richs des 2. schwachen Söhnen die Monarchie aufs neue ergriffen, stürzten sie in den Zustand ihrer früheren politischen Unbedeutenheit zurück, und droheten ihr, wie zu Karls des 6. Zeiten, mit einer gänzlichen Auflösung.

Franz der 1., Ludwigs des 12. Nachfolger, gelangte im Jahre 1515 zum Besitz der Französischen Krone. Der Zeitraum seiner Regierung ist einer der merkwürdigsten in der Weltgeschichte. Die Erfindung der Buchdrukkerkunst, die Veränderung des Kriegswesens und die Entdeckung Amerika's und anderer entfernter Weltgegenden, hatten in allen Ländern Europa's, auf welche sie unmittelbar oder mittelbar einwirkten, eine gänzliche Reform der sittlichen und intellektuellen Bildung, der Staatsverhältnisse und selbst des bürgerlichen und häuslichen Lebens herbeigeführt. Eine große Masse neuer Ideen ward in Umlauf gesetzt, Betriebsamkeit und Kunstfleiß erhielten einen belebenden Impuls, denn die neuen merkantilischen Verhältnisse versprachen den Manufakturen einen reichen und sichern Markt, Handel und Schiffahrt brachen sich neue Bahnen, die Nationen wurden einander näher gerückt und vertauschten ihre Ideen wie die Produkte ihres Kunstfleißes und ihrer Natur; Ackerbau und

Gärtnerei erhielten eine sorgfältigere Kultur, Künste und Gewerbe wurden durch neue Erfindungen bezeichnet.

Ein anderes großes Weltereigniß, die Revolution in den Glaubenslehren der christlichen Kirche, welche der veränderte Zeitgeist auch ohne Luther, Zwingli und Kalvin herbeigeführt haben würde, schloß sich unmittelbar der Entdeckung Amerika's an, und brachte die heftigsten Erschütterungen in den meisten Ländern Europa's hervor. Diese mit dem Namen der Reformation bezeichnete Umwälzung in der Geisterwelt, versprach anfangs die wohlthätigsten Folgen, indem sie dem menschlichen Geiste ein weites Feld des freien Denkens aufschloß. Aber die Urheber derselben, ohne liberale Grundsätze, ohne Duldung und von wilder Leidenschaftlichkeit über die Grenzen ihrer eigenen Ideenwelt fortgerissen, zerstörten bald ihr eigenes Werk, durch die Festsetzung neuer Glaubenssisteme, welche dem menschlichen Verstande statt der zerbrochenen Fesseln noch engere anlegten; und die sogenannte Religionsverbesserung beschränkte sich am Ende nur auf äußere unwesentliche Formen. Denn, was man auch sagen mag, der praktische Nutzen, welchen der Protestantismus der menschlichen Gesellschaft gestiftet

haben soll, ist höchst zweifelhaft. Er ließ die Völker, die ihn annahmen, einen großen Schritt in der Kultur und ästhetischen Bildung zurückthun, und Vernunft und Wahrheit gewannen nicht in dem Streite um unverständliche Dogmen. Und selbst das Gute, welches er anfangs wirkte, ging zum Theil wieder unter in dem von ihm erregten Ungewitter, welches länger als ein Jahrhundert über Europa stand und mehrere der schönsten Länder dieses Welttheils mit Tod und Verheerung erfüllte.

Auch in Frankreich war der Einfluß der hier erwähnten großen Ereignisse und des veränderten Zeitgeistes sichtbar. Die lebhaften und geistreichen Bewohner dieses schönen Landes, reizbar und empfänglich für jeden neuen Eindruck, erhoben sich aus der Nacht der Barbarei, worin sie während der vorigen Jahrhunderte versunken waren, und machten bei ihren glücklichen Geistesanlagen bald einige bedeutende Fortschritte in der Kultur. Künste und Wissenschaften, von dem heimischen Boden Italiens über die Alpen verpflanzt, blüheten unter ihnen auf. Frankreich hatte seinen Gougeon, Cousin, Delorme und Ronsard; wie Italien die Buonarotti, Da Vinci, Palladio und Tasso. König Franz war selbst ein Freund der Wis-

senschaften und Künste, er besaß Kenntnisse und Geschmack, und die Kriege, worin er mit Kaiser Karl dem 5., seinem glücklicheren Gegner, unaufhörlich verwickelt war, hinderten ihn nicht, für die Pflege jener schönen Blüten des menschlichen Geistes zu sorgen. Er stiftete eine Anzahl neuer Lehrstühle bei der hohen Schule zu Paris, gründete zu Fontainebleau eine königliche Bibliothek, rief fremde Künstler und Gelehrte nach Frankreich, und zog das Talent, wo er es entdeckte, hervor.

Mit der höheren Kultur verfeinerten sich auch die Sitten, und zugleich erhielt die Staats- und bürgerliche Verfassung eine ganz veränderte Gestalt. Die rauhen und stolzen Barone verließen ihre finsteren Burgen, den Sitz und die Wiege ihrer Ungebundenheit wie ihrer rohen Tugenden und Laster, und strömten am Hoflager des Königs zusammen, den sie jetzt nicht mehr wie in früheren Zeiten nur als Oberlehnsherrn, sondern als Monarchen betrachteten; verwandelten sich in geschmeidige Höflinge oder widmeten sich den Wissenschaften, da seit der veränderten Kriegsverfassung die Waffen nicht mehr der einzige Weg waren, auf welchem man zu hohen Ehrenstellen emporstieg. Diese auffallende Metamorfose in dem sittlichen

und bürgerlichen Leben des Französischen Adels ward noch allgemeiner, als Franz der I. die Kardinäle und vornehmsten Prälaten an das Hoflager berief, um der hohen Ritterschaft zu Vorbildern der Sittenverfeinerung zu dienen, und als die, aus der Atmosfäre des Hofes früher ganz verbannten Weiber, anfingen, eine wichtige Rolle an demselben zu spielen, und durch den Einfluß der Schönheit die wilden Gemüther zähmten. Dennoch blieb noch Manches von der rohen Wildheit der frühern Zeit unter dem Volke und selbst in den Zirkeln der Großen zurück, und neben den Bällen und Schauspielen, welche jetzt eingeführt wurden, gab man auch die Vergnügungen der Vorzeit, Jagd, Turniere und rauschende Schwelgereien, nicht auf.

So entwickelte nach und nach aus den tiefen Schatten der alten Nacht der Barbarei die Aufklärung ihren ersten erfreulichen Schimmer. Aber unglücklicher Weise war die Nation noch nicht reif zu einer höheren Kultur. Die Verfinsterung, welche von Rom ausging, hielt den Eingang klarer und lichtvoller Ideen zurück, und Franz selbst war kein so großer und umfassender Geist, wie ihn die Völker in dieser ewig denkwürdigen Epoke zu ihrem Glücke bedurft hätten. Sklave seines Temperaments

und nicht frei von Bigotterie und religiöser Unduldsamkeit, sehen wir ihn oft nur nach leidenschaftlichen Aufwallungen und Vorurtheilen handeln, und weder die häufigen Unfälle in seinen Kriegen, noch das Mißlingen fast aller seiner politischen Speculationen, konnten ihn weiser und vorsichtiger machen. Der Geist der Ungebundenheit und Empörung ging noch wie ein mitternächtliches Gespenst unter den Großen seines Reichs umher. Auch blieben die höchsten Ehrenämter und Würden im Staate, die großen Statthalterschaften der Provinzen, welche ihre Verwalter fast zu Souverains derselben machten, ein ausschließendes fast erbliches Eigenthum der vornehmsten Familien, welche dadurch dem Ansehn des Monarchen nicht minder gefährlich wurden, als die ehemaligen Besitzer der großen Reichslehen; und diese Inconsequenz, von der man erst spät unter Ludwig dem 14. zurückkam, ward eine Hauptquelle der nachfolgenden Unruhen. Wie unzureichend und wie wenig ihrem Zwecke entsprechend, die zur Unterdrückung der neuen religiösen Meinungen, welche sich von der Elbe über den Rhein verbreitet hatten, in Anwendung gebrachten strengen Maßregeln waren, hat ebenfalls die Folge hinreichend gelehrt. Diese Miß-

griffe, doppelt gefährlich zu einer Zeit, wo alle Köpfe in Gährung waren, und unter einem lebhaften und immer zu Extremen geneigten Volke, machten die Regierung Franz des 1. zur Wiege jenes furchtbaren politisch-religiösen Kampfes, der unter seines Sohnes Nachfolgern ausbrach, den Staat in seinen Grundfesten erschütterte, die jungen Blüten der Kunst und der Wissenschaften zerstörte, Handel, Kunstfleiß und Schiffahrt, welche zu dieser Zeit in andern Ländern so bedeutende Fortschritte machten, hier unterdrückte, und die Nation aufs neue in einen Abgrund von Verwilderung und Sittenlosigkeit stürzte.

1547 Merz Franz der 1. starb an den Folgen eines zu raschen und unmäßigen Lebensgenusses, und vererbte die Französische Krone auf seinen Sohn Henrich den 2., einen schwachen und leichtsinnigen Fürsten, der sich von einer veralterten Mätresse beherrschen ließ. Er verfolgte noch strenger und grausamer, als sein Vater, die Anhänger der neuen Religionslehren, aber die Scheiterhaufen und Blutgerüste, auf welchen die Unglücklichen gemordet wurden, bewirkten weiter nichts, als daß sie die Anzahl der Protestanten vermehrten.

Neben dem Religionshaß, welcher die Be-

wohner Frankreichs trennte, wuchs auch, als natürliche Folge einer schwachen Regierung der Parteigeist unter den vornehmsten Geschlechtern des Reichs, der sich schon unter der vorigen Regierung gebildet hatte. Sie befeindeten und haßten einander aus politischen, wie die Anhänger der verschiedenen Glaubensmeinungen aus religiösen Motiven. Die Gährung ward immer allgemeiner und gefährlicher. Nur ein großer und kraftvoller Regent, oder ein Minister wie Richelieu, hätten die Flamme erstickt, die sich im Innern des Staats zu entzünden drohete. Henrich war selbst kein solcher Fürst, und hatte keinen solchen Minister. Dennoch konnte sein Ansehn die Explosion zurückhalten, und
darum war sein unerwarteter Tod in der Blüte 1559
des Lebens, unter diesen Umständen ein höchsttragisches Ereigniß, denn sein Sohn und Nachfolger Franz der 2. war ein siebzehnjähriger, an Geist und Körper schwacher Jüngling.

Frankreichs feindseliges Verhängniß wollte, daß gerade in diesem kritischen Moment eine ungewöhnliche Anzahl, durch Geburt und persönliches Verdienst ausgezeichneter Menschen, auf diesem Boden zusammentreffen muste, welche alle, von gleichem Ehrgeiz getrieben, nach demselben Ziele strebten, ohne daß es unter ih-

nen einen von jenen eminenten und außerordentlichen Geistern gegeben hätte, die gleich Sternen erster Größe jeden andern Glanz um sich her überstralen und von der Natur selbst zur Oberherrschaft berufen zu sein scheinen. Es war natürlich, daß eine Reibung der verschiedenen Kräfte entstehen muste, und der Augenblick, wo Franz der 2. den Französischen Thron bestieg, führte die Gelegenheit dazu herbei. Der neue König war ein Kind, weniger noch an Jahren als an Verstand; er war unfähig, die Zügel der Regierung selbst zu lenken, und es bedurfte daher einer Regentschaft. Je nothwendiger diese zu sein schien, desto wichtiger und kritischer war die Frage, wer sie verwalten sollte? Mehrere Kompetenten bewarben sich darum. Die vornehmsten derselben waren: die Häuser Guise und Bourbon, und Katharina von Medicis, die Mutter des Königs. Die Prinzen von Guise gründeten ihre Kompetenz auf ihr großes Ansehen, und die dem Staate unter den vorigen Regierungen geleisteten wichtigen Dienste; den Bourboniden, als Prinzen vom königlichen Geblüt, sprachen das Recht dazu die Reichsgewohnheiten zu, und Katharina berief sich auf die geheiligten Bande der Natur, die sie mit dem jungen Fürsten vereinigten.

2.

Schon während der Regierung Franz des I. hatte sich das Haus Guise zu einem so bedeutenden Ansehn im Reiche emporgeschwungen, daß der sterbende König seinen Nachfolger warnte, es nicht zu sehr aufkommen zu lassen. Es war ein Zweig des alten Lothringenschen Fürstenstammes. Claudius, ein Bruder des Herzogs von Lothringen, ließ sich in Frankreich nieder und gelangte zum Besitz der Grafschaft Guise in der Pikkardie, welche Franz der I. zu einem Duché-Pairie erhob; das erste, in der Folge oft nachgeahmte Beispiel, daß die Pair-Würde einer Person verliehen ward, die nicht von königlichem Geblüte war.

Claudius hatte durch große Thaten in den Kriegen Franz des I. geglänzt, und sechs Söhne hinterlassen, deren seltene und ausge-

zeichnete Eigenschaften sie zu Schutzgöttern ihres neuen Vaterlandes gemacht haben würden, hätte nicht ein grenzenloser Ehrgeiz sie beherrscht, der sie weit über die angewiesene Bahn hinausriß. Denn, war es auch noch jetzt nicht ihr Plan, die Krone Frankreichs an ihr Haus zu bringen, wie ein neuerer Französischer Schriftsteller behauptet, so arbeiteten sie doch mit vereinten Kräften dahin, es wenigstens zur höchsten Stufe der Macht und des Ansehns zu erheben und dem Throne nahe zu stellen; und als sie dieses Ziel errungen hatten, da faßten sie, die subalterne Rolle des Unterthans verachtend, den verwegenen Entschluß, dem Haupte der Valois das Diadem zu entreißen und ihre Stirn damit zu schmücken.

Der Duc Francois de Guise und der Kardinal Karl von Lothringen, sind die berühmtesten von Claudius Söhnen. Beide durch seltne Eigenschaften des Geistes und Körpers ausgezeichnet, glänzte jener durch die Waffen, und dieser durch eine hinreißende Eloquenz, und durch den Ruf einer außerordentichen Gelehrsamkeit. Der Dûc verband mit einem romantischen Muthe ein humanes und herablassendes Betragen, welches ihm die Her=

zen der Menge gewann. Den Kardinal, der zugleich Erzbischof von Rheims und der vornehmste Prälat Frankreichs war, machten sein Stolz, seine Arroganz und Heftigkeit, mehr gefürchtet als geliebt. Jener erwarb sich durch die berühmte Vertheidigung von Metz, durch die Eroberung von Calais und Thionville und andere glänzende Waffenthaten unter Henrichs des 2. Regierung, gerechte Ansprüche auf die Dankbarkeit der Französischen Nation und ihres Chefs, und die seltenen Eigenschaften dieses Helden und seiner Brüder, ihre genaue Verbindung mit der Düchesse de Valentinois, der Mätresse des Königs, die Vermählung der ältesten Tochter des letzteren mit dem Herzoge von Lothringen, und ihrer Nichte, der schönen Maria Stuart, an den Dauphin Franz, umgaben ihr Haus mit dem höchsten Glanze. Sie bemächtigten sich nach und nach der vornehmsten Ehrenstellen und Würden, und machten alle Civil- und Militair-Gewalten von sich abhängig. Ein zahlreicher, über alle Stände verbreiteter Anhang, befestigte ihr Ansehen, und um sich der Zuneigung der Geistlichkeit und aller katholischen Franzosen noch mehr zu versichern, und das Interesse derselben an das ihrige zu knüpfen, erklärten sie sich für die

entschiedensten Gegner der neuen Religion, und verfolgten die Bekenner derselben mit unerbittlicher Strenge. Ihr nächstes Ziel nach Henrichs des 2. Tode war, sich der Regentschaft des Reichs zu bemächtigen, welche ihnen, bei der Schwäche des jungen Königs, zugleich den vollkommnen Besitz der höchsten Gewalt versprach, aber der Erreichung dieses Ziels standen die Ansprüche der Bourbons und der Königin Mutter im Wege.

Das Haus Bourbon war durch Rang, Alter und Ruhm nicht minder ausgezeichnet, als jenes der Guisen, und durch seine Abkunft das nächste nach dem königlichen. Philipp der 3te, der Erstgeborne Ludwigs des Heiligen, war der Stammvater der Dinastie der Valois; von Robert, dem zweiten Sohne Ludwigs, stammten die Bourbons. Da das Salische Gesetz die weibliche Deszendenz von der Französischen Krone ausschließt, so ging das Recht der Thronfolge auf die Nachkommen Roberts über, wenn der Mannsstamm der Valesischen Linie erlosch. Dieses nahe Recht zur Krone, die großen Reichthümer und Besitzungen der Bourbons, die Liebe des Französischen Volks zu ihnen, und die Verdienste mehrerer Sprößlinge dieses Geschlechts, erregten wider dasselbe den

Neid und die Eifersucht der regierenden Dinastie. Mehr als einmal zogen in frühern Zeiten beide Theile das Schwert wider einander, und seitdem machten die Könige die engste Beschränkung der Macht des Bourbonschen Hauses zu einer Staatsraison. Als der Dûc Charles de Bourbon, welchen Franz der I. anfangs zum Connetable erhoben hatte, durch die Ungerechtigkeit des Hofes gereizt ward, sich mit Kaiser Karl dem 5., dem Feinde seines Vaterlandes, zu verbinden, wurden seine Güter confiscirt und alle übrigen Glieder seiner Familie, obgleich unschuldig an seinem Verbrechen, von der Gunst des Hofes und allen Staatsämtern ausgeschlossen. Henrich der 2. folgte dem Grundsatze seiner Vorfahren, und die Bourbons sahen sich zurückgesetzt, während die Guisen sich aller Ehrenstellen und Würden bemächtigten, wozu jene Rang und Geburt zu berechtigen schienen.

Bei Henrichs des 2. Tode waren Anton von Vendome, durch seine Vermählung mit Johanne von Albret König von Navarra, und dessen Bruder Ludwig, Prinz von Conde, die Häupter dieses zahlreichen Geschlechts. Ein schöngeformter Körper, einnehmende und liebenswürdige Sitten, Muth und Gutmüthig-

keit, bildeten die inneren und äußeren Vorzüge des ersteren. Außerdem war er ein subalterner Kopf, ohne Festigkeit und Energie des Karakters. Seine Handlungen waren stets die Wirkungen fremder Impulse; von Weibern und Günstlingen beherrscht, ließ er sich von der einen zur andern Parthei ziehen, und fiel endlich, von beiden verspottet, für eine ihm fremde Sache. In dem Bilde des Prinzen von Conde finden wir die ganze Eigenthümlichkeit der Französischen Nationalität ausgedrückt. Ein kühner, lebhafter und feuriger Geist beseelte einen kleinen, aber äußerst regsamen, abgehärteten und in allen ritterlichen Künsten geübten Körper. Seine frohe jovialische Laune, seine Offenheit und Freimüthigkeit und die feinste Galanterie machten ihn zu einem liebenswürdigen Gesellschafter, und zum Günstlinge der Damen. Ohne ein großer und außerordentlicher Kopf zu seyn, besaß er Verstand, Umsicht und schnelle Fassungskraft, und alle Eigenschaften eines vorzüglichen Feldherrn. Kühn und leidenschaftlich, rasch und verwegen in seinen Entschlüssen und von glühendem Ehrgeiz beseelt, war sein unruhiger Geist stets zu den gefährlichsten Unternehmungen bereit. Aber es fehlte ihm an Kraft und Ausdauer zur Aus-

führung einer großen Idee. Er erlag den Verführungen der Sinnlichkeit, und sein Leichtsinn ließ ihn nicht immer die Schlingen vermeiden, womit seine Feinde ihn umstellten. Daher kam es, daß der Kampf, den er für eigene und fremde Rechte unternahm, keine großen und entscheidenden Resultate lieferte, und ihn dem Ziele, wohin er strebte, nicht näher brachte.

Beide Brüder hatten mit Unwillen ihre Zurücksetzung ertragen. Jetzt traten sie mit ihren Ansprüchen auf die Regentschaft als Gegner des Hauses Guise auf, und die Folgen dieser Rivalität ließen sich leicht vorhersehen. Aber außer den beiden rivalisirenden Geschlechtern gab es noch eine Person, welche gleiche Absichten und Wünsche als jene nährte, und mit ihnen nach demselben Ziele rang. Dieses war Katharina von Medicis, des verstorbenen Königs Wittwe, die herrschsüchtigste Frau ihrer Zeit. Mit den Grazien der Anmuth und Schönheit vereinigte sie die glänzendsten Talente, aber auch die verruchtesten Grundsätze, durch deren Anwendung auf das praktische Leben sie und ihre Kreaturen nicht nur die größten Kalamitäten über Frankreich brachten, sondern, was noch schrecklicher war, sogar den

Karakter und die Sitten der Nation durch mehrere Generationen vergifteten. So lange ihr Gemahl, der verstorbene König lebte, hatte diese berüchtigte Fürstin gar keinen Einfluß auf die Staatsgeschäfte. Dem Anschein nach nur in die Angelegenheiten und Lustbarkeiten des Hofes vertieft, wuste sie ihre grenzenlose Herrschsucht sorgfältig unter dem Schleier der Verstellung zu verbergen, und ließ sich sogar herab, der königlichen Favorite den Hof zu machen. Mit Henrichs des 2. Tode schien endlich der günstige Zeitpunkt eingetreten zu seyn, wo sie sich für den langen Zwang entschädigen konnte. Der ungetheilte Besitz der obersten Staatsgewalt war das große Ziel ihrer Wünsche, und die Hoffnung, es zu erreichen, gründete sie auf die Uneinigkeit ihrer Mitbewerber, der Prinzen von Guise und Bourbon. Sie beschließt, die eine Parthei zu begünstigen, um durch sie die andere zu unterdrücken, oder vielmehr über beide zu herrschen; und da die Prinzen von Guise ihr die Hand zu einer Vereinigung bieten, wird diese bereitwillig angenommen, und die Folge dieser Verbindung ist, daß die Guisesche Parthei einen vollständigen Sieg über ihre Gegner erhält. Der Düc François de Guise übernahm nun

die Leitung der bewaffneten Macht, der Kardinal trat an die Spitze der Civilverwaltung, und der Königin Mutter ward die Oberaufsicht über alle Zweige der Staatsadministration zu Theil. Die Anhänger der Guisen erhielten die vornehmsten öffentlichen Aemter und Ehrenstellen; wer ihnen mißfällig war, ward davon ausgeschlossen. Ihre ehemalige Beschützerin, die Düchesse de Valentinois, muste den Hof verlassen. Dem Connetabel Annas von Montmorency, dessen uraltes und berühmtes Geschlecht durch die Bande der Verwandtschaft und einen gemeinschaftlichen Haß wider die Guisen, mit den Bourboniden vereinigt war, und der sich durch Muth, Talente und Lebensklugheit zur Connetablie, der höchsten Ehrenstelle des Französischen Reichs, emporgeschwungen hatte, wiederfuhr gleiches Schicksal, unter dem Vorwande, ihn durch den Genuß einer ehrenvolleu Ruhe zu belohnen; und der Prinz von Conde ward, durch eine ihm übertragene Mission an den Spanischen Monarchen, vom Hofe und von den Geschäften entfernt. Alle Mitglieder und Freunde der Häuser Bourbon und Montmorency musten die Wirkungen des Hasses und der Eifersucht der herrschenden Parthei erfahren.

3.

Der feurige Conde trug mit Unwillen die Herrschaft der Guisen und die Zurücksetzung seines Hauses. Nach seiner Rückkehr aus Flandern besprach er sich zu Vendome mit seinem Bruder, dem Könige von Navarra, und mehreren seiner Verwandten und Freunde über die Mittel, den Ungerechtigkeiten und Usurpationen der herrschenden Parthei Schranken zu setzen. Einige Feuerköpfe in der Versammlung riethen, die Waffen zu ergreifen, aber die Mehrheit stimmte für ein gemäßigteres Verfahren, und der König von Navarra übernahm den Auftrag, nach Hofe zu gehen, um als ältester Prinz vom Geblüt dem Könige die Klagen des Hauses Bourbon über dessen Zurücksetzung und Entfernung von den Staatsgeschäften vorzutragen, und wo möglich das Interesse der Königin Mutter von dem der Guisen zu trennen.

Navarra's Sendung aber entsprach auf keine Weise den Erwartungen seines Bruders und seiner Freunde. Der König, welcher nur im Geiste und nach der Vorschrift der Guisen sprach und handelte, erwiederte seine Beschwerden durch harte und ungünstige Antworten, und Katharina von Medicis hatte für seine Anträge nur unbestimmte und ungewisse Versprechungen. Er erhielt endlich, um ihn auf eine gute Art vom Hofe zu entfernen, den scheinbar ehrenvollen Auftrag, die junge Königin Elisabeth von Spanien, des Königs Schwester, an die Spanische Grenze zu begleiten, um sie ihrem Gemahl zuzuführen. Katharina, welche zwar nicht mit der mächtigeren Guiseschen Parthei brechen wollte, um sich der schwächeren Bourbonischen anzuschließen, aber doch auch die letztere nicht ganz von sich zu entfernen wünschte, versprach ihm beim Abschiede, ihr ganzes Ansehn beim Madrider Hofe anzuwenden, daß er das von Ferdinand dem Katholischen den Vorfahren seiner Gemahlin entzogene Königreich Navarra zurückerhalte, oder durch ein angemessenes Aequivalent dafür entschädigt werde. Der leichtgläubige Fürst traute dieser Versicherung, und die Hoffnungen, welche ihm der Spanische Hof, bei Ueberlieferung

der jungen Königin, wegen der Rückgabe Navarra's machte, berauschten ihn dergestalt, daß er den Erfolg ruhig abzuwarten und sich nicht weiter in die Angelegenheiten Frankreichs und der Gegner des Guiseschen Hauses zu mischen beschloß. Er kehrte daher nicht wieder an den Hof zurück, sondern begab sich nach Bearn, einem kleinen, zwischen Frankreich und Spanien, am Fuße der Pirenäen, gelegenen Ländchen, welches ihm von den Besitzungen der ehemaligen Könige von Navarra noch übrig geblieben war.

Ganz anders dachte der Prinz von Conde. Er war fest entschlossen, die Zurücksetzung seines Hauses nicht länger zu dulden, den Guisen die Herrschaft, welche sie über Frankreich übten, zu entreißen, und den schwachen König aus den Banden, womit sie ihn umstrickt hielten, zu befreien.
1559 In dem Schlosse zu Laferte, auf der Grenze von Champagne, berathschlagte er mit den vornehmsten seiner Anhänger über die Mittel, deren man sich zur Erreichung jener großen Zwecke bedienen müsse. Der größte Theil der Versammlung rieth, mit dem Schwerte in der Hand dem Despotismus der herrschenden Parthei ein Ende zu machen.

Kaspar von Coligni, aus dem Hause Cha-

tillon, Admiral von Frankreich, ein Mann von festem und entschlossenem Karakter und von großer Tapferkeit und Kriegserfahrung, der dem Vaterlande die wichtigsten Dienste geleistet hatte, befand sich nebst seinem Bruder Dandelot, dem verwegensten und unerschrockensten Franzosen, ebenfalls bei der Versammlung zu Laferte. Coligni trug mit Unwillen das herrische Betragen eines eingewanderten Geschlechts, er war der Guisen unversöhnlicher Feind, und mehr als ein Interesse verband ihn mit den Häusern Montmorency und Bourbon, welche, so wie er selbst, von jenen zurückgesetzt und unterdrückt wurden. Aber scharfsichtiger und weniger durch Leidenschaft geblendet, als die übrigen Theilnehmer der Versammlung zu Laferte, mißbilligte er den raschen und tollkühnen Entschluß der letzteren, einen Kampf beginnen zu wollen, der bei der Uebermacht der Gegner und ihrer eigenen Ohnmacht, nicht anders als unglücklich für sie enden konnte. Er mißbilligte daher ihr Vorhaben und rieth ihnen dagegen, mit den zahlreichen, durch ganz Frankreich zerstreuten, unterdrückten und verfolgten Bekennern der neuen Glaubenslehre in Verbindung zu treten, wodurch sie sich nicht nur einen mächtigen Anhang in Frankreich verschaffen,

sondern sich auch der Theilnahme der Königin von England und der protestantischen Fürsten Teutschlands versichern würden.

Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Viele Mitglieder der Versammlung waren selbst heimliche Anhänger der neuen Lehre, und wünschten dem Protestantismus das Bürgerrecht in Frankreich zu verschaffen. Man beschließt endlich einstimmig, die herrschende Parthei durch Hülfe der Protestanten zu stürzen, und dem Hause Bourbon den Antheil an der Regierungsverwaltung, den jene usurpirt hatten, so wie den Bekennern der neuen Lehre Duldung und freie Religionsübung zu erzwingen. Prinz Conde ward zum Chef der Unternehmung gewählt, doch sollte seine unmittelbare Theilnahme für jetzt noch ein Geheimniß bleiben. D'Andelot und der Vicedom v. Chartres, aus dem Hause Bourbon-Vendome, erhielten den Auftrag, die Gemüther der Protestanten für die Zwecke der Verbundenen zu bearbeiten.

So wurden die ersten gewaltsamen Erschütterungen vorbereitet, welche die Kirchentrennung über Frankreich brachte, und deren Folge auch hier, so wie in andern europäischen Ländern, wohin die neue Lehre drang, ein lang-

wieriger und verheerender Religions- und bürgerlicher Krieg war. Der Zündstoff dazu lag in der fehlerhaften Staatsverfassung des Französischen Reichs, in der Schwäche der Könige, in dem Ehrgeiz und der Herrschbegierde der Großen, welche sich der Religionsunruhen zur Ausführung ihrer herrschsüchtigen Absichten bedienten, in der Unduldsamkeit der Geistlichkeit und in dem Verfahren wider die Sektirer, worin man neben der äußersten Intoleranz, weder Energie noch Konsequenz bewies.

Ehe wir die Folgen der Versammlung zu Laferte erzählen, ist es nöthig, zuvor einen Blick auf die damalige bürgerliche Lage der Protestanten in Frankreich zu werfen, weil wir sie nun bald aus dem Zustande der Passivität, in welchem sie bisher die Unterdrückung ihrer Gegner duldend und ungestraft über sich ergehen ließen, hervortreten sehen, um mit dem Schwerte in der Hand Gerechtigkeit zu fordern, und Rache an ihren Unterdrückern zu üben.

4.

Schon im ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts, da nur noch Luther und Zwingli ihn lehrten, war der Protestantismus nach Frankreich gedrungen, und von den enthusiasti- schen Franzosen mit Beifall und Wärme auf- genommen worden. Franz der I. selbst trug wider seinen Willen zur Verbreitung desselben in seinem Reiche bei, durch seine liberale Auf- nahme talentvoller und gelehrter Ausländer, welche zum Theil heimliche Anhänger der Leh- ren Luthers waren. Während der Verwirrung im Reiche, nach der Gefangennehmung des Kö- nigs in der Schlacht von Pavia, vermehrte sich die Zahl der Neuerer, obgleich das Parlament sehr strenge Verordnungen wider sie bekannt machte, und zu Paris zwei dieser Unglücklichen öffentlich verbrennen ließ. Franz der I., trotz seiner Sinnlichkeit und Liebe zu den Wissen-

schaften ein eifriger Katholik, schärfte nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft die Verordnungen wider die Ketzer, mehr noch aus Politik, als aus Bigotterie, denn er unterstützte die Protestanten in Teutschland, während er sie in Frankreich foltern und an schwachen Feuern rösten ließ. Gewarnt durch das Beispiel Teutschlands, wo die Einführung der neuen Glaubenslehren so große Unruhen erregt hatte, wollte er sie vom Französischen Boden vertilgen, um dieses Reich vor ähnlichen Unruhen zu bewahren. Aber die Verfolgung war zu grausam, und man verfuhr dabei nicht konsequent, durch gleichmäßige Fortführung derselben zu allen Zeiten und an allen Orten. Die Erfahrung bestätigte auch hier, was sie in allen ähnlichen Fällen gelehrt hat, daß zur Ausrottung religiöser Meinungen öffentliche Hinrichtungen der Sektirer, ohne gleichzeitige Anwendung anderer energischen Maaßregeln, das zweckwidrigste Mittel sind, und gewöhnlich das Gegentheil von dem bewirken, was dadurch erlangt werden soll, indem sie die Schwärmerei nur noch wilder und gefährlicher machen. Die Strenge der Regierung vergrößerte die Zahl der Anhänger des Protestantismus in Frankreich, und dieses war besonders der Fall, als Jean

Chaurin (Kalvin) von Noyon in der Pikkardie, welcher durch Geburt, Sprache und Sitten den Franzosen näher verwandt war, als die teutschen Reformatoren, in einem von ihm aufgestellten neuen Sistem, worin er sich noch weiter von den Dogmen und dem Ritual des Katholicismus entfernte, als sein Gegner, Luther, die verbesserten Glaubenslehren seinen Landsleuten vortrug. Der neue Reformator, ein heftiger und ungestümer Kopf, verbreitete anfangs in Frankreich selbst, wo er an der geistreichen Königin Margaretha von Navarra, der Schwester Franz des I., eine Beschützerin fand, und dann von Genf aus sein Glaubenssistem. Eine Flut von Schriften, worin die Wahrheiten der neuen Lehre erwiesen und die Grundsätze der alten bestritten wurden, ergoß sich aus dieser fruchtbaren Quelle über alle Provinzen Frankreichs, und es traten von Zeit zu Zeit als Lehrer des Kalvinismus (so nannte man Chaurin's System) Männer auf, eben so achtbar durch wissenschaftliche Kenntnisse, als durch Rechtlichkeit und strenge Moralität, wodurch sie gegen die Unwissenheit und Sittenlosigkeit des größten Theils des katholischen Klerus eine glänzende Auszeichnung gewannen. Mit wunderbarer Schnelligkeit verbreitete sich die neue

Religion über alle Stände und Volksklassen. Die besten Köpfe, die gelehrtesten Männer der Nation, die reichsten Bürger, der vornehmste Adel, viele Herren am Hofe und in den ersten Staats= und Kirchen=Aemtern, selbst einige Personen des königlichen Hauses, wurden heimliche Anhänger und Beschützer derselben. Es lag im Geiste der Nation, daß viele die neue Religion wie eine Art von neuer Mode betrachteten, und daß es gewissermaßen zum guten Ton gehörte, sich zu ihr zu bekennen.

Vergebens erneuerte Henrich der 2., gleich beim Antritt seiner Regierung, die strengen Verordnungen seines Vaters wider die Sektirer; vergebens sah man überall Scheiterhaufen flammen, welche die Lehrer des Protestantismus verzehrten; je unerbittlicher die Strenge war, mit der man die Neuerer verfolgte, desto größer ward ihre Zahl. Das Parlament schlug unter diesen Umständen den Weg der Gelindigkeit vor, weil die verstockte Blindheit der Sektirer und ihr Märtirertod den großen Haufen der Katholiken nur irre leiteten. Aber dieser weise Rath sagte weder den herrschsüchtigen Planen der Guisen, noch der Habsucht der Höflinge und Mätressen, und der Intoleranz der Geistlichen zu. Man bewog daher den König, die

Vorschläge des Parlaments zu verwerfen, und Verfolgung und Hinrichtungen dauerten fort. Der Sektengeist war also gezwungen, sein Wesen im Dunkeln zu treiben, und diese Verborgenheit und die gemeinschaftliche Gefahr machte die Schwärmerei noch gefährlicher, indem sie zugleich die exaltirten Gemüther erbitterten und das Band, welches sie vereinigte, noch enger knüpften. Traten zuweilen einzelne Protestanten aus dem Dunkel hervor, und wagten es, sich für die neue und wider die alte Religion zu erklären, so waren Verfolgung und Tod ihr Loos. Der kühne und freimüthige Dandelot, des Admirals Coligni Bruder, welcher einst in Gegenwart des Königs die Messe eine Gottlosigkeit nannte, verlor dafür seine Stelle als General-Oberster; und als der Parlamentsrath, Anna Dûbourg, ein sehr rechtlicher und unbescholtner Mann, einst bei voller Parlamentssitzung eine Vertheidigung des Kalvinismus unternahm, ward er verhaftet und unter der folgenden Regierung lebendig verbrannt.

Der Tod Henrichs des 2. verbesserte die Lage der Protestanten nicht, und sie lebten fortdauernd unter dem härtesten Druck, und aller bürgerlichen Rechte beraubt. Die höchste Erbitterung wider ihre Unterdrücker war die Folge

davon. Aber ihr Unwille machte sich nur durch Klagen über die unverdiente Härte ihres Schicksals Luft, und sie begnügten sich, ihre Bitten um Duldung und Verbesserung ihres bürgerlichen Zustandes von Zeit zu Zeit vor den Thron zu bringen, ohne eine Handlung der Widersetzlichkeit und Rache zu wagen. Schon war ihre Anzahl im Reiche auf viele Tausende angewachsen; aber diesem großen Körper fehlte ein Haupt, die zerstreuten Kräfte in Bewegung zu setzen und zu einem gemeinschaftlichen Zweck zu vereinigen. Doch, es bedurfte nur eines fremden Impulses, die lange verhaltene Wuth der Verfolgten zu entzünden, und eine furchtbare Explosion herbeizuführen.

In dieser Lage befanden sich die Angelegenheiten der Kalvinisten in Frankreich, als in der Versammlung zu Laferte beschlossen ward, das Interesse dieser Glaubensgenossen mit jenem der Bourbons zu verknüpfen, und sich ihrer zur Erniedrigung der herrschenden Parthei zu bedienen, wodurch der religiösen Schwärmerei plötzlich eine politische Richtung gegeben ward.

5.

Dandelot und der Vicedom von Chartres, die geheimen Agenten der Versammlung von Laferte, entledigten sich des übernommenen Auftrags mit erwünschtem Erfolge; denn ihre große Bekanntschaft ließ sie bald Leute genug finden, welche sich zur Ausführung ihrer Plane eigneten. Der merkwürdigste unter diesen war ein Edelman aus Perigord, Namens Gottfried dû Barry Seigneur de Renaudie, ein tollkühner, zu den verwegensten Unternehmungen aufgelegter Wagehals, der den glühendsten Haß wider den Dûc de Guise nährte, und da er bei seinen durch unsinnige Verschwendung zerrütteten Vermögensumständen nichts zu verlieren hatte, mit Freude die ihm dargebotene Gelegenheit ergriff, sich an seinem Feinde zu rächen. Es ward eine förmliche Verschwörung zum Sturz der herrschenden Partei gebildet, und la Re-

naudie übernahm die Hauptrolle dabei. Die Verschwornen brachten so viel Kalvinisten nnd andere Mißvergnügte, als nur immer möglich, in die Waffen. In kurzer Zeit war eine Menge von Menschen in Bewegung, die aus allen Provinzen des Reichs zu Roß und zu Fuß, bewaffnet und unbewaffnet, in der größten Stille nach der Gegend von Blois vordrangen, wo sie sich, nach dem Plan der Verschwornen, am 15. Merz in eine Masse vereinigen soll- 1560
ten. Eine Anzahl von ihnen sollte sich sodann unbewaffnet in jene Stadt begeben, wo sich der Hof damals befand, und dem Könige eine Vorstellung um Ertheilung der Gewissensfreiheit überreichen. Es ließ sich vorhersehen, daß dieses Gesuch würde abgeschlagen. Bei dieser Voraussetzung sollten die bewaffneten Haufen den Supplikanten auf dem Fuße nachfolgen, in die Stadt einbrechen, den unvorbereiteten Hof überfallen, den Dúc de Guise und den Kardinal von Lothringen nebst ihren Kreaturen niederhauen, sich der Person des Königs bemächtigen und ihn nöthigen, den Prinzen von Conde zu seinem Reichsstatthalter zu ernennen, welcher sodann den Kalvinisten die Glaubensfreiheit auswirken würde.

Dieses war der Plan der Verschwornen

Nur durch Schnelligkeit und Ueberraschung konnte er gelingen. Aber bei aller Thätigkeit und Verschwiegenheit der Theilnehmer, erhielt doch der Hof zu früh Nachricht von ihrem Vorhaben, und die herrschende Partei gewann dadurch Zeit, sich gegen den ihr drohenden Schlag zu sichern. Man führte den König, unter dem Vorwande einer Lustreise, aus dem ganz offenen Blois eilig nach dem zehn Meilen davon entlegenen festeren Städtchen Amboise an der Loire, und der Dûc de Guise, welcher sich von dem bestürzten Fürsten zum Reichsgeneralstatthalter ernennen ließ, traf Anstalten, die Verschwornen tapfer zu empfangen.

LaRenaudie war indeß mit seinen Völkern, unter denen sich eine große Anzahl dienstloser und mit der Regierung unzufriedener Militairs befand, bei Blois angelangt. Hier erfuhr er die schleunige Abreise des Hofes nach Amboise, und errieth sogleich, daß sein Anschlag verrathen sei. Sein Entschluß war schnell gefaßt. Er setzt sich ungesäumt in Marsch nach Amboise, und dringt mit solcher Schnelligkeit bis Noize, anderthalb Meilen von diesem Städtchen, vor, daß die ganze Umgebung des Königs über seine unerwartete Erscheinung in Schrecken geräth. Franz der 2. sandte, auf

des Dûc de Guise Rath, den Dûc de Nemours nach Noize, und ließ LaRenaudie bei seinem königlichen Worte die Versicherung geben: daß, wenn ihm die Verschwornen mit Ehrfurcht und Unterwürfigkeit ihre Beschwerden vortrügen, ihre Forderungen bewilligt und ihnen Verzeihung ihres Aufstandes ertheilt werden solle.

Das Wort des Königs hob alles Mißtrauen. Die Verschwornen wählten daher funfzehn aus ihrer Mitte und sandten sie im Gefolge des Dûc de Nemours, auf dessen schriftliches und durch einen Eid verstärktes Versprechen, daß er sie frei zurückbringen wolle, nach Amboise, um dem Könige ihre Klagen und Forderungen vorzutragen. Aber die Abgeordneten sind kaum angelangt in der Stadt, so werden sie als Aufrührer verhaftet. Empört durch diese Treulosigkeit bricht LaRenaudie, sobald er sie erfährt, gegen die Stadt auf, um sie zu rächen. Doch, plötzlich sieht er sich von königlichen Truppen umringt, die aus einem Hinterhalte hervorbrechen, und fällt nach einem langen und heftigen Kampfe mit dem größten Theil seiner Leute; der Ueberrest wird gefangen oder zerstreut. Nur Cocarville, einer seiner seiner tapfersten Gefährten, der sich in-

deß einer Vorstadt von Amboise bemächtigt hat, fährt fort, sich darin zu vertheidigen, bis die Königlichen die Vorstadt anzünden, und die Flamme derselben ihn mit allen seinen Waffengenossen verzehrt. Das ganze zahlreiche Korps der Verschwornen ward getödtet, gefangen und zerstreut, und viele wurden noch auf der Flucht von den katholischen Bauern erschlagen.

So unglücklich für ihre Urheber endete diese Unternehmung, welche die Französischen Geschichtschreiber mit dem Namen der Verschwörung von Amboise bezeichnen. Den Prinzen von Guise, deren Untergang sie herbeiführen sollte, gab sie Gelegenheit, ihr Ansehn und ihren Einfluß zu vergrößern, indem sie nur für die Befestigung der königlichen Macht zu wirken schienen. Auf ihren Rath ward mit der größten Strenge wider die Gefangenen verfahren. Sie wurden als Rebellen an den Zinnen der Schloßmauern von Amboise aufgehängt oder in der Loire ersäuft, und ihre Anführer enthauptet. Villemongey, einer dieser Männer, tauchte, als er auf dem Schafot stand, seine Hände in das Blut der vor ihm Gerichteten, erhob sie gegen den Himmel und rief ihn an, das unschuldige Blut zu rächen. Auch die funfzehn Abgeordneten wurden, wider das erhaltene Ver-

sprechen, als Majestätsverbrecher hingerichtet, ungeachtet der dringenden Vorbitten der Königinn Mutter, der Düchesse de Valentinois und anderer Damen, und der Widersprüche des Düc de Nemours, der über die Beschimpfung seines Eides und Ehrenworts außer sich war. Der Kanzler Olivier entschuldigte diese Treulosigkeit damit, daß ein König nicht verpflichtet sei, rebellischen Unterthanen sein Wort zu halten.

Es ist kein historischer Beweis vorhanden, daß der Prinz von Conde und der Admiral Coligni einen unmittelbaren Antheil an der Verschwörung von Amboise gehabt hätten, obgleich Labigne, einer der gefangenen Verschwornen, in seiner Aussage sie dessen beschuldigte, um sein Leben zu retten. Die Prinzen von Guise selbst zweifelten nicht, daß die Bourboniden und Montmorency mit ihren Anhängern die geheimen Triebfedern der Maschine gewesen wären, aber sie fanden für gut, ihre Rache bis zu einem gelegenern Zeitpunkt aufzuschieben, und der Hof erließ eine Proklamation, worin die ganze Schuld der Verschwörung den Kalvinisten aufgebürdet ward. An den Connetabel und Admiral ergingen sehr verbindliche Schreiben voll Versicherungen der königlichen Huld, und Prinz

Conde erhielt Erlaubniß, sich nach Bearn zu seinem Bruder, dem Könige von Navarra zu begeben. Der König versprach, die Notabeln des Reichs zu Fontainebleau zu versammeln, um gemeinschaftlich mit ihnen über die dringendsten Bedürfnisse des Staats zu berathschlagen. Das Reich schien beruhigt, und das Ansehn des Hauses Guise war größer als je; aber der Funke zu neuen Erschütterungen glimmte unter der Asche.

6.

Am 21. August 1560 wurden zu Fontainebleau die Sitzungen der Notablen im Beisein des Königs, seiner Mutter und Gemahlinn und seiner Brüder eröffnet. Auch der Connetabel mit seinen Söhnen, Damville und Montmorency, und der Admiral waren gegenwärtig, aber Navarra und Conde hatten nur Bevollmächtigte gesandt.

In der zweiten Sitzung überreichte der Admiral dem Könige eine Bittschrift der Protestanten, worin sie die Conformität ihrer Lehre mit den Grundsätzen der Bibel und den Gebräuchen der ersten kristlichen Kirche erwiesen, und um Bewilligung der Gewissensfreiheit ansuchten. Coligni bemerkte, die Schrift sei zwar von Niemanden unterzeichnet; es würde aber leicht sein, die Unterschriften von 50000 Männern zu sammeln. Der König, ein großer Feind der Sektirer, aber von seiner Mut-

ter in der Verstellung geübt, nahm sie mit scheinbarem Wohlwollen an, ließ sie öffentlich ablesen, und forderte die versammelten Prinzen, Prälaten und Pairs auf, ihre Meinung darüber öffentlich auszusprechen.

Da erhob sich voll glühenden Eifers der Kardinal von Lothringen, und donnerte mit den heftigsten Invectiven wider die Bittschrift. Wenn es 50000 Ketzer und Rebellen im Reiche gibt, rief er drohend aus, so steht dagegen eine Million rechtgläubiger und treuer Unterthanen bereit, der wahren Religion und der Majestät Achtung zu verschaffen. Der König nahm hierauf das Wort, und befahl, daß jeder der Anwesenden nach der Ordnung seine Meinung vortragen solle. Die gemäßigsten Mitglieder der Versammlung schlugen ein National-Koncilium zur Untersuchung der Glaubensstreitigkeiten vor. Die eifrigsten Katholiken hielten dieses für überflüßig, und verwiesen dagegen auf die allgemeine Kirchenversammlung, welche schon vor vielen Jahren zu Trident angefangen und jetzt, nach einer langen Unterbrechung, aufs neue fortgesetzt ward. Am weitläufigsten sprach Johann von Montlüc, Bischof von Valence, ein heller und gebildeter Kopf. Er entwarf mit großer Freimüthigkeit

und Wahrheit ein Gemälde von dem Sittenverderbniß und der Unwissenheit des hohen und niederen katholischen Klerus; im Gegensatz zu der Sittenreinheit und wissenschaftlichen Bildung des größten Theils der protestantischen Geistlichkeit. Darf es uns Wunder nehmen, sagte er, daß sich das Volk von einem so verführerischen Schein verblenden läßt, und sich für ein Sistem erklärt, unter dessen Anhängern es so viel Wissenschaft und Tugend findet? Er rieth deshalb, um größeren Uebeln vorzubeugen, den Kalvinisten die Glaubensfreiheit zu bewilligen, und eine Sittenreform in allen Ständen, als Radikalmittel zur Heilung der Staatsgebrechen, zu veranlassen. Endlich wandte er sich an die Gemahlinn und Mutter des Königs und bat sie, ihren Damen das Absingen frecher und unzüchtiger Lieder, wovon ihre Zimmer wiederhallten, nicht zu gestatten.

Die Vorschläge des Bischofs, den viele für einen geheimen Anhänger der Protestanten hielten, waren nicht im Geschmack der herrschenden Partei. Nach heftigen, durch mehrere Sitzungen fortgesetzten Debatten, ward endlich in Hinsicht der Religions-Unruhen der Beschluß gefaßt, im folgenden Jahre Abgeordnete nach Trident zu senden und das Verfahren wider

die Sektirer, wenn sie sich ruhig verhalten würden, bis dahin auszusetzen. Uebrigens ward beschlossen, im Oktober die Reichsstände zusammen zu berufen. Nach diesen Beschlüssen trennte sich die Versammlung.

Die herrschende Partei hatte sich bis jetzt der Zusammenberufung der Reichsstände auf das hartnäckigste widersetzt. Jetzt that sie selbst den Vorschlag dazu, weil der Reichstag ein Mittel werden sollte, den Prinzen von Conde und die ganze Faktion der Bourbons zu verderben. Denn entweder erschien der Prinz auf demselben, oder nicht. Im ersteren Fall sollte er verhaftet und zum Tode verurtheilt, im letzteren Fall für einen Ungehorsamen und Rebellen erklärt und gezwungen werden, Frankreich auf immer zu verlassen. Scheinbar rechtliche Gründe für ein solches Verfahren ließen sich leicht finden. Wie gewiß musten die Guisen ihres Einflusses und ihrer Macht, und wie entartet muste die Nation sein, daß sie es wagen durften, einen Reichstag zu berufen! ein Schritt, der unter andern Umständen ihren Untergang herbeigeführt hätte.

Conde war um diese Zeit in nähere Verbindung mit den Kalvinisten getreten. Diese Glaubensgenossen wurden dadurch kühner und

entschlossener. Sie hielten an manchen Orten ihre religiösen Zusammenkünfte mit den Waffen in der Hand, um sich den Störungen der Katholiken mit Gewalt zu widersetzen; und der Sektenname Hugonot, den man jetzt anfing, ihnen zu geben, und welchen sie ihren Gegnern, durch die Benennung Papist vergalten, vermehrte, wie in allen ähnlichen Fällen, die Schwärmerei und den gegenseitigen Haß. Sie drangen in Conde, sich öffentlich für ihren Chef zu erklären, und er machte ihnen Hoffnung, ihren Wunsch zu erfüllen. Der Prinz hatte den Plan gebildet, durch seine Emissaire die Bretagne und Pikkardie zu revolutioniren, einige feste Plätze in seine Gewalt zu bringen, und an der Spitze eines Korps bewaffneter Hugonotten nach Orleans zu gehen, und den Reichstag, der sich dort versammeln sollte, zu zwingen: die Königinn Mutter und die Guisen der Reichsverwaltung zu entsetzen und ihn, seinen Bruder Navarra und den Connetabel zu Reichsregenten zu erklären. Dem Hofe blieben seine Anschläge nicht verborgen, und die Befehlshaber in den Provinzen wurden angewiesen, die Hugonotten genau zu beobachten und jeden, der bewaffnet gefunden werde, niederhauen zu lassen. Ein von den Anhän-

1560 Sept. 5 gern des Prinzen versuchter Ueberfall der Stadt Lion, mislang gänzlich. Viele der erstern wurden dabei gefangen und aufgehängt, oder nach Hofe gesandt, um sich ihrer Aussagen zur Begründung eines rechtlichen Verfahrens wider den Prinzen zu bedienen.

1560 In der Mitte des Weinmonats versammelte sich zu Orleans der Reichstag. Der König erschien daselbst an der Spitze einer zahlreichen bewaffneten Macht. Sogleich wurden die Bürger entwaffnet, alle verdächtigen Häuser mit Kriegsleuten belegt, und überall solche Anstalten getroffen, als ob ein feindlicher Ueberfall zu besorgen sei.

Der König von Navarra, Prinz Conde und der Connetabel waren nicht gesonnen nach Orleans zu gehen und sich in die Gewalt der Guisen zu begeben, die jetzt alles dominirten, so daß selbst die Königinn Mutter gezwungen war, sich ihnen auf das engste anzuschließen, um ihr Ansehn zu behaupten. Aber dem Dúc de Guise lag alles daran, die beiden verhaßten und gefürchteten Bourboniden nach Orleans zu bringen. Und über ihr Grab hin ging der Weg zum Throne, und dieses Grab soll Orleans werden. Alle seine Plane wären an ihrem Ausbleiben gescheitert. Die Karakterlo-

ſigkeit des Königs von Navarra begünſtigte ſeine Wünſche. Dieſer ſchwache Fürſt läſſt ſich durch des Königs dringende Schreiben, durch die mündlichen Einladungen und Sicherheitsverſprechen des vom Hofe an ihn abgeſchickten Marſchalls von St. André und durch die Ermahnungen ſeines älteren Bruders, des Kardinals von Bourbon, eines gutmüthigen und unbedeutenden Prälaten, der in der Geſchichte der nachfolgenden Begebenheiten nur als das Werkzeug eines fremden Willens figurirt, zu dem Entſchluß verleiten, ſich in das Verlangen des Hofes zu fügen, und überredet ſeinen Bruder, daſſelbe zu thun. Vergebens beſchwört den letztern ſeine Gattinn, Eleonore von Roy, lieber eines ehrenvollen Todes mit den Waffen in der Hand zu ſterben, als ſeinen Kopf ſo unbeſonnen auf das Blutgerüſt zu tragen. Auch er iſt jetzt feſt entſchloſſen, nach Orleans zu gehen, denn ſein Leichtſinn überſieht die drohende Gefahr. Achthundert proteſtantiſche Edelleute erbieten ſich die Brüder zu begleiten, aber ihr Antrag wird abgelehnt, um keinen Verdacht zu erregen durch ein ſo zahlreiches Gefolge.

Wie bald hatten ſie Urſache, ſich ihre Uebereilung reuen zu laſſen! Der König, das

Organ, wodurch die Guisen ihren Willen aussprachen, empfing sie bei ihrer Ankunft zu Orleans mit der größten Kälte, und warf dem Prinzen vor, daß er seine Unterthanen zur Rebellion verleite, und sogar mit gefährlichen Anschlägen gegen ihn und seine Brüder umgehe. Mit kühner Freimüthigkeit erwiederte Conde: Ich kam hieher, meine Unschuld wider die Verläumdungen meiner Feinde zu beweisen! Gut, versetzte der König, das kann am besten durch Untersuchung und Gericht geschehen! und sogleich ward der Prinz verhaftet, und auch der König von Navarra unter strenge Aufsicht gesetzt. Zu gleicher Zeit ward auch der Vicedom von Chartres zu Paris in die Bastille gesperrt, und Dandelot entging einem ähnlichen Schicksal nur durch schleunige Flucht. Dem Admiral dagegen, der sich mit großer Vorsicht betragen und gleich anfangs zu Orleans eingefunden hatte, ward vom Könige, der überall die ihm von den Guisen einstudirte Rolle spielte, mit scheinbarer Achtung und Auszeichnung begegnet, vielleicht nur deshalb, um erst seinen Oheim, den Connetabel, der sich noch immer entfernt hielt, nach Orleans zu locken.

Conde's Tod war von den Guisen unwiderruflich beschlossen; nur um die Förmlichkeit

zu beobachten, ward eine Commission niedergesetzt, ihm den Prozeß zu machen. Weder seine Einwendungen wider die Kompetenz seiner Richter, noch sein Läugnen der ihm gemachten Beschuldigungen der Theilnahme an der Verschwörung von Amboise und dem Ueberfall auf Lion, wurden geachtet, und er ward als Rebell und Majestätsverbrecher zur Enthauptung verurtheilt. Der König bestätigte dieses Urtheil, wie sich vorhersehen ließ, aber die Vollziehung desselben ward aus unbekannten Ursachen verschoben.

Die Guisen hätten sich gern auch des Königs von Navarra entledigt, und sie äußerten gegen ihre Vertrauten: jetzt könne man dem Aufruhr und der Ketzerei mit zwei Streichen das Haupt abschlagen. Aber es fehlte selbst an einem rechtlichen Vorwande, ihn, gleich seinem Bruder, verurtheilen zu lassen; und ein Anschlag, ihn durch Meuchelmord aufzuopfern, scheiterte an der Unentschlossenheit oder Menschlichkeit des Königs. Ueber Conde's Haupte hing das Schwert des Todes. Mit jedem Tage sah er seinem Ende entgegen. Die Guisen hatten den König auf das äußerste wider ihn erbittert. Vergebens warf sich des Prinzen Gattinn dem Fürsten zu Füßen, und bat mit

Thränen um das Leben ihres Gemahls. Er hat mir Krone und Freiheit rauben wollen, er muß sterben! war des Königs Antwort, und der Bittenden ward nicht einmahl eine letzte Unterredung mit ihrem Gemahl verstattet. Die Königinn Mutter heuchelte die gröste Rührung über sein unglückliches Schicksal. Sie vergoß häufige Thränen, und betheuerte insgeheim seinen Freunden, daß sie nichts mehr wünschte, als ihn retten zu können. Bei dem allen aber that sie doch nichts für ihn, entweder aus Furcht vor den Guisen, oder weil sie das stolze und heftige Gemüth des Prinzen scheute, und deshalb seinen Tod nicht ungern sah.

7.

So war die Lage der Dinge zu Orleans, als unerwartet ein Ereigniß eintrat, welches die Szene plötzlich änderte, und neue Verhältnisse und Verwickelungen herbeiführte. Der König, welcher schon längst an einer Fistel am Ohre gelitten hatte, erkrankte plötzlich so heftig, daß man an seinem Leben verzweifelte. Die Prinzen von Guise geriethen in die äußerste Bestürzung. Der wahrscheinliche Tod ihres königlichen Mündels, in dessen Namen sie über Frankreich herrschten, drohete ihre Macht und ihre stolzen Plane zu vernichten und sie der Rache ihrer Feinde zu überliefern. In dieser gefährlichen Krisis muste ein schneller und entscheidender Entschluß gefast werden. Aber an das verächtliche Spiel der Intrige gewöhnt, begnügten sie sich, anstatt mit Energie und Entschlossenheit zu handeln, in die Königinn

Mutter zu bringen, daß sie das Urtheil wider den Prinzen Conde unverzüglich vollziehen und auch dem Navarrer den Prozeß sollte machen lassen, um durch den Tod der beiden Brüder sich und ihre unmündigen Söhne von den gefährlichsten Feinden zu befreien.

Aber Katharina war so wenig geneigt, die Wünsche des Hauses Guise zu erfüllen, daß sie vielmehr die Erhaltung der Prinzen von Bourbon beschlossen hatte; nicht aus Gefühl für Recht und Billigkeit oder zur Beförderung des öffentlichen Wohls, sondern um in ihnen den Guisen eine mächtige Rivalität entgegen zu stellen, damit sie desto leichter über beide Partheien herrschen könnte. Sie ließ daher dem Könige von Navarra insgeheim versichern, daß er für sich und seinen Bruder nichts zu fürchten habe, wenn er nur auf den Fall, daß der König stürbe, allen Ansprüchen auf die Regentschaft entsagen und mit ihr im Einverständniß handeln wollte. Neue Aussichten und Hoffnungen gehen jetzt den Bourboniden auf, und die Ankunft des Konnetabel, der auf die Nachricht von der Todesgefahr des Königs nach Orleans geeilt war, vermehrt den Muth ihrer Anhänger. Sie und ihre Gegner, die Guisen, sind gleich eifrig bemüht, sich durch neue Ver-

bindungen zu stärken. Beide stehen im Begriff, das Schwert wider einander zu ziehen. Die Königinn Mutter erklärt sich öffentlich für keine der feindlichen Faktionen, sondern zeigt sich gleichgefällig gegen die eine wie gegen die andere, um sich der Ergebenheit beider zu versichern.

Am 5. des Kristmonats starb Franz der 2. im achtzehnten Jahre seines Alters, nach einer 1560
sechszehnmonatlichen Regierung, ein Fürst ohne Tugend und ohne Laster, unfähig selbst zu herrschen und deshalb ein Sklave fremden Willens. Sein plötzlicher Tod veranlaßte das Gerücht von einer Vergiftung, welche jedoch nicht erwiesen und selbst nicht wahrscheinlich ist. Die Prinzen von Guise hatten in seinem Namen geherrscht und verdankten ihm ihre Größe. Kaum war er todt, so vergaßen sie ihn. Niemand bekümmerte sich um seinen Leichnam. Ohne alles Gepränge ward er nach St. Denis geschafft.

Karl der 9., des verstorbenen Königs Bruder, der erst zehn und ein halbes Jahr alt war, bestieg den Französischen Thron, und es gelang der Königinn Mutter, durch tausend Ränke und politische Künste, eine Art von Vergleichs zwischen den beiden feindseligen Faktionen zu stiften; zu Folge desselben übertrug ihr der am

achten Tage nach Franz des 2. Absterben gehaltene Staatsrath, wobei sie selbst, der junge König und die vornehmsten Reichsbeamten gegenwärtig waren, einstimmig die Regentschaft und die Vormundschaft über den König, doch ohne den Titel einer Regentinn. Der König von Navarra ward ihr unter dem Titel eines Reichsgeneralstatthalters zum Gehülfen und Rathgeber beigesellt, der Connetabel zum Oberfeldherrn, der Duc de Guise, mit Beibehaltung seiner Gouvernements, zum Großhofmeister erklärt, und dem Kardinal von Lothringen aufs neue die Verwaltung des Staatsvermögens übertragen. Der Admiral und die Marschälle von Frankreich wurden im Besitz ihrer Würden bestätigt; Prinz Conde und sämmtliche Gefangene erhielten ihre Freiheit, und der König bewilligte eine allgemeine Amnestie, wovon nur die Häupter der Verschwörung von Amboise ausgeschlossen sein sollten. Durch diese Festsetzungen wurde die nahe Explosion des Partheihasses, welche der Tod Franz des 2. fürchten ließ, wenigstens zurückgehalten. Die Königinn Mutter hatte das Ziel ihrer Intrigen die Regentschaft erreicht, und der König von Navarra schien durch die ihm zu Theil gewordene subalterne Rolle befriedigt. Hätte Katharina, die jetzt an der

Spitze der Regierung stand, die große Kunst verstanden, in diesem kritischen Zeitpunkte den Partheigeist zu unterdrücken, so würde es ihr wahrscheinlich geglückt sein, die Ruhe in Frankreich zu erhalten. Aber sie beschloß unglücklicher Weise den alten Italienischen Grundsatz: Divide et impera! in Anwendung zu bringen, beide Partheien zu erhalten, bald diese, bald jene zu begünstigen, um einer durch die andere zu imponiren und über beide zu herrschen. So nährte sie selbst die Glut, die im Verborgenen fortbrannte, und bald in lichte Flammen ausbrach.

Der Reichstag zu Orleans ward entlassen, ohne etwas zum Wohl des Volks gewirkt zu haben. Die Guisen sahen sich mit Unwillen von der hohen Stufe der Macht und des Ansehns, auf welcher sie unter der vorigen Regierung geglänzt hatten, herabgesetzt, und boten Alles auf, sich wieder zu der vorigen Größe zu erheben. Conde, der sich von jedem Antheil an der Regierung ausgeschlossen sah, harrte mit ungeduldigem Verlangen einer Gelegenheit entgegen, Rache an denen zu üben, die seine Zurücksetzung veranlaßt und schon das Blutgerüst für ihn erbauet hatten. Die Brüder Chatillon theilten seinen Haß wider die Guisen. Aber

den Connetabel erlaubte sein Eifer für den katholischen Glauben nicht, die Parthei des Prinzen zu begünstigen, da er ihn als einen Beschützer des Protestantismus kannte. Ja als die Condesche Parthei auf der Versammlung der Ständischen Deputirten zu Pontoise den Vorschlag thun ließ, daß alle diejenigen, welche von Franz dem 1. und Henrich dem 2. Geschenke erhalten hätten, verpflichtet werden sollten, solche herauszugeben, um davon einen Fond zur Tilgung der sehr beträchtlichen Kronschulden zu bilden, bestimmten ihn sein Haß wider die neue Lehre und die Furcht, einen Theil seines Vermögens einzubüßen, wenn jener Vorschlag realisirt würde, seine ehemaligen Verbindungen mit der Bourbonischen Parthei zu zerreißen und mit den Feinden seines Hauses, dem Dûc de Guise und dem Marschall St. André, einen engen Bund zur Erhaltung des katholischen Glaubens zu schließen. Die alte Fehde ward vergessen, und der Bund durch den gemeinschaftlichen Genuß des Abendmahls bestärkt.

Diese von den Französischen Geschichtschreibern mit dem Namen des Triumvirats bezeichnete Verbindung erfüllte die Königinn Mutter mit den lebhaftesten Besorgnissen, und um sich gegen die ihrem Ansehn drohenden Folgen

derselben zu sichern, suchte sie sich dem Könige von Navarra dadurch zu verbinden, daß sie seine oft wiederholte von dem menschenfreundlichen Kanzler von L'Hopital und andern Mitgliedern des Staatsraths unterstützte Bitte um Erleichterung des harten Schicksals der unterdrückten Protestanten, erfüllte. Sie brachte es dahin, daß ihnen eine Art von negativer Duldung zugestanden ward, so daß ihnen zwar die Uebung ihres Kultus untersagt blieb, aber auch keine Verfolgung in Glaubenssachen ferner Statt finden sollte.

Doch diese sonderbare, unbestimmte und unvollkommene Verfügung, erfüllte keineswegs ihren Zweck. Anstatt die Lage der Hugonotten zu verbessern, ward sie vielmehr eine Quelle neuer Streitigkeiten zwischen beiden Religionspartheien, welche nicht selten blutige Auftritte veranlaßten, und bald widerrief man sogar, auf die dringenden Vorstellungen der Guisen, in einer feierlichen Parlamentssitzung die 1561 Jul. 13
ertheilte Vergünstigung wieder, und es erschien ein neues Edikt, welches festsetzte: daß den Protestanten alle Versammlungen mit und ohne Waffen auf das strengste untersagt sein sollten, daß Niemand im Reiche noch andere als den Gebräuchen des Römisch-katholischen

Glaubens leben, und daß jede aufrührerische Aeußerung oder Handlung scharf geahndet werden sollte.

Katharina von Medicis wagte nicht zu widersprechen, um sich nicht selbst der Ketzerei verdächtig zu machen und dem Hasse der zahlreicheren Katholiken auszusetzen, obgleich die gänzliche Unterdrückung der Hugonotten nicht in ihrem Plane lag, am wenigsten jetzt, da das Ansehn der Guisen sich aufs neue erhob. Um den Prinzen von Conde und den Admiral Coligni zu beruhigen, denen sie oft versprochen hatte, das Loos der Protestanten zu verbessern, und die ihr jetzt die bittersten Vorwürfe wegen ihrer Wortbrüchigkeit machten, versprach sie dem Admiral, den schon längst von ihm genährten Wunsch eines Religionsgesprächs zwischen beiden Glaubenspartheien zu befördern.

Ein solches Gespräch ward auch noch in 1561 Sept. demselben Jahre in der Abtei zu Poissi, zwischen den berühmtesten Doktoren beider Religionspartheien, in Gegenwart des Königs, des ganzen Hofes und vieler Pairs und Prälaten gehalten. Aber es endigte sich, wie alle religiösen Debatten dieser Art geendigt haben und nothwendig endigen müssen, da jeder Theil die Grundsätze, welche er vertheidigt, für unum-

stößliche Wahrheiten hält. Es bewirkte daher auch die davon gehoffte Vereinigung der verschiedenen Meinungen nicht, sondern machte das Schisma nur noch unheilbarer.

Den Kalvinisten erwarb indeß diese Verhandlung eine Menge neuer Glaubensgenossen; aber sie verloren dafür bald darauf einen ihrer ältesten Anhänger, den König von Navarra, welcher dem Protestantismus entsagte und zur katholischen Kirche übertrat. Die Gründe, welche den wankelmüthigen Fürsten zu dieser Handlung bewogen, sind ungewiß. Die Katholiken behaupten, er habe sich durch das Gespräch von Poissi von den Irrthümern des Kalvinismus überzeugt. Wahrscheinlich aber waren es profanere Motive, die seinen Entschluß bestimmten, nämlich die Hoffnung zur leichteren Wiedererlangung seines Königreichs Navarra oder eines Aequivalents, womit man ihm schmeichelte, und Eifersucht auf das größere Ansehn seines Bruders Conde bei den Hugenotten. Vielleicht hatte selbst seine Liebe zu der schönen Beraudiere, einer von den verführerischen Hoffräulein der Königinn Mutter, einen Antheil an seiner Apostasie. Unmittelbar nach diesem ersten that er einen zweiten noch auffallendern und unerwarteteren Schritt. Verleitet durch die

Stärke des päpstlichen Legaten, Kardinals von Este, und des Spanischen Botschafters D. Juan Manriguez, vereinigt er sich mit dem Triumvirat, und tritt dadurch mit dem Dûc de Guise, dem Todfeinde seines Hauses, in die engste Verbindung. Die Hugonotten rächten sich für seinen Uebertritt zum Katholicismus und zur Guiseschen Partei durch Spottlieder, und seine Gemalinn, die eifrigste Protestantinn Frankreichs, verließ aus Unwillen darüber mit ihren beiden Kindern den Hof, und zog sich nach Bearn zurück, wo sie auf immer getrennt von ihrem Gatten lebte.

8.

Die Vereinigung des Königs von Navarra mit dem Triumvirat, gab der Guiseschen Parthei ein solches Ascendant, daß die Königinn Mutter, welche stets mit eifersüchtiger Sorgfalt über die Erhaltung ihres Ansehns wachte, in die äußerste Besorgniß gerieth. Um sich gegen die Ueberlegenheit dieser Parthei zu sichern, glaubte sie die Gegner derselben, den Prinzen Conde und die Hugonotten, begünstigen und für ihr Interesse gewinnen zu müssen. Sie brachte es daher auf der Versammlung der Notabeln zu St. Germain dahin, daß den letzteren durch ein neues Edikt abermals eine eingeschränkte und temporäre Duldung zugestanden ward, indem man ihnen die Freiheit ertheilte, ihre religiösen Zusammenkünfte in den Vorstädten und an andern offenen Orten unbewaffnet und im Beisein der Ortsobrigkeit

1562 Jenner.

zu halten, bis der König oder die allgemeine Kirchenversammlung etwas anderes verfügen würde.

Diese Begünstigung hatte indeß keine andere Folge, als daß sie Haß und Verwirrung vermehrte, denn sie erbitterte die Katholiken, ohne die Hugonotten zu befriedigen. Die Zahl der letzteren hatte sich dergestalt vermehrt, daß man bereits 2500 Kalvinische Gemeinden oder Kirchen im Reiche zählte. Die große Menge ihrer Glaubensgenossen und das eben erwähnte Edikt, machten ihnen Muth, sich des Zwanges zu entledigen und nach einer unbeschränkten Duldung zu streben. Auf der andern Seite suchten die von ihren Geistlichen und den Anhängern der Guisen aufgereizten katholischen Zeloten die Feinde ihres Glaubens in dem Genusse der ihnen ertheilten Vergünstigung, wo sie nur immer konnten, zu hindern. Die gegenseitige Erbitterung stieg dadurch zu einem hohen Grade; und ein Ereigniß, durch Zufall oder vorsätzlich herbeigeführt, goß Oel in die gefährliche Glut, daß sie zur hellen verzehrenden Flamme aufstieg.

Katharina hatte auf des Königs von Navarra Verlangen die Coligni vom Hofe entfernt, nachdem auch die Mitglieder des Trium-

virats sich von demselben zurückgezogen hatten. Prinz Conde befand sich zu Paris, und der König von Navarra, der allein von der Gegenparthei am Hofe zurück geblieben war, wünschte den Prinzen aus der Hauptstadt zu entfernen, entweder weil er Unruhen von seinem dortigen Aufenthalte besorgte, oder aus Eifersucht wegen des großen Ansehns, in welchem der Prinz bei den Hugonotten stand. Aber er wagte nicht, es allein gegen seinen Bruder aufzunehmen, und forderte deshalb den Connetabel und den Dûc de Guise auf, mit einem zahlreichen Gefolge nach der Hauptstadt zu kommen und ihm den Prinzen vertreiben zu helfen. Der Dûc, welcher sich zu Joinville aufhielt, war gleich bereit, der Aufforderung seines Verbündeten zu folgen, und trat die Reise nach der Hauptstadt in Gesellschaft seines Bruders, des Kardinals, und von einer großen Anzahl Edelleute und zwei Fahnen Reiter begleitet, an.

Den folgenden Tag gegen Mittag kam er nach dem Städtchen Vassi, in Champagne, und ließ sich in der Kirche des Orts eine Messe lesen. Die Kirche lag vor der Stadt, und in einer benachbarten Scheune hielt die Hugonottische Gemeine, 6 bis 700 Männer, Weiber 1562 Merz 1.

und Kinder, ihren Gottesdienst. Der Dúc ließ den Protestanten, die eben mit dem Absingen der Psalmen beschäftigt waren, als der Messe lesende Priester vor das Altar trat, andeuten, bis nach geendigter Messe mit dem Gesange einzuhalten; aber die Forderung ward abgeschlagen. Indessen waren einige aus seinem Gefolge, aus Neugierde oder einer sträflicheren Absicht, nach der Scheune gegangen, und mit den Wächtern am Eingange in einen Wortwechsel gerathen. Auf Schimpfworte folgen Schläge, und in der Hitze des Streits, oder auch vielleicht überlegt und planmäßig, lösen zwei Teutsche Edelknaben des Dúc ihre Büchsen und Pistolen auf die Hugonotten. Mehrere von diesen werden getödtet und verwundet. Das Getümmel wird größer. Der Dúc selbst kommt herbei und dringt unter die Kämpfenden, um Ruhe zu stiften oder Rache zu üben; die Meinungen darüber sind getheilt. Aber ein Steinwurf ins Gesicht zwingt ihn, sich wegbringen zu lassen. Die Verletzung war unbedeutend, aber sie war das Signal zu einer Greuelscene. Die Begleiter des Dúc, mit Büchsen und Schwertern bewaffnet, tödten mehr als 60 von den versammelten wehrlosen Hugonotten. Der Ueberrest wird zerstreut, und

der verwundete Geistliche rettet sich über das Dach in die benachbarten Häuser.

Nach geendigtem Tumult ließ der Dűc den Maire des Städtchens rufen, und machte ihm Vorwürfe über seine Nachsicht gegen die Ketzer. Er entschuldigte sich mit dem neuerlichen Edikt, welches die Hugonotten zu öffentlichen Zusammenkünften außerhalb den Städten berechtige. Da rief der Dűc zürnend aus, indem er die Hand an den Degen legte: dieser soll das verdammte Edikt zerhauen! Er setzte darauf seinen Weg nach der Hauptstadt fort, und ward mit allgemeinem Jubel empfangen. Conde war gezwungen, Paris zu verlassen, und die Königinn Mutter, welche sich jetzt ganz der Gewalt des Triumvirats überliefert sah, that dasselbe und führte den König nach Fontainebleau, wo sie freier und unabhängiger zu sein glaubte. Sie gab dem Triumvirat die Versicherung, daß sie fest bei der katholischen Parthei halten würde; zugleich aber versprach sie auch Conde und Coligni, sich mit ihnen zu vereinigen, sobald sie Kräfte genug gewonnen hätten, ihren Gegnern die Spitze zu bieten, So nährte die falsche und verderbliche Politik dieser Fürstinn das Ungeheuer der Zwietracht, indem sie zu gleicher Zeit beide feindlichen Fak-

tionen begünstigte und so durch ihre Würde als Regentinn des Reichs, den Haß der einen gegen die andere sanktionirte, und jeder einen Vorwand lieh, ihre Sache für die gerechte auszugeben.

Die Begebenheit von Vassi hatte alle Gemüther in die höchste Gährung versetzt. Die Katholiken erhoben den Dûc de Guise und seinen Eifer wider die Ketzer bis zum Himmel. Sie verglichen ihn einem Moses und Jehu, welche durch Vergießung des Bluts der Gottlosen ihre Hände heiligten, und das Lob des kristlichen Helden ertönte von allen Zungen. Aber die Hugonotten, im Gefühl des Schmerzes und eines gerechten Unwillens über die Ermordung ihrer unschuldigen Glaubensbrüder, nannten die blutige That einen Bruch des ihnen gegebenen Worts, eine Verletzung der öffentlichen Treue, eine offene Kriegserklärung; und ihre Priester riefen von den Kanzeln herab Wehe über die mordsüchtigen Papisten.

Das Signal zum Blutvergießen war jetzt gegeben, Rache und Wiedervergeltung schliffen die Schwerter, und mehrere Mordscenen, welche das Vorspiel zu einem langen gräßlichen Drama abgaben, folgten der zu Vassi.

Der Moment der lange gefürchteten Ex-

plosion ist da. Die Prinzen von Guise sind fest entschlossen, was es auch kosten mag, sich wieder zu der Stufe der Macht und des Ansehns zu erheben, auf welcher sie unter Franz des 2. Regierung ganz Frankreich zu ihren Füßen sahen. Der gröste Theil der Katholiken und ihres Klerus steht auf ihrer Seite, und ist bereit die Waffen für sie zu ergreifen, denn er hält sie für die Beschützer und Vertheidiger seiner Religion, die er in Gefahr glaubt; und selbst der Connetabel und der König von Navarra würdigen sich zu Satelliten dieses Hauses herab, und vergießen ihr Blut für dessen Vergrößerung, indem sie für ihr eigenes Interesse und für ihre Religion zu handeln glauben.

Auf der andern Seite bleibt dem Prinzen von Conde nichts übrig, als sich entweder auf immer aus seinem Vaterlande zu verbannen, die Rechte seines Hauses auf den künftigen Besitz der Französischen Krone aufzugeben, und seine zahlreichen Glaubensgenossen, welche in ihm ihren einzigen Beschützer sehen, den Verfolgungen eines unversöhnlichen Gegners zu überlassen, oder wider den Feind seines Lebens, seines Geschlechts und seines Glaubens zum offenen Kampfe in die Schranken herauszutreten. Seine Hülfsmittel sind mit denen der

Gegenparthei nicht zu vergleichen; aber es bleiben ihm doch sein kühner unternehmender Geist, der Beistand einer Anzahl kriegserfahrner und tapfrer Männer, und der Glaubenseifer der Kalvinisten, welche um so treuer und fester bei ihm ausharren müssen, weil derselbe Schlag, der ihn zu Boden streckt, auch sie zerschmettern muß. Er ist zum Kampfe entschlossen. Und so ward der Bürgerkrieg entschieden, welcher Frankreich dreißig Jahre hindurch verheerte, und eine Flut der schrecklichsten Kalamitäten über das unglückliche Land ergoß.

II.

Der Hugonottenkrieg bis zum Frieden von St. Germain.

1.

Es ist nicht die Absicht, hier eine ausführliche Geschichte dieses Krieges mit allen seinen Details zu liefern, sondern nur ein gedrängtes Gemälde der merkwürdigsten Ereignisse desselben in seinen früheren Perioden, bis zu der entsetzlichen Begebenheit, welche ein Resultat desselben war. Auch ist das allgemeine Interesse, welches die Geschichte dieses Krieges überhaupt erregt, nur gering, so anziehend sie auch in einzelnen Momenten sein mag. Hier sehen wir keinen Kampf eines vereinigten zahlreichen Volks für ein gemeinschaftliches Interesse, für irgend eine große Nationalangele-

genheit; hier sprechen uns keine erhabene, die Menschheit ehrende Zwecke, keine hochtragische Karaktere, keine eminente Tugenden, keine wunderbare und überraschende Entwickelungen an. Es ist ein Partheigeist einzelner Faktionen zur Erreichung egoistischer Absichten, und um religiöse Formeln. Ein ränkevolles herrschsüchtiges Weib, ein paar ehrgeizige Große, welche ihre Hand nach der Krone ausstreckten, und denen es doch an Muth fehlt, das angefangene Verbrechen zu vollenden, und eine Anzahl zelotischer Priester, finden wir als Hauptpersonen auf der Bühne; Herrschsucht und Fanatismus sind die Motive, und die ganze Handlung ist mehr ein verworrenes Gewebe von List und Intrigen, von Verbrechen und Schlechtigkeiten, worin selbst einzelne Großthaten ihren Werth verlieren, als ein offenes Wirken und Reiben großer Massen von geistiger und phisischer Kraft, als ein edler Wettstreit der Unerschrockenheit und des Heroismus.

Mit gleichem Leichtsinn ergreift man die Waffen und legt sie wieder nieder, schließt Verträge und zerreißt sie wieder, und vertauscht das Schwert mit dem Banditendolch. Die Guisen und die Bourbons, der Katholicismus und der Protestantismus sind die streitenden

Partheien. Katharina von Medicis bildet eine dritte, welche sich zwar öffentlich für die Faktion der Guisen und des katholischen Glaubens erklärt, aber auch, wenn es ihr kleinliches Interesse zu fordern scheint, die Bourboniden und den Protestantismus begünstigt, um den Streit beider Partheien, von dem sie allein Dauer und Sicherheit ihres Einflusses hofft, zu verewigen.

Von allen Hauptpersonen ist Coligni der Einzige, welcher bis zu der letzten tragischen Katastrophe seines Lebens mit Konsequenz und Karakter handelt, und sein Ziel standhaft und unverrückt verfolgt, bis auch ihn zuletzt ein unglücklicher Wahn seine Grundsätze vergessen läßt. —

Schon am Schlusse des vorigen Abschnitts ist bemerkt worden, daß der Prinz von Conde durch die Uebermacht der Guisen und des Triumvirats gezwungen ward, Paris zu verlassen. Er begab sich zuerst nach Meaux und dann nach Laferte, fest entschlossen, die Waffen zu ergreifen, wozu die Königinn Mutter selbst ihn gleichsam aufgefordert hatte. Er versammelte seine Anhänger und rüstete sich zum Kampfe, und seine Gegner thaten dasselbe. Beide Theile gingen mit dem Vorsatz um, sich

der Person des Königs zu bemächtigen, um ihren Unternehmungen durch das geheiligte Ansehn der Majestät den Schein der Rechtmäßigkeit zu geben. Da dem Prinzen von Conde aber die Hülfsmittel fehlten, welche seinen Gegnern zu Gebote standen, so kamen ihm diese zuvor. Der König von Navarra, der Düc de Guise und der Connetabel begaben sich nach Fontainebleau und zwangen den König, ihnen nach Paris zu folgen, unter dem Vorwande, ihn gegen die Gefahr, von den Kalvinisten überfallen und aufgehoben zu werden, zu sichern. Die Königinn ist gezwungen, sie zu begleiten, so ungern sie sich auch an einen Ort begiebt, wo die Guisesche Parthei ein entschiedenes Uebergewicht hat. Aber Meisterinn in der Verstellung, unterdrückt sie ihren Unwillen und erklärt dem Könige von Navarra: als eine gute Katholikinn werde sie sich nie von der Parthei ihrer Glaubensgenossen trennen; insgeheim aber schreibt sie dem Prinzen von Conde, daß man sie und den König mit Gewalt nach Paris führe, sie hoffe jedoch, er werde den König nicht verlassen. Zwei Tage nach der Abreise von Fontainebleau, langte die königliche Familie mit ihren Begleitern zu Paris an, Der junge König weinte, weil er seiner Freiheit be-

raubt zu werden fürchtete, und selbst Katharina konnte ihren geheimen Unmuth nicht ganz verbergen. Aber der Dúc de Guise kümmerte sich weder um die Thränen eines Kindes, noch um den Zorn eines beleidigten Weibes. Froh, seinen Zweck erreicht und den König in seine Gewalt gebracht zu haben, sagte er halb scherzend zu seinen Vertrauten: das Glück des Staats folgt mir immer, freiwillig oder gezwungen, auf dem Fuße nach!

Prinz Conde war indeß mit seinen Anhängern und so viel Bewaffneten, als er hatte aufstellen können, von Laferte aufgebrochen und hatte seinen Marsch nach Fontainebleau genommen. Als er aber in der Nähe von Paris angelangt war, und hier erfuhr, daß die katholische Parthei sich bereits der königlichen Familie bemächtiget habe, schlug er ungesäumt die Straße nach Orleans ein. Diese alte und berühmte Stadt ist ihrer Lage wegen ein wichtiger militärischer Posten, und schon zu Laferte hatte der Prinz beschlossen, sich ihrer zu bemächtigen und sie zu einem Waffenplatz zu machen. Der kühne Dandelot war bereits an der Spitze eines Korps Freiwilliger dahin vorausgeeilt, um sich durch Ueberfall, und durch Hülfe eines geheimen Verständnisses mit den

Hugonottischen Einwohnern, eines Stadtthors zu bemächtigen. Ihm folgte jetzt der Prinz mit dem Ueberrest seiner Mannschaft. Als er nur noch einige Lieues von Orleans entfernt ist, zieht er auf einmal den Zügel seines Pferdes an, und bleibt unbeweglich halten. Die schrecklichen Folgen des Bürgerkriegs, wozu er jetzt die erste Szene zu liefern im Begriff ist, erscheinen ihm plötzlich in ihrer ganzen gräßlichen Gestalt, und eine dunkle Ahnung seines eigenen tragischen Schicksals tritt schauerlich vor seine Seele. Aller Muth, alle Standhaftigkeit verlassen ihn in diesem entscheidenden Moment. Tief erschüttert steht er da, ohne zu wissen, wozu er sich entschließen soll. Endlich wendet er sich an den Admiral, der eben herbeikömmt, und theilt ihm seine Empfindungen und seine Zweifel mit. Jetzt ist's zum Ueberlegen zu spät, erwiedert Coligni, der nie gewohnt war, einen einmal gefaßten Entschluß wieder aufzugeben; jetzt müssen wir handeln und Dandelot zu Hülfe eilen, der in diesem Augenblick wahrscheinlich schon im Kampfe begriffen ist und unsers Beistandes bedarf. — Ihr habt Recht, erwiederte der Prinz mit einem Seufzer, wir sind schon so tief in das Wasser gewadet, daß wir es entweder austrin-

ken, oder darin umkommen müssen! — Er setzte darauf ohne Aufenthalt seinen Zug nach Orleans fort, und als er näher dahin kam, bewies ihm das Knallen der Büchsen und das Läuten der Sturmglocken von der Stadt her, daß die Vermuthung des Admirals vollkommen gegründet gewesen war. Sogleich eilte er an der Spitze seiner sämmtlichen Reiterei mit verhängtem Zügel vorwärts, und langte gerade vor Orleans an, um Dandelot, welcher sich eben eines Stadtthors bemächtiget hatte, in dem errungenen Vortheil unterstützen zu können. Der Kampf ward mit vereinten Kräften fortgesetzt, und endete mit der Eroberung der Stadt. Conde zog als Sieger ein, und die 1562 Merz.
fanatischen Hugonottischen Kriegsleute plünderten und verheerten die Klöster und Tempel; das Privateigenthum aber ward respektirt. Der Prinz forderte hierauf alle Kalvinistischen Kirchen oder Gemeinden Frankreichs, und selbst die protestantischen Fürsten Teutschlands zu seinem Beistande auf, und erklärte in einem öffentlichen Manifeste: daß er in keiner andern Absicht die Waffen ergriffen habe, als um den König und die Königinn Regentinn wieder in Freiheit zu setzen, und die Beobachtung des zum Vortheil der Protestanten erlassenen Jen-

ner=Edikts zu bewirken. Ein zweites Manifest enthielt eine weitläuftige Deduktion aller ehrgeizigen Plane der Prinzen von Guise zum Nachtheil des Französischen Reichs, seit der Regierung Franz des I.

Die Eroberung Orleans machte außerordentliches Aufsehen. Ein allgemeiner Geist der Empörung und Widersetzlichkeit ergriff die Hugonotten, welche so lange nur geduldet hatten. Dagegen drang der Dúc de Guise darauf, daß man unverzüglich die Waffen wider sie und den Prinzen ergreifen müsse. Alle seine Anhänger und Kreaturen stimmten ihm bei, und die Vorschläge der Königinn zu einem gelinderen Verfahren wurden nicht gehört. Das Parlament und die katholische Parthei, welche sich die königliche nannte, beantworteten die Manifeste des Prinzen durch Gegenschriften, worin dargethan ward, daß der König und die Königinn Regentinn im Genusse der vollkommensten Freiheit in der Hauptstadt des Reichs lebten, daß das Jenner=Edikt in allen seinen Punkten unverletzt gehalten werde, und daß der Connetabel und das Haus Guise sich die glänzendsten Verdienste um den Staat erworben hätten. Zu gleicher Zeit ward in der Nähe von Paris ein zahlreiches Korps alter und geübter Truppen

zusammengezogen, dem Marschall von Brissac, einem eifrigen Anhänger des Guiseschen Hauses, das Gouvernement über die Hauptstadt ertheilt, und in die Provinzen des Reichs, wo schon alles im vollen Aufstande war, wurden Truppen und Befehlshaber gesandt.

Prinz Conde war indeß beschäftigt, Orleans in einen furchtbaren Vertheidigungsstand zu setzen, und sich die nöthigen Hülfsmittel zur Führung des Kriegs zu verschaffen. Der Prinz von Porlien, Graf Franz von Larochefaucauld, der Vicomte von Rohan, die Grafen von Grammont und Montgommeri, und andere Personen aus den vornehmsten Geschlechtern, hatten sich theils aus Familienrücksichten oder Neigung zur kalvinistischen Lehre, theils aus Haß wider das Haus Guise, öffentlich für seine Parthei erklärt. Sie lieferten, so wie die Hugonottischen Gemeinden, sehr ansehnliche Geldbeiträge, und da diese zur Bestreitung der Kriegskosten nicht hinreichten, so wurden die goldenen und silbernen Gefäße aus den Kirchen zu Orleans in die Münze gesandt und in Geld verwandelt. Man warb dafür Soldaten, kaufte Waffen und Kriegsvorräthe, und legte Magazine an. Der Prinz war auch gesonnen, ein Korps Teutscher Söldner in seinen Dienst zu

nehmen, aber der Admiral erklärte: er wolle lieber sterben als einwilligen, daß durch seine Glaubensgenossen zuerst Teutsches Fußvolk auf Französischen Boden gezogen würde. Das Vorhaben unterblieb also für jetzt noch; man unterhielt jedoch eine freundschaftliche Verbindung mit den protestantischen Fürsten Teutschlands.

Das katholische Heer, 7000 Mann zu Fuß und 4000 Reiter stark, zu denen noch ein Korps besoldeter Schweizer stoßen sollte, war indessen von Paris aufgebrochen, und gegen Orleans vorgerückt. Der König von Navarra stand als Oberfeldherr an der Spitze desselben, und unter ihm befehligten der Connetabel und der Dúc de Guise, welcher eigentlich der belebende Geist des ganzen Körpers war, und den Willen der übrigen Befehlshaber beherrschte. Der junge König war unter der Aufsicht des Marschalls von Vieilleville auf dem Schlosse zu Vincennes zurückgeblieben.

Conde und der Admiral rückten dem katholischen Heere mit einer fast gleichen Macht entgegen, und nahmen vier Meilen vor Orleans eine feste Stellung ein, um darin die Unternehmungen des Feindes zu erwarten.

2.

Ganz Frankreich stand in Flammen. Die Hugonotten, deren Anzahl im Reiche über eine Million betrug, waren in voller Empörung. Fast vierzig Jahre hatten sie den harten Druck ihrer Gegner geduldig ertragen. Endlich war die Zeit der Rache und Wiedervergeltung gekommen, und die lange verhaltene Wuth brach fürchterlich hervor. In allen Provinzen greifen sie zu den Waffen, und eine Anzahl tapferer und kriegserfahrner Ritter stellt sich an ihre Spitze, den Aufstand zu leiten. Durch List, Ueberredung und Gewalt gelingt es ihnen, sich der Städte Rouen, Dieppe, Havre de Grace, Angers, Blois, Poitiers, Tours, Montpellier, Nismes, Valence, Lion, Toulouse, Bordeaux und mehrerer anderen wichtigen Plätze zu bemächtigen. Wie alle Kriege um Meinnungen, so bezeichnen auch diesen die entsetz-

lichsten Gräuel. Ueberall, wo die Hugonotten den Meister spielen, werden Kirchen und Klöster geplündert und verheert, die Bilder vernichtet, die katholische Gottesverehrung aufgehoben und Mord und Brand verbreitet, so sehr auch der menschliche Prinz von Conde diese Entsetzlichkeiten verabscheute. Denn dieselbe Unduldsamkeit, dieselbe finstre Bigotterie herrscht bei Katholiken und Kalvinisten. Verwandelt den ersteren jene blutdürstige Religion, welche ganze Nationen vom Erdboden vertilgte, Hunderttausende auf Blutgerüsten und Scheiterhaufen und in den Kerkern der Inquisition sterben ließ, und selbst bis über das Grab hinaus ihre Rache und Verfolgung treibt, in einen unversöhnlichen Feind des Protestanten; so ersticken dagegen in des letzteren Brust die Dogmen seiner strengen, von allen milden Eindrücken der Fantasie, von aller Sinnlichkeit, dieser Quelle der Schwächen, aber auch der liebenswürdigsten Eigenschaften der menschlichen Natur, abgezogenen Glaubenslehre, jedes zarte reinmenschliche Gefühl. Diese finstern kalvinistischen Schwärmer, denen der unschuldigste Lebensgenuß wie ein Verbrechen untersagt ist, die keine andere gesellschaftliche Unterhaltung kennen, als Psalmengesang und mystische Ge-

bete, denen die schönsten Schöpfungen der bildenden und zeichnenden Kunst ein Gräuel sind, wissen nichts von Großmuth und Schonung. Sie wollen nur zerstören, denn selbst die Gottheit, welche sie anbeten, ist ein schreckliches Wesen, das für seine verirrten Kinder eine Hölle voll ewiger satanischer Qualen bereit hält. Menschen und leblose Bilder, Kirchen und Klöster, Meisterwerke der Kunst und ehrwürdige Denkmale des Alterthums, erliegen unter den Ausbrüchen ihrer vandalischen Wuth.

Reichlich vergalten die Papisten ihren Gegnern, wo sie die Oberhand behielten. Kein Hugonot, der in ihre Hände fiel, fand Barmherzigkeit. Greise und Jünglinge, Matronen und Jungfrauen, Priester und Laien, wurden ohne Unterschied dem eisernen Götzen Intoleranz geschlachtet. Und nicht befriedigt durch die einfachen Schmerzen und Schrecken des Todes, erfand die sinnreiche Grausamkeit der Henker neue unerhörte Martern, um das Opfer süßer und die Rache vollständiger zu machen.

So eröffneten und führten beide Theile den Krieg mit der wildesten Erbitterung. Beide machten sich gleicher Verbrechen schuldig. Man vergaß die Pflichten der Ehre, der Großmuth und der Menschlichkeit, um nur die vom Par-

theihaß und Fanatismus entflammte Leidenschaft zu befriedigen. Bald bezeichneten Felder voll Leichen und Ruinen den Schauplatz des Krieges.

Aber Katharina von Medicis zog den Tummelplatz der Intrigen und Hofkabalen der Bühne des Krieges vor, auf welcher sie von einem Guise und Montmorency überglänzt ward. Sie wünschte daher eine friedliche Ausgleichung zwischen beiden Theilen einzuleiten, und bewirkte in dieser Absicht eine Unterredung zwischen den Befehlshabern des katholischen und Hugonottischen Heers, welcher sie in eigener Person beiwohnte. Der Erfolg derselben entsprach jedoch ihren Wünschen nicht. Prinz Conde verlangte: der Düc de Guise und der Connetabel sollten das Reich verlassen, und nicht eher dahin zurückkehren, als bis der König das zwei und zwanzigste Jahr erreicht hätte; den Kalvinisten sollte die freie Religionsübung in Städten und Kirchen, und die Gelangung zu allen Staatsämtern und Besitzungen verstattet sein, und er selbst bis zur Mündigkeit des Königs im Besitz der eingenommenen Städte bleiben. Diese Forderungen wurden von den Häuptern der katholischen Parthei mit großem Unwillen aufgenommen, und an=

statt der Antwort darauf, erschien ein Herold, welcher den Prinzen, den Admiral und alle ihre Anhänger im Namen des Königs aufforderte: binnen zehn Tagen die Waffen niederzulegen, die eingenommenen Plätze herauszugeben und auseinander zu gehen, oder zu erwarten, daß sie als Rebellen und Majestätsverbrecher behandelt und gerichtet werden würden. Diese Drohung brachte keine andre Wirkung hervor, als daß die Hugonotten einen ewigen und unauflöslichen Bund unter einander schlossen, und durch einen feierlichen Eid sich verbanden: mit vereinten Kräften die Befreiung des Königs, der Königinn Mutter und des Reichs von ihren Unterdrückern zu bewirken und den königlichen Edikten Gehorsam zu verschaffen. Der Prinz ward feierlich und im Angesichte des gesammten Heers zum Chef der geschlossenen Union erklärt.

Noch einmal versuchte die Königinn, den 1562
Streit durch eine Unterhandlung zu beendigen. Julius.
Aber vergebens; die Hugonotten mißtraueten ihrer Doppelzüngigkeit, und es blieb nichts übrig, als ihn mit dem Schwerte zu entscheiden. Beide Heere begnügten sich jedoch, einander zu beobachten, und außer der Eroberung der kleinen Stadt Beaugenci, deren sich Prinz

Conde durch Sturm bemächtigte, fielen nur unbedeutende Gefechte vor, weil kein Theil ein entscheidendes Treffen wagen wollte. Das katholische Heer erhielt endlich die erwartete Verstärkung von 1200 Teutschen Reitern und 6000 Schweizern, und ward dadurch seinen Gegnern so sehr überlegen, daß der Prinz nicht länger das Feld zu halten wagte. Er führte daher seine Truppen nach Orleans zurück, verlegte einen Theil derselben in die festen Plätze, entließ die übrigen, und beschloß sich so lange in den Grenzen einer strengen Defensive zu halten, bis er durch ein erwünschtes Resultat der mit der Königinn Elisabeth und den protestantischen Fürsten Teutschlands angeknüpften Unterhandlungen, in den Stand gesetzt würde, aufs neue zur Offensive zu schreiten.

Die Auflösung des Hugonottischen Heers ließ den katholischen Feldherren ein freies Spiel bei ihren Unternehmungen, und sie beschlossen, ehe sie zu der Belagerung Orleans schritten, sich einiger andern von den Hugonotten besetzten Plätze zu bemächtigen. Blois, Tours,
1562 Poitiers und Angers ergaben sich fast ohne Wi-
Julius. derstand. Bourges vertheidigte sich länger, und ging erst im folgenden Monat durch Kapitulation über.

Während dieser Eroberungen des katholischen Heers schlossen Dandelot und der Prinz von Porlien, als Bevollmächtigte des Prinzen von Conde, ein Schutzbündniß mit der Englischen Regierung ab. Die Königinn von England verpflichtere sich, den Prinzen mit Truppen, Geld und Geschütz zu unterstützen; unter der Bedingung, daß ihr Calais zurückgegeben, und bis dieses geschehen könne, Havre de Grace eingeräumt und Dieppe und Rouen gemeinschaftlich durch ihre und die Prinzlichen Kriegsvölker besetzt werden sollten. Kein Theil sollte ohne Vorwissen des andern mit dem Feinde über einen Frieden unterhandeln. Dieser Vertrag, wozu den Prinzen von Conde die Unmöglichkeit zwang, sich ohne auswärtigen Beistand gegen die Uebermacht der katholischen Faktion zu behaupten, und wodurch der alte und unversöhnliche Feind Frankreichs in das Reich gerufen ward, vermehrte die Erbitterung der Katholiken, und ward selbst von vielen Anhängern des Prinzen gemißbilligt. Die kalvinistischen Geistlichen, deren Worte von ihren Gemeinden wie Orakelsprüche aufgenommen wurden, suchten ihn zu rechtfertigen, indem sie erklärten: die einzige Tendenz dieses Bündnisses sei die Erhaltung derer, welche der reinen

evangelischen Lehre wegen verfolgt und unterdrückt würden, und da, wo es auf die Religion ankomme, wie in dem gegenwärtigen Fall, dürfe man menschliche Rücksichten nicht in Erwägung ziehen.

Schon waren die Englischen Hülfstruppen an den Küsten der Normandie gelandet. Man räumte ihnen Havre ein, und sie besetzten Rouen und Dieppe gemeinschaftlich mit den Kriegsvölkern des Prinzen. Indeß war auch das katholische Heer von Bourges nach der Normandie geeilt, um Rouen, die Hauptstadt dieser Provinz, zu belagern, ehe die Engländer Zeit gewönnen, die Fortifikation derselben zu verstärken. Durch ein Parlamentsurtheil wurden die Brüder Chatillon und alle übrigen angesehenen Mitglieder der Hugonottischen Parthei für Rebellen und aller ihrer Würden und Güter für verlustig; alle diejenigen aber, welche Kirchen zerstört, Bilder vernichtet und Brand und Mord verbreitet hatten, für vogelfrei und außer dem Schutz der Gesetze erklärt, und den katholischen Communen ward erlaubt, wider die Sektirer, wenn sie heimliche oder öffentliche Zusammenkünfte hielten, die Waffen zu ergreifen und sie nieder zu hauen, oder gefangen zu nehmen und der Gerechtigkeit zu

überliefern. Die Hugonotten wurden also jeder Duldung beraubt, und dem Sektengeist ein weites Feld zu neuen Unmenschlichkeiten geöffnet. Des Prinzen von Conde geschah keine Erwähnung in dem Urtheil, vielleicht aus Schonung wegen seines hohen Ranges.

Rouen, durch eine zahlreiche Besatzung vertheidigt, widerstand mit großer Tapferkeit den ungestümen Angriffen des katholischen Heers, und ward erst nach wiederholten Stürmen und unter schrecklichem Blutvergießen erobert. Der Einnahme folgte eine dreitägige 1562
Plünderung, dann hielten der König und die Okt. 26.
Königinn Mutter durch die Bresche ihren Einzug in die mit Blut und Leichen angefüllte Stadt. Der Graf Montgommeri und Colombiere, zwei der tapfersten Partisane des Prinzen von Conde, welche während der Belagerung in Rouen gewesen waren, retteten sich durch die Flucht nach England. Andere ihrer Waffenbrüder wurden gefangen und verloren den Kopf, oder musten am Galgen sterben; und der Hauptmann Crose ward geviertheilt, weil er Havre den Engländern eingeräumt hatte. Prinz Conde ließ, um den Tod dieser Unglücklichen zu rächen, den Parlamentsrath

Sapin von Paris, und den Abt von Gastine, Jean de Troye, zu Orleans henken.

Die Belagerung Rouen's kostete den König von Navarra das Leben, welcher während derselben, durch einen Büchsenschuß von den Wällen, in den Laufgraben tödtlich verwundet ward und bald darauf starb *). Sein Tod brachte keine Veränderung in der Lage der Dinge hervor. Das katholische Heer berennte Dieppe, und ein Korps unter Montlüc schlug und zerstreute in Perigord 6000 Hugonotten, welche der Baron Düras in Guienne zusammengebracht hatte, und dem Prinzen von Conde zuführen wollte.

Durch diese und andere Vortheile erlangte die katholische Parthei ein vollkommnes Ascendant über die Prinzliche. Zwar gelang es dem kühnen Dandelot, 9000 Teutsche Söldner, die er bei Straßburg über den Rhein geführt hatte, troß aller Schwierigkeiten und Gefahren

*) Die Reformirten, welche ihn wegen seines Abfalls haßten, machten folgende Grabschrift auf ihn:

Ami passant,
le Prince ici gissant
vecut sans gloire, et mourut en pissant.

des weiten Marsches durch ein feindliches Land, glücklich nach Orleans zu bringen, aber es fehlte dem Prinzen an Geld, ihnen den Sold zu bezahlen. In dieser Verlegenheit blieb nichts übrig, als irgend ein wichtiges Unternehmen zu wagen, theils um den Truppen Beschäftigung und Unterhalt zu verschaffen; theils um den Ruf der Parthei wieder herzustellen. Der Admiral schlug die Wiedereroberung der verlornen Plätze in der Nachbarschaft Orleans vor; aber der Prinz, stets für große und kühne Ideen eingenommen, zog einen Angriff auf die Hauptstadt vor, dessen Gelingen ihm bei der Entfernung des katholischen Heeres nicht zweifelhaft schien, und die kalvinistischen Prediger, deren Stimme von großem Einfluß bei den Berathschlagungen war, traten aus Haß gegen die Pariser seiner Meinung bei.

Das Heer rückte nach Paris, und vielleicht hätte das Glück den beschlossenen Ueberfall begünstigt, wäre er mit überraschender Schnelligkeit ausgeführt worden. Aber der Prinz verlor eine kostbare Zeit mit der Belagerung der Stadt Corbeil, welche er auf dem Marsch nach Paris angriff; und als er endlich am 5. November im Angesichte der Hauptstadt erschien, hatten sich bereits der Duc de Guise, der Con=

netabel und der Marschall St. André hineingeworfen, und durch ihre Gegenwart den Muth der Einwohner belebt. Nach mehrern fruchtlosen Angriffen auf die von den katholischen Truppen besetzten Vorstädte, und nach einer vergeblichen Unterhandlung, welche abermals die Königinn angeknüpft hatte, gab der Prinz sein Vorhaben auf, verließ die Umgebungen von Paris, und zog sich nach der Normandie hinab, um bei Havre de Grace die Englische Hülfe aufzunehmen.

Das katholische Heer, durch 3000 Mann Spanischer Hülfstruppen aus den Niederlanden verstärkt, folgte dem Prinzlichen auf dem Fuße nach, und erreichte es ohnweit Dreux, siebzehn Meilen von Paris, an den Grenzen der Normandie. Die katholischen Feldherren wünschten ein Treffen zu liefern, aber sie wollten sich keiner Verantwortlichkeit aussetzen, und sandten deshalb einen Eilboten an die Königinn, um die Befehle des Königs einzuholen. Als Katharina die Depesche gelesen hatte, wandte sie sich lächelnd an die ehemalige Amme des Königs, und sagte mit verächtlichem Tone zu ihr: Was dünkt euch, Amme, die Feldherren fragen ein Weib und ein Kind um Rath, ob sie sich schlagen sollen? Sagt denen, welche

euch gesandt haben, erwiederte sie darauf dem Eilboten, der König überlasse alles ihrer Klugheit.

Die Schlacht ward also beschlossen, und das Heer, welches aus 14000 Mann zu Fuß und 2000 Reitern bestand, in zwei Divisionen getheilt, wovon die eine den Connetabel und die andere den Düc de Guise zum Anführer erhielt. Beide gingen in der Nacht vom 18. des Kristmonats im Mondenschein ohnweit 1562
Dreux über die Eure, ohne von den feindlichen Posten, deren gewöhnlicher Fehler Mangel an Wachsamkeit war, bemerkt zu werden. Sie stellten sich darauf im Rücken des Hugonottischen Heers, neben einer Landstraße zwischen zwei kleinen Städten auf, und verschlossen jenem dadurch die Straße nach der Normandie. Als der Admiral am andern Morgen die feindlichen Linien erblickte, rief er aus: Jetzt müssen wir unser Heil in unsern Schwertern suchen, wie es tapfern Männern geziemt! Eine Schlacht war unvermeidlich, und sobald der Prinz seine Völker geordnet hatte, führte er sie gegen das Korps des Connetabels, der sie mit einer Decharge aus vierzehn Feuerschlünden empfing. Die überlegene Hugonottische Reiterei stürzte jedoch mit Ungestüm auf die

Schweizer, welche ein großes Bataillon gebildet hatten, und sich trotz des starken Verlusts, den sie erlitten, mit unerschütterlicher Standhaftigkeit vertheidigten. Die Reiterei des Connetabels eilte den bedrängten Schweizern zur Hülfe, aber die Hugonottische warf sie über den Haufen, und Gabriel Montmorency, des Connetabels vierter Sohn, ward durch einen Stallmeister des Prinzen von Conde, an ihrer Spitze erschossen. Der Connetabel selbst ward bald darauf bei einem Angriff, welchen der Admiral und der Prinz von Porlien machten, im Gedränge vom Pferde gestürzt und durch einen Teutschen Kriegsmann, Namens Welpert von Oertsch, gefangen genommen. Sein ganzes Korps zerstreute sich, nur die Schweizer hielten Stand, und da die meisten ihre Piken zerbrochen hatten, fuhren sie fort, sich mit Degen und Steinen zu vertheidigen.

Bis jetzt waren alle Vortheile des Kampfs auf der Seite des Hugonotten-Heers, aber auf einmal ändert sich die ganze Szene. Der Prinz und der Admiral hatten sich beim Verfolgen des geschlagenen Korps zu weit von ihrem Fußvolk entfernt, und dadurch dessen Flanken entblößt. Diesen Fehler bemerkte der Dúc de Guise, dessen Division noch nichts gelitten hatte.

Meine Freunde, rief er den Umstehenden zu, der Sieg ist unser! griff das Hugonottische Fußvolk plötzlich von zwei Seiten an, und schlug es nach einem kurzen Gefecht in die Flucht. Conde, der schon gesiegt zu haben glaubte, und sich durch diese unerwartete Wendung in Gefahr sah, alle Früchte eines glücklichen Kampfs zu verlieren, eilte dem fliehenden Fußvolk mit einem Theil seiner Reiter zur Hülfe, ward aber von den Feinden umringt und gezwungen, sich dem Marschall von Damville, dem Sohne des Connetabels, zum Gefangenen zu ergeben. Das katholische Heer bemächtigte sich jetzt des Sieges, und der Admiral sah sich gezwungen, nach einem letzten blutigen Kampfe, warin der Marschall St. André von seinem Todfeinde Baubigni erschossen ward, den Rückzug anzutreten, welcher unter dem Schutze der Nacht in der größten Ordnung fortgesetzt ward. Die Katholiken behaupteten das Schlachtfeld, aber sie erkauften ihren Sieg mit einem Verlust von 7000 Mann. Hätte der Dúc de Guise gleich beim Anfange der Schlacht den Connetabel kräftiger unterstützt, so würden sie wahrscheinlich schneller und mit geringerem Verlust gesiegt haben. Dennoch schrieb die katholische Parthei ihm allein den

Gewinn des Treffens zu, und der Sieg bei Dreux erwarb ihm nicht nur die Oberfeldherrnstelle über das katholische Heer, sondern vermehrte auch sein Ansehn und seinen Einfluß dergestalt, daß er von jetzt an die Beschlüsse des Staatsraths nach seinem Gefallen lenkte. Eine Folge davon war, daß die Belagerung Orleans beschlossen ward, um der kalvinistischen Parthei den Todesstreich zu versetzen, wider den Wunsch und Willen der Königinn, welche die Erhaltung der Hugonotten und die Wiederherstellung des Friedens ihrem Interesse gemäßer fand.

3.

Der Admiral hatte den Ueberrest des bei Dreux geschlagenen Hugonottischen Heers nach Neufville geführt, wo er zum Oberfeldherrn, während der Gefangenschaft des Prinzen von Conde, gewählt ward. Er sah vorher, daß der erste Schlag der Sieger auf Orleans niederfallen werde, und sandte deshalb seinen Bruder Dandelot mit einem Theil seiner Truppen zur Vertheidigung dieses wichtigen Platzes ab, während er selbst an der Spitze der übrigen den Marsch nach der Normandie fortsetzte, um die Englischen Hülfsvölker und Subsidien in Empfang zu nehmen.

Dandelot, in dessen Gefolge sich der gefangene Connetabel befand, langte glücklich in Orleans an, und am 5. Februar erschien auch das katholische Heer, unter Anführung des Duc de Guise vor dieser Stadt. Es lagerte sich am Ufer der Loire, zwischen dem Städtchen St. 1563
Die und dem Dorfe Olivet, und erstürmte schon am folgenden Tage die Aussenwerke und

Bayerische Staats-Bibliothek München

die Vorstadt, worauf die Laufgraben gegen die Stadt eröffnet wurden. Aber während man diese Belagerung betrieb, war die Normandie, wo die Engländer und Hugonotten den Meister spielten, ein Schauplatz der schrecklichsten Verwüstung; besonders wurden die Küstengegenden am Ocean von beiden Theilen mit solcher barbarischen Wuth verheert, daß die ausgeplünderten und zur Verzweiflung gebrachten Bauern sich mit ihrem noch übrigen Vieh in die Steinbrüche des Ländchens Caux flüchteten, wo sie jeden Soldaten, der sich in dieses Asil verirrte, erschlugen, er mochte Hugonott sein oder Katholik.

Der Marschall von Brissac, Befehlshaber über die Normandie, stellte dem Hofe vor, daß die ganze Provinz in Gefahr schwebe, ein Raub der Engländer zu werden, weil er außer Stande sei, sie wider den überlegenen Feind zu vertheidigen, wenn nicht der Dûc de Guise unverzüglich zu ihrer Rettung herbeieile. Aber der Dûc, als ein einsichtsvoller Feldherr, der das Wichtigere und Entscheidende vorzieht, achtete weder auf die Klagen des Marschalls noch auf die königlichen Befehle, sondern bestand fest auf seinem Vorsatz, zuvor die Belagerung Orleans zu endigen, ehe er sich in eine andere

Unternehmung einließe. Seine Truppen hatten bereits sehr bedeutende Fortschritte gegen die Stadt gemacht, und er hielt daher das Ende der Belagerung für nicht mehr entfernt. Dennoch wollte das Schicksal, daß er den Ausgang derselben nicht erleben sollte.

Schon seit der Schlacht von Dreux stand der Hof in abermaligen Friedensunterhandlungen mit den Hugonotten. Die Belagerung Orleans hatte sie nicht unterbrochen, und eben jetzt befanden sich zwei Agenten des Hofes in dieser Stadt, und die Unterhandlung versprach einen glücklichen Erfolg.

Donnerstags am 18. Februar erwartete der Dûc die Rückkehr der Friedensagenten aus der Stadt, und verweilte deshalb länger als gewöhnlich in der Nähe derselben. Erst gegen Abend ritt er nach dem Schlosse Cornee, wo er sein Huuptquartier hatte, zurück, und ließ sich in einem Nachen über den Loiret setzen. Als er aus dem Nachen gestiegen war, und seinen Weg langsam fortsetzte, indem er sich mit Roustang, einem seiner Begleiter, unterhielt, fiel plötzlich ein Schuß und zerschmetterte die rechte Schulter des Dûc so, daß die Kugeln durch die Brust fuhren. Der Verwundete, die Hand an den Degen legend, den er aber

aus Kraftlosigkeit nicht ziehen konnte, sank mit dem Kopf auf seines Pferdes Hals, und ward in diesem Zustande nach Cornee zu seiner Gattinn gebracht. Der Thäter blieb unbekannt bis zum 20. Morgens, da man ihn als Gefangenen einbrachte. Es war ein Edelmann aus der Gegend von Angouleme, Namens Jean Poltrot de Meray, fünf und zwanzig Jahr alt und ein eifriger Hugonott. Er haste den Dûc de Guise als den Todfeind seines Glaubens, und man hatte ihn oft sagen hören: er müsse von seinen Händen sterben. Diesen Entschluß, entweder die reine Geburt seines eigenen wilden Fanatismus, oder eine fremde, ihm von denen eingegebene Idee, welche ihn zum Werkzeug ihres Hasses machten, — zur Ausführung zu bringen, ging er zu dem katholischen Heere über und gab vor, daß er den kalvinistischen Irrthümern entsagt habe. Es gelang ihm, sich bei dem Dûc Zutritt zu verschaffen, und man sah ihn während der Belagerung Orleans oft im Gefolge desselben. Endlich glaubt er, an dem gedachten Tage die günstige Gelegenheit zur Ausführung seines meuchelmörderischen Vorhabens gefunden zu haben. Er verbirgt sich am jenseitigen Ufer des Loiret, folgt dem Dûc, nach dessen Ueberfahrt, einige

Zeit unbemerkt, und nachdem er Gott angerufen hat, sein Gemüth von der beschlossenen That abzulenken, wenn sie ihm mißfällig sei, oder ihm Kraft zur Ausführung derselben zu verleihen, löst er hinter einer Hecke hervor sein mit drei Kugeln geladenes Pistol auf das dem Tode geweihte Schlachtopfer und entflieht auf einem schnellen Spanischen Pferde, das er für hundert Thaler, welche er nach seiner Aussage von dem Admiral Coligni zu diesem Behuf erhalten, gekauft hatte. Roustang, der nächste Begleiter des Dúc, setzte ihm vergebens nach, und Poltrot würde entkommen sein, hätte ihn nicht unmittelbar nach der That alle Besonnenheit verlassen. Wie durch einen Zauber ward er auf der Stelle festgehalten, wo er sich befand, und konnte weder den Rückweg nach Orleans finden, noch sich von dieser Stadt entfernen. Endlich fand ihn eine Schweizerpatrouille, hielt ihn an und er bekannte sogleich freiwillig die begangene That.

Schon im verflossenen Jahre, bei der Belagerung von Rouen, schwebte der Dúc in Gefahr, von einem Hugonottischen Schwärmer, Namens Manseau, gemeuchelmordet zu werden, der aber entdeckt ward. Manseau gestand sein Vorhaben ein, und Guise verzieh ihm mit

den Worten: wenn deine Religion dir gebietet, mich zu meuchelmorden, so befiehlt mir die meinige, dir das Leben zu schenken: urtheile nun, welche die bessere ist! Schade, daß diese Worte nichts als eine schöne Phrase und eben so herzlos waren, als die sentimentalen Tiraden in den Französischen Tragödien; der Dûc wuste nichts von Duldung, und was er hier that, war ein studirter Theatercoup, der nur blenden sollte.

Den Streich, welchen Manseau verfehlte, führte Poltrot aus, denn die Hoffnung zur Wiederherstellung des Verwundeten, welche man anfangs hegte, verschwand bald, und er starb am 24. Februar im vier und vierzigsten Jahre seines Alters. Noch in der Sterbestunde versicherte er, daß er nicht der Urheber des Blutbades von Vassi gewesen sei, wie man ihm mit Unrecht vorgeworfen habe. Alle eifrigen Katholiken beweinten seinen Tod, denn sie hatten ihn als den Beschirmer ihres Glaubens verehrt. Der zelotische Hugonottenpöbel empfing die Nachricht davon mit der ausschweifendsten Freude, schmähete durch satirische Grabschriften und andere Libellen sein Andenken, und erhob bis zum Himmel Poltrot's verruchte That.

Der Mörder hatte in seinen Verhören den Admiral, den berühmten Schüler Kalvin's, Theodor Beza und andere ausgezeichnete Kalvinisten der Theilnahme an dem verübten Meuchelmorde beschuldigt. Besonders trafen seine Aussagen den Admiral, und was dieser auch in den weitläufigen Vertheidigungsschriften, welche er in der Folge über diesen Gegenstand entwarf, und zur Kenntniß des Publikums brachte, zu seiner Rechtfertigung wider Poltrot's Anklage sagen mochte; es ist ihm gelungen, sich ganz von dem Verdachte der Theilnahme an der Ermordung des Dúc zu reinigen. Das Guisesche Haus war so fest von dieser Theilnahme überzeugt, daß Coligni stets ein Gegenstand seines unversöhnlichen Hasses blieb. Poltrot ward auf dem Greveplatz zu Paris mit glühenden Zangen gezwickt, und mit vier Pferden zerrissen. 1563 Merz 18

In dem kurzen Laufe eines halbjährigen Krieges hatte nun schon der Tod dem Triumvirat drei seiner Mitglieder: den König von Navarra, den Marschall St. André und den Dúc de Guise entrissen, und Katharinen von Medicis von eben so viel Rivalen ihrer Macht befreit. Der Prinz von Conde und der Connetabel machten ihr weniger Besorgnisse, und

es lag ihr jetzt mehr als je an einer Aussöhnung mit den Hugonotten, um den Engländern die gemachten Eroberungen entreißen und dann in Ruhe über Frankreich herrschen zu können. Prinz Conde ging leicht in ihre Wünsche ein, denn er war seiner Gefangenschaft müde. Er ließ sich durch schöne Versprechungen blenden, und achtete nicht auf die Warnungen und Widersprüche des Admirals, welcher den Grundsatz hatte, daß man nicht eher die Waffen niederlegen müsse, als bis es mit voller Sicherheit geschehen könne. So ward schon am
1563 19. des Lenzmonats der von der Königinn gewünschte Friede zu Amboise abgeschlossen. Durch das erlassene Friedensedikt bewilligte der König eine allgemeine Amnestie und den Protestanten die Gewissensfreiheit mit der Einschränkung, daß sie sich bei ihren religiösen Zusammenkünften keiner Kirchen bedienen, und in Paris dergleichen gar nicht halten sollten. Die Gefangenen von beiden Seiten sollten ihre Freiheit ohne Lösegeld erhalten, die von den Hugonotten eingenommenen Plätze zurückgegeben werden, und die fremden Kriegsvölker das Reich verlassen.

Die Friedensbedingungen wurden sogleich zur Erfüllung gebracht. Prinz Conde und der

Connetabel erhielten ihre Freiheit, Dandelot räumte Orleans, und die Teutschen Söldner empfingen ihren rückständigen Sold und wurden zu einem freiwilligen Abzuge bewogen. Der Prinz befahl allen seinen Anhängern die Waffen niederzulegen, und bat auch die Königinn von England um die Zurückgabe von Havre de Grace. Aber Elisabeth schlug sein Verlangen ab, und antwortete ihm mit bittern Vorwürfen: daß er wider den geschlossenen Allianztraktat ohne ihre Einwilligung Friede gemacht habe. Die Folge dieser Weigerung war, daß ein Französisches, aus Katholiken und Hugonotten zusammengesetztes Korps, in dessen Gefolge auch der König und die Königinn sich befanden, unter Anführung des Connetabels vor Havre rückte, und diese Stadt, welche der Englische Feldherr Warwick mit 6000 Mann vertheidigte, nach einer achttägigen Belagerung zur Uebergabe zwang. Die Englische Besatzung, unter welcher eine große Sterblichkeit herrschte, kehrte nach ihrem Vaterlande zurück, und verpflanzte die Pest dahin, welche allein in London 20000 Einwohner tödtete. Die Hugonotten verläugneten während der Belagerung von Havre ihren Nationalcharakter nicht. Man sah viele von ihnen und selbst den Prinzen

von Conde dieselben Engländer mit dem größten Eifer bekämpfen, welche sie kurz zuvor zu ihrem Beistande über das Meer gerufen hatten.

4.

Doch nicht alle Kalvinisten theilten den Leichtsinn des Prinzen und ihrer übrigen Glaubensgenossen. Der Admiral, der Graf Montgommeri und andere Häupter waren sehr unzufrieden mit einem Frieden, der ihnen durchaus keine Sicherheit gewährte. Sie mißtrauten den Versprechungen der Königinn, deren Arglist sie kannten, hielten sich deshalb vom Hofe entfernt, und Katharinens Verfahren nach der Vertreibung der Engländer vermehrte ihren gerechten Argwohn.

Sie hatte den Frieden von Amboise aus keiner andern Absicht geschlossen, als um desto ungestörter an der Befestigung ihrer Herrschaft über Frankreich arbeiten zu können. Einen entscheidenden Schritt an dieses Ziel that sie unmittelbar nach der Wiedereroberung von Havre dadurch, daß sie den König, wiewohl

er das durch die Reichsgesetze bestimmte Alter von vierzehn Jahren noch nicht erreicht hatte, durch das Parlament von Rouen für volljäh-
1563 Sept. rig und regierungsfähig erklären ließ. Sie erlangte dadurch, daß jetzt, da der junge Fürst mit der höchsten Staatsgewalt bekleidet war, kein Prinz von Geblüt oder irgend ein anderer Großer auf die Verwaltung des Reichs noch Ansprüche machen konnte, und sie regierte nun allein und unumschränkt im Namen ihres Sohns.

Jetzt war noch übrig, die Hugonotten in eine Lage zu versetzen, worin sie ihr nie furchtbar werden konnten. Eine Trennung der Parthei schien dieses am sichersten bewirken zu können; und mit der Entfernung des Prinzen Conde von ihr, muste sie ihre ganze politische Wichtigkeit verlieren. Katharina setzte daher alle ihre Ränke und Künste in Bewegung, diesen Prinzen von seinen Anhängern und Glaubensgenossen zu isoliren und wie ehemals den König von Navarra, ihn in ihr Interesse zu ziehen und dadurch zu ihrer Kreatur zu machen. Er erhielt ganz unerwartet das ihm so lange verweigerte Gouvernement über die Pikkardie: Mademoiselle de Limevil, eine von den schönen Hoffräulein der Königinn, muste sein

reizbares Herz durch Liebe und Sinnlichkeit bestechen, und als bald darauf seine Gattinn Eleonore von Roy starb, überredete Katharina die reiche Wittwe des Marschalls St. André, dem Prinzen ihre Hand anzubieten.

Der Admiral und alle die, welche seine Gesinnungen theilten und mit ihm die Plane der Königinn durchschauten, beklagten die Schwäche und Verblendung des Prinzen, und ihr Unwille über den Frieden von Amboise, dessen Folgen ihrer Parthei mehr Unheil droheten als eine verlorne Schlacht, ward dadurch vermehrt. Gleiche Unzufriedenheit über diesen Frieden, nur aus entgegengesetzten Gründen, nährten die Häupter der katholischen Faktion, und vorzüglich die Prinzen von Guise. Die letzteren hatten mit dem Dúc François die Hauptstütze ihres Hauses fallen sehen, aber sie entsagten darum ihren excentrischen Planen nicht. Es lebten noch die Brüder des Ermordeten, jener stolze und eitle Kardinal von Lothringen, der Dúc d'Aumale und andere; und François selbst hatte drei Söhne hinterlassen, den Dúc Henri de Guise, den Kardinal Ludwig von Guise und den Dúc Charles de Mayenne, auf welche die glänzenden Eigenschaften, aber auch der Ehrgeiz des Vaters, fortgeerbt waren. Die Liebe

der eifrigen Katholiken für dieses Geschlecht hatte der Tod des Dûc, der ihnen wie ein Märtirer in der Vertheidigung des heiligen Glaubens gefallen zu sein schien, noch erhöht; und um den Enthusiasmus noch mehr zu entflammen, gab das Guisesche Haus zu Paris ein höchst sonderbares und außerordentliches Schauspiel. Anna von Este, des Ermordeten Wittwe, begibt sich in einem feierlichen Aufzuge, von ihren drei Söhnen und einem zahlreichen Gefolge ihrer Verwandten und Diener begleitet, in das Louvre. der ganze Zug erscheint in der tiefsten Trauer, und eine zahllose Volksmenge drängt sich ihm nach. Die Dûchesse wirft sich dem Könige zu Füßen, und bittet in einer rührenden Anrede um Gerechtigkeit wider die Urheber des an ihrem Gemahl verübten Mordes. Das zusammengeströmte, von Allem unterrichtete Volk, schreit gleichfalls um Rache und Gerechtigkeit für den Beschützer des wahren Glaubens, und der bestürzte, auf eine solche Szene nicht vorbereitete König, entläßt die Dûchesse nach einer kurzen Audienz mit der Versicherung: er werde zu seiner Zeit die Urheber des großen Verbrechens auf das strengste bestrafen.

So endete dieser Auftritt, welcher nur zu sehr bewies, wie wenig die Gemüther zum

Frieden und zur Versöhnung gestimmt waren. Die Guisen erreichten dadurch ihren Zweck, das für sinnliche Eindrücke so empfängliche Volk wider den Admiral und die Hugonotten aufs neue zu erbittern. Nur im Ungewitter des Bürgerkriegs konnten sie ihre stolzen Plane reifen, und den alten Glanz ihres Geschlechts wieder aufleben sehen. Um einen neuen Brand in die noch nicht ausgelöschte Glut zu werfen, bewog der Kardinal von Lothringen, welcher an der Spitze der Französischen Prälaten dem in diesem Jahre geendigten Tridentinischen Konzilium beigewohnt hatte, den Papst Pius 4., daß er den Französischen Monarchen ermahnte, die Schlüsse des Konziliums in Frankreich einzuführen. Zu gleicher Zeit erschienen am Französischen Hofe Gesandschaften aus Spanien und Savoyen, welche den König im Namen ihrer Souverains zur Vernichtung der Ketzerei in seinem Reiche aufforderten, wozu sie ihm den Beistand ihrer Höfe anboten.

Aber die Königinn fand weder das Verlangen des Papstes, noch den Antrag der beiden Mächte ihrem Interesse gemäß. Auch sie wollte zwar die Hugonotten unterdrücken, aber durch andere Mittel als einen ungewissen Krieg. Sie ließ daher der Spanischen Ge- 1564 Julius

sandschaft erklären: Der König hoffe, ohne das Blut seiner Unterthanen zu vergießen, die verirrten Gemüther auf den rechten Weg zurückzuführen.

Bald nach der Entlassung der Gesandten trat der Hof eine große Reise an, deren Zweck nach der öffentlichen Angabe war: den jungen König mit den verschiedenen Provinzen seines Reichs bekannt zu machen, die in mehreren Gegenden ausgebrochenen Streitigkeiten zwischen den Katholiken und Hugonotten zu vermitteln, Mißbräuche und Mängel abzustellen, und endlich an der Spanischen Grenze mit der jungen Königinn von Spanien zusammen zu treffen. Aber es lagen bei dieser Reise unstreitig auch gewisse geheime Motive zum Grunde, welche nie öffentlich bekannt wurden und von den Politikern nur geahnet worden sind.

In dem zahlreichen und glänzenden Gefolge, welches den Hof begleitete, befand sich auch der Königinn jüngste Tochter, die Prinzessinn Margarethe von Valois, deren aufblühende Schönheit damals allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen anfing. Von Paris aus ging die Reise zuerst durch Brie und Champagne, wo eine Zusammenkunft mit dem Herzog und der Herzoginn von Lothringen Statt

fand; von da durch Burgund nach Lyon, und dann weiter in den Süden Frankreichs. Ueberall fanden die größten Ehrenbezeigungen und glänzende Lustbarkeiten Statt. Bei dem Einzuge zu Chalons zur Saone machte die Municipalität dem Könige ein sehr sonderbares Geschenk, welches ihm von zwei schönen Mädchen auf einer dazu errichteten Bühne überreicht ward. Es war das Bildniß eines Souveräns aus vergoldetem Silber. Die Figur umfaßte zwei in einander verschlungene Säulen, und trat auf ein Ungeheuer, welches die ganze Kristenheit mit seinem Gifte angesteckt hatte. Oben las man die Devise: Pietate et Justitia. Dieses Geschenk, dessen allegorischer Sinn nicht schwer zu enträthseln war, ward von dem Könige mit großem Wohlgefallen aufgenommen.

In Dauphiné hielten der König und seine Mutter eine Unterredung mit dem Herzog von Savoyen, und zu Avignon besprachen sie sich mit dem päpstlichen Legaten. Den Winter brachte der Hof in Languedoc zu, und mit dem Anfange der besseren Jahreszeit erhob er sich über Bordeaux nach Bayonne, wohin auch 1565
die Spanische Monarchinn, des Königs Schwe- April
ster, in Begleitung des berühmten Herzogs

von Alba kam. Die Königinn Margaretha von Navarra gibt uns in ihren Memoirs eine Schilderung von den Hoflustbarkeiten zu Bayonne, welche um so interessanter ist, da sie zugleich einen Beitrag zur Geschichte des Geschmacks und der Sitten jenes Zeitalters liefert. Doch neben den Szenen der Freude und des Scherzes fanden während dem dortigen Aufenthalt des Hofes auch sehr ernsthafte Unterhandlungen Statt, und die Königinn Mutter hatte verschiedene lange und geheime Unterredungen mit dem Herzog von Alba. In diesen Communicationen, so wie in jenem Zusammentreffen des Hofes mit dem Herzog von Savoyen und dem päpstlichen Legaten glaubten die Hugonotten das Geheimniß dieser Reise, welche damals ein großes und allgemeines Aufsehen erregte, gefunden zu haben. Die Resultate derselben waren, ihrer Meinung nach, eine Verabredung, den Protestantismus in Frankreich durch Mitwirkung des Spanischen, Französischen und päpstlichen Hofes zu unterdrücken; eine Erneuerung des alten Verständnisses zwischen dem Spanischen Hofe und dem Guisischen Hause, und eine enge Verbindung der Königinn Mutter mit den Guisen wider die Familien Montmorenci und Chatillon. Ja

man wollte darin sogar die Quelle der nachfolgenden schrecklichen Ereignisse in Frankreich gefunden haben. Doch alle diese Vermuthungen sind nie zur Gewißheit gediehen.

Von Bayonne ging der Hof nach Bearn und Poitou, und zu Anfange des folgenden Jahrs nach Moulins in Bourbonnois, wo eine 1566
Versammlung der angesehensten Männer aus allen Parlamenten des Königreichs Statt fand. Auch erfolgte hier, auf Verlangen des Königs, eine Art von Versöhnung zwischen den Häusern Chatillon und Guise, wobei der Admiral mit einem Eide versicherte, daß er keinen Theil an der Ermordung des Duc François gehabt habe. Aber trotz dieser Scheinversöhnung schwebte die Ruhe des Staats aufs neue in Gefahr. Die geheimnißvollen Unterhandlungen zu Bayonne, die Partheilichkeit des Hofes für die Katholiken bei Entscheidung ihrer Streitigkeiten mit den Hugonotten; das wachsende Ansehn des Hauses Guise; die Antwort des Königs an die Gesandten der Teutschen protestantischen Fürsten auf ihr Gesuch, den Hugonotten eine vollkommene Duldung zu bewilligen, daß ihre Herren sich nicht in die Angelegenheiten seines Reichs einmischen möchten; und der Entschluß des Spanischen Hofes, den

Herzog von Alba an der Spitze eines Heers in die Niederlande zu senden, um die darin ausgebrochenen Religions- und bürgerlichen Unruhen mit dem Schwerte in der Hand zu unterdrücken: alle diese Umstände erregten Argwohn bei den Hugonotten, und ließen sie mehr als je für ihre Existenz besorgt sein. Die ihnen durch den Friedensschluß von Amboise zugestandene Duldung schützte sie nicht gegen die Bedrükkungen und Gewaltthätigkeiten der Katholiken, und es kam oft zu stürmischen, ja selbst zu blutigen Auftritten zwischen beiden Partheien, welche fast immer zum Vortheil ihrer Gegner entschieden wurden. Zum Glück für sie gelang es der Königinn nicht, den Prinzen von Conde von ihnen zu trennen. Dieser ehrgeizige Prinz sah mit Unwillen, daß er, troß des scheinbaren Wohlwollens des Königs und der Königinn doch nur eine subalterne Rolle spielte; seine Unzufriedenheit nahm zu, als man ihm die Anwartschaft auf die Connetabelwürde versagte, und er verließ endlich den Hof und kehrte in den Schooß seiner Familie zurück. Daßselbe thaten auch der Admiral und andere Häupter der Parthei.

Die Besorgnisse der Hugonotten waren nicht ungegründet. Der Hof hatte aufs neue

die Unterdrückung der verhaßten Sektirer und ihrer Häupter durch List und Gewalt beschlossen, und die Zeitumstände schienen dieses Vorhaben ganz vorzüglich zu begünstigen. Der Marsch des Herzogs von Alba, welcher in Begriff stand, an der Spitze eines auserlesenen Spanischen Heeres aus Italien nach den Niederlanden aufzubrechen, lieh dem Hofe einen sehr glaubhaften Vorwand, ein Corps Schweizer in Sold zu nehmen und eine Anzahl Französischer Nationaltruppen ins Feld rücken zu lassen, um die Grenzen des Reichs zu beschützen. Die Königinn wuste sehr gut, daß von den Spaniern nichts zu fürchten war; aber um die Hugonotten zu überlisten, äußerte sie die ängstlichen Besorgnisse über die möglichen Absichten derselben, und besprach sich sogar mit einigen protestantischen Herren über die zweckmäßigsten Maßregeln zur Abwendung jeder Gefahr. Aber die letzteren, deren Zutrauen sie durch ihr zweideutiges Betragen jetzt ganz verloren hatte, ließen sich durch ihre Ränke und Verstellung nicht täuschen. Die Ankunft von 6000 Schweizern auf Französischem Boden, welche Befehl erhielten, nicht an die Niederländische Grenze, wohin doch eigentlich ihre Bestimmung sein sollte, sondern nach Isle de

France zu marschiren; und verschiedene warnende Winke, welche an die Häupter der Hugonotten ergingen, ließen diese nicht länger in Zweifel über die gefährlichen Anschläge des Hofes wider sie. Sie besprachen sich darüber zu Valeri und zu Chatillon am Lonig, und der Admiral brachte in Vorschlag, ihren Gegnern zuvor zu kommen und nach dem Beispiel derselben beim Ausbruch des ersten Kriegs, durch einen raschen und unerwarteten Ueberfall, der Personen des Königs und der Königinn sich zu bemächtigen, und sodann die in mehrere Quartiere vertheilten Schweizer zu überfallen und einzeln aufzureiben.

Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und es wurden unverzüglich an alle Hugonottische Kirchen Circularschreiben erlassen, wodurch ihnen aufgegeben ward, daß sich jeder wackere Protestant auf St. Michaelstag bereit und gerüstet halten sollte. Die Häupter wollten an diesem Tage bei der Stadt Rosoi, ohnweit Monceaux in Brie, wo der Hof sich damals aufhielt, mit einem Corps Reiterei zusammentreffen, und den beschlossenen Ueberfall ausführen. Der Vorwurf, welcher in der Folge den Hugonotten von den Katholiken gemacht ward, daß sie die Absicht gehabt hätten,

den König mit seinen Brüdern umzubringen und den Prinzen Conde auf den Thron zu setzen, ist durchaus unerwiesen und widerspricht selbst aller Wahrscheinlichkeit. Der Hof erhielt zwar durch seine überall zerstreuten Spione einige Winke von den Bewegungen der Hugonotten; aber der dadurch entstandene Verdacht verschwand, als die Königinn, welche ein Paar ihrer Vertrauten nach Chatillon sandte, um den Admiral insgeheim zu beobachten, von diesen durch die Nachricht beruhigt ward, daß sie nichts Verdächtiges bemerkt, sondern ihn in der Kleidung eines Landmanns mit der Weinlese beschäftigt gefunden hätten. Erst in dem Augenblick, da schon der Prinz und der Admiral an der Spitze eines zahlreichen Reiterhaufens nach Monceaux eilten, ward sie von der nahen Gefahr unterrichtet, und entging ihr nur dadurch, daß sie sich eilend zu Pferde warf und mit dem Könige und einer kleinen Begleitung nach Meaux, der zunächst liegenden Stadt, entfloh. Dahin eilten auch die bei Chateau-Thierri gestandenen Schweizer, welche am folgenden Tage den König, die Königinn und den ganzen Hof in ihrer Mitte nach der zehn Meilen entfernten Hauptstadt führten, unter immerwährenden Angriffen der durch Conde,

Coligni, Larochefaucauld und Dandelot geführten Hugonottischen Reiterei, welche umsonst versuchte, in diesen Phalanx einzubrechen. Die Pariser empfingen den König mit großer Freude, und die Schweizer wurden mit Lobsprüchen und Belohnungen überhäuft. Der Muth dieser Ausländer und die Entschlossenheit ihres tapfern Anführers, des Obersten Pfeiffer, hatten den Anschlag der Hugonotten auf die Person des Königs zwar vereitelt: aber da die letzteren den Entschluß faßten, unverzüglich vor Paris zu rücken, und sich der wichtigsten Posten im Umfange der Stadt bemächtigten, in der Absicht, diese einzuschließen und auszuhungern; so sah sich der Hof abermals in die äußerste Verlegenheit gesetzt, weil es ihm an Geld und Truppen fehlte. In dieser Noth rief die Königinn den katholischen Adel zum Schutze der Hauptstadt auf, sandte den in den Provinzen entfernten Truppencorps Befehl, in Eilmärschen herbeizukommen, sprach den Herzog von Alba um Beistand wider die rebellischen Ketzer an, und negociirte die nöthigen Summen. Zugleich knüpfte sie, um Zeit zu gewinnen, eine Unterhandlung mit dem Prinzen von Conde an, welche so lange fortgesetzt ward, bis Brissac und Strozzi mit vier Regi=

mentern Fußvolks und einem zahlreichen bewaffneten Adel in Paris eingerückt waren. Nach der Ankunft dieses Corps nahm der Hof plötzlich eine drohende Stellung an, und ließ den Prinzen, den Admiral und die vor Paris versammelten Hugonottenhäupter durch einen Herold auffordern, binnen vier und zwanzig Stunden die Waffen niederzulegen und in Person vor dem Könige zu erscheinen, bei Strafe, für Beleidiger der Majestät erklärt zu werden. Die Protestanten vor Paris ließen sich durch diese Drohung nicht schrecken, und fuhren fort, die Hauptstadt zu blockiren, während ihre Glaubensgenossen sich verschiedener wichtigen Plätze in den Provinzen bemächtigten, unter andern Orleans, welches der tapfere Partisan La Noue, mit dem Beinamen Bras de Fer, durch einen Ueberfall nahm.

Conde forcirte die Brücke von Charenton, wodurch die Seine gänzlich gesperrt und ein drückender Mangel an Lebensmitteln in Paris bewirkt ward. Aber es fehlte dem Prinzen an Mannschaft, den von allen Seiten herbeieilenden katholischen Kriegsvölkern den Eingang in die Hauptstadt zu verschließen. Schon war eine ansehnliche Kriegsmacht darin versammelt, und die Pariser, welche mit Unwillen das Un-

gemach der Blokade trugen, ergossen sich in Klagen und Schmähungen wider den Connetabel, daß er mit einer den Hugonotten weit überlegenen Macht noch immer unthätig hinter ihren Mauern stand. Der alte Feldherr entschloß sich endlich, die Wünsche des aufgebrachten Volks zu erfüllen, den Feind aus seiner Stellung bei St. Denis zu vertreiben und Paris zu befreien. Er wählte dazu den Zeitpunkt, wo Dandelot und Montgommeri mit 2000 Hugonotten von dem Blokadecorps über die Seine gegangen waren, um einer gleichen Anzahl Spanischer Auxiliartruppen entgegen zu rücken, mit welchen der Graf von Aremberg aus den Niederlanden nach Paris im Anzuge war. Mit 12000 Mann zu Fuß und 2500 Reitern, denen ein Park von 12 Feuerschlünden folgte, verließ der Connetabel am 9. November Paris, und indem er an der Spitze dieser Truppen durch das Thor St. Denis auszog, rief er mit lauter Stimme, wie im prophetischen Geiste aus: der heutige Tag wird mich von den Vorwürfen des Volks und dem Neide meiner Feinde befreien; denn sie sehen mich entweder als Sieger wieder oder man bringt mich als Leiche zurück.

Prinz Conde hatte auf die Nachricht von

den Truppenbewegungen in Paris, seine vereinzelten Völker zusammengezogen, und unter den Mauern von St. Denis aufgestellt. Seine ganze Macht bestand nur noch aus 1200 Reitern und 1800 Mann zu Fuß. Dennoch war er entschlossen, den Angriff des Feindes zu erwarten. Der Connetabel dehnte sein Heer auf der Ebene von St. Denis aus, und während sein Geschütz auf die Hugonotten donnerte, welche nicht eine einzige Kanone hatten, unternahm er selbst, an der Spitze seiner Reiterei den ersten Angriff. Aber seine Schwadronen wurden plötzlich von der in mehrere einzelne Haufen vertheilten Hugonottischen Reiterei auf allen Seiten angefallen, geworfen und in Unordnung gebracht. Er selbst erhält im Gedränge mehrere Wunden, und indem er sich vergebens bemüht, die Ordnung unter seinen Reitern wieder herzustellen, nähert sich ihm Robert Stuart, ein Schottländer, und fordert ihn mit angelegter Pistole auf, sich zu ergeben. Der Connetabel stößt, statt der Antwort, das Gefäß seines zerbrochenen Degens dem Schotten ins Gesicht; aber in dem Augenblick erhält er von dem erbitterten Stuart, oder einem andern nahestehenden Schottländer, einen Pistolenschuß in die Schulter, daß er tödtlich ver-

wundet zur Erde sinkt. Der Duc d'Aumale und der Marschall Damville, fanden den Verwundeten in seinem Blute liegen, und retteten ihn aus den Händen der Hugonotten, welche eben im Begriff waren, ihn zum Gefangenen zu machen, worauf er auf einer Tragbahre nach Paris gebracht ward.

Das Treffen dauerte fort. Sechstausend Pariser Badau's (Windbeutel), welche sich in reicher Kleidung und Armatur dem katholischen Heere angeschlossen hatten, um ihren Muth und Religionseifer durch glänzende Thaten zu dokumentiren, waren beim ersten Angriff geflohen. Der Duc de Nemours aber erstieg mit seinen Veteranen die Verschanzungen der Hugonotten, und brachte die Schwadron des Prinzen von Conde, welche sehr gelitten hatte, in Unordnung. Fast zwei Drittheile des kleinen Hugonottischen Heeres waren schon in dem ungleichen Kampfe gefallen. Um nicht auch den Ueberrest noch aufzuopfern, führten ihn Conde und der Admiral unter die Mauern von St. Denis in dieselbe Stellung zurück, welche sie vor dem Gefecht eingenommen hatten. Das katholische Heer behauptete den Kampfplatz, und die Hugonotten, nachdem sie sich mit dem größten Muthe wider eine vierfache Uebermacht

vertheidigt hatten, blieben im Besitz ihres vorigen Postens. Beide Theile eigneten sich daher den Sieg zu, und man stritt drei Tage am Hofe über die Frage, wer Sieger oder Besiegter gewesen sei. Mit solchen Erbärmlichkeiten beschäftigten sich die obersten Gewalthaber, während das unglückliche verblendete Volk sein Blut für sie vergoß. Der König, welcher äußerst bekümmert war, daß der Prinz von Conde ihm die Ehre des Siegs bestreiten wollte, befragte den Marschall Vieilleville um seine Meinung. Sire, erwiederte der Marschall, weder Eure Majestät hat die Schlacht gewonnen, noch der Prinz von Conde, sondern der König von Spanien; denn es sind auf beiden Seiten so viel brave Franzosen gefallen, daß sie zur Wiedereroberung der von der Französischen Krone einst getrennten Niederländischen Provinzen, hingereicht hätten!

Den dritten Tag nach der Schlacht bei Nov. 12.
St. Denis starb der Connetabel Montmorenci an den empfangenen Wunden, im vier und siebzigsten Jahre seines Alters. Mit Standhaftigkeit und Resignation sah er dem Tode entgegen. Den Ordensmann, welcher an sein Bette trat, um ihn zu seinem Ende zu bereiten, bat er mit heiterem Gesicht, ihn in Ruhe

zu lassen, da es unverzeihlich sein würde, wenn er nach einem siebzigjährigen Leben nicht eine Viertelstunde zu sterben wissen sollte. Er nahm den Ruf eines großen aber unglücklichen Feldherrn, eines eifrigen Katholiken, eines treuen Staatsdieners, aber eines schlechten Freundes mit in die Gruft. Die Königinn hatte ihn immer gehaßt, dennoch vergoß sie Thränen an seinem Sterbelager, vielleicht weil sie in ihm den einzigen Feldherrn von Ruf verlor, dessen Treue ihr nicht verdächtig war.

5.

Prinz Condé verließ wenige Tage nach dem Tode des Connetabel die Gegend von Paris, Nov. 15. und brach nach der Champagne auf, um sich an der Lothringenschen Grenze mit einem Korps Teutscher Söldner zu vereinigen, welche ihm der Pfalzgraf Kasimir, Kurfürst Friedrichs des 3. von der Pfalz, eines eifrigen Kalvinisten Sohn, zuführte. Jener setzte seinen Marsch so eilfertig als möglich fort, aber die Nothwendigkeit, sich mit den unentbehrlichsten Bedürfnissen zu versorgen, zwang ihn, sich verschiedener Städte auf seinem Wege zu bemächtigen, deren Einnahme ihn aufhielt.

An der Spitze des katholischen Heers figurirte jetzt der Dûc d'Anjou, ein siebzehnjähriger Jüngling und der Lieblingssohn Katharinens. Sie hatte ihn zum Generallieutenant des Königreichs erklären, und ihm die Oberfeldherrn-

stelle beim Heere übertragen lassen, welches unter ihm der Marschall von Cossee befehligte, dem er in allen Stücken zu folgen angewiesen war. Der König war höchst unzufrieden mit dieser Verfügung. Er liebte seinen Bruder nicht, und wünschte selbst das Heer zu führen. Aber ohne Energie des Willens und gewohnt, seiner Mutter zu gehorchen, wagte er nicht, sich ihren Einrichtungen zu widersetzen. Sie sagte ihm, er würde sich erniedrigen, wenn er seine rebellischen Unterthanen in eigener Person bekämpfen wolle; und der schwache Fürst trat zurück.

Das katholische Heer, durch 5000 Teutsche Reiter verstärkt, folgte dem Hugonottischen nach, um die Vereinigung des letzteren mit dem Pfälzischen Prinzen zu verhindern. Prinz Conde hatte einen großen Vorsprung vor seinen Verfolgern gewonnen; aber er ließ sich durch den arglistigen Vorschlag eines Waffenstillstandes, welcher den Weg zu einem Frieden bahnen sollte, einige Tage in der Gegend von Chalons festhalten, und setzte sich dadurch der Gefahr aus, von den Feinden eingeholt zu werden, welche sein Korps, bei der traurigen Verfassung, worin es sich damals befand, ohnstreitig zu Grunde gerichtet haben würden. Glück=

licherweise retteten ihn die geheimen Rücksichten, oder die Unentschlossenheit der katholischen Feldherren aus der Gefahr, worin seine Leichtgläubigkeit ihn gestürzt hatte. Sie zögerten so lange mit einem allgemeinen Angriff, daß er Zeit und Gelegenheit gewann, sich ihnen nach einigen unbedeutenden Gefechten zu entziehen. Er setzte darauf seinen Marsch mit solcher Schnelligkeit fort, daß er in drei Tagen zwanzig Meilen zurücklegte, und glücklich über die Maas gelangte. Aber der lange und beschwerliche Marsch hatte sein Heer fast gänzlich zu Grunde gerichtet. Mannschaft und Pferde befanden sich in der traurigsten Verfassung. Mangel an Geld und allen Bedürfnissen, und die Folgen davon Muthlosigkeit und Mißmuth, droheten dem Heere eine gänzliche Auflösung; als endlich bei Pont a Mousson die sehnlich gewünschte Vereinigung mit den, aus 11000 Mann Reitern und Fußvolk bestehenden Teutschen Hülfsvölkern glücklich zu Stande kam, und die niedergeschlagenen Gemüther mit neuem Muthe und neuen Hoffnungen erfüllte. 1568 Jan. 11.

Der Prinz beschloß jetzt, auf demselben Wege, den er gekommen war, wieder zurückzukehren, um Orleans, welches Lavalette und

der Graf Sciarra Martinengo mit einem Korps königlicher Truppen blokirten, zu entsetzen, und sodann Paris aufs neue einzuschließen. Das katholische Heer unter dem Duc d'Anjou begleitete ihn abermals, aber es vermied eben so sorgfältig eine Schlacht, als Prinz Conde sie jetzt zu liefern wünschte, um die Ungeduld seiner Französischen und die Forderungen der Teutschen Kriegsleute, denen er den versprochenen Sold nicht bezahlen konnte, zu befriedigen. Er ergriff endlich ein wirksames Mittel, die Feinde selbst wider ihren Willen zu einer Schlacht zu zwingen, indem er die Stadt Char-
Merz 2. tres in der Nähe von Paris angriff. Wollten die katholischen Feldherren den gewissen Verlust dieses wichtigen Platzes verhindern, so blieb ihnen nichts übrig, als die Belagerer in ihren Linien anzugreifen. Aber die Königinn Mutter wollte nichts auf den ungewissen Ausgang einer Schlacht wagen, und nahm lieber, um den Verlust von Chartres abzuwenden, ihre Zuflucht zu einem Hülfsmittel, welches sie in ähnlichen kritischen Momenten schon öfter mit glücklichem Erfolge angewandt hatte: sie leitete eine Friedensunterhandlung mit dem Prinzen von Conde ein. Ihre Anträge fanden weniger Schwierigkeit als sie gefürchtet hatte. Der

Prinz und der gröste Theil des Hugonottischen Heers wünschten das Ende der Feindseligkeiten, und so ward nach einer kurzen Unterhandlung der Friede zu Conjümeau geschlossen, troz der 1568 Widersprüche des Admirals, der seinen Grund- Merz 20 säzen treu auf die Fortsezung des Krieges drang, weil er voll Argwohn gegen die Zusagen der Königinn war. Die Hugonotten verpflichteten sich durch den geschlossenen Frieden, die Waffen niederzulegen und die besezten Pläze zurück zu geben; der Hof aber bestätigte das Friedens-Edikt von 1562, mit Aufhebung aller nachher gemachten Einschränkungen desselben, und widerrief das gegen den Prinzen von Conde und den Admiral ausgesprochene Urthel. Der König bezahlte den Teutschen Truppen den rückständigen Sold, worauf sie den Rückmarsch nach ihrem Vaterlande antraten. Das erhaltene freie Geleit versprach ihnen dabei die vollkommenste Sicherheit, dennoch schwebten sie in Gefahr, das Opfer einer Niederträchtigkeit zu werden. Die Königinn hatte Tavannes, dem Befehlshaber in Burgund, geheimen Befehl ertheilt, sie auf ihrem Durchzuge durch diese Provinz zu überfallen und niederhauen zu lassen. Tavannes aber schämte sich einer so schändlichen Verlezung des königlichen Worts,

und der Befehl blieb unbefolgt. Die Hugonottischen Truppen räumten indeß Orleans und trennten sich; aber keiner von den Chefs dieser Parthei wagte es an den Hof zu gehen. Der Admiral begab sich nach Chatillon, und der Prinz nahm seinen Aufenthalt zu Noyers in Auxerrois.

So endete dieser zweite Bürgerkrieg durch einen Friedensschluß, bei dem man zweifelhaft ist, ob man mehr erstaunen soll über die Verworfenheit des einen Theils, der die heiligsten Verträge und ein feierlich gegebenes Wort zu einem Gaukelspiel der Arglist und Intrige herabwürdigt, oder über den unbegreiflichen Leichtsinn des andern, welcher die aufgenommenen und mit den größten Aufopferungen geführten Waffen, weder gezwungen durch die Macht der Nothwendigkeit, noch befriedigt durch die Erfüllung seiner Zwecke, aus Unbeständigkeit und kleinlichen Rücksichten aus der Hand legt, und dadurch freiwillig in denselben unvollkommnen und unsichern Zustand zurücktritt, welchen zu verbessern er sie ergriffen hatte. Alle Simptome deuteten auf eine kurze Dauer dieses Friedens. Gleiche Unzufriedenheit darüber äußerte sich bei Protestanten und Katholiken. Die Hugonottischen Prediger warfen dem Prinzen

von Conde vor, er habe ihn nur geschlossen, um zu den Genüssen des Hofes zurückkehren zu können, und die Katholiken beschuldigten die Königinn, daß der einzige Zweck ihrer Friedensschlüsse die Verewigung der bürgerlichen Zwietracht sei. Auch erfüllte kein Theil die Bedingungen des Friedens von Conjümeau. Von Hugonottischer Seite wurden nicht alle Plätze geräumt, und die Rocheller weigerten sich, eine königliche Besatzung einzunehmen; auf der andern Seite entließ der Hof die Schweizer und die Italienischen Truppen nicht, und die den Hugonotten zugestandene Gewissensfreiheit ward bei jeder Gelegenheit beschränkt. In allen Gegenden des Reichs brach der Haß der beiden Religionspartheien in tumultuarischen Auftritten und blutigen Gewaltthätigkeiten aus, und endlich ereignete sich ein Vorfall, der den Hugonotten aufs neue das Schwert in die Hand gab.

Die Königinn hatte den Frieden von Conjümeau geschlossen, weil es ihr leichter schien, durch List und Ränke, welche ihrem Karakter und der weiblichen Natur besser zusagten, die Hugonotten zu unterdrücken, als durch Krieg und offne Gewalt. Vor allen Dingen aber war es nöthig, den Sektirern ihre Häupter zu

rauben, welche den Centralpunkt ihrer Kraft und ihres Widerstandes bildeten. Die gefährlichsten derselben waren Prinz Conde und Coligni; und im geheimen Staatsrath der Königinn, dem nur ihre Vertrautesten beiwohnen durften, ward beschlossen, sich troß des bestehenden Friedens dieser furchtbaren Rebellen-Chefs zu bemächtigen. Die Ausführung dieses Entschlusses war jedoch nicht leicht; denn der Prinz und Admiral, ein solches Attentat auf ihre Personen fürchtend, waren überein gekommen, sich nie zugleich an demselben Orte aufzuhalten, damit sie nicht beide auf einmal überrascht werden könnten. Dennoch geschah es einst, daß der Admiral zu dem Prinzen nach Noyers kam. Der Hof erhielt durch seine Spione sogleich Nachricht davon, und unverzüglich ergingen Befehle an Tavannes und Martinengo, das kleine schlecht befestigte Städtchen plötzlich so eng einzuschließen, daß ihnen die beiden grösten Feinde des heiligen katholischen Glaubens und der Ruhe Frankreichs nicht entrinnen konnten. Dennoch entgingen diese der Gefahr, indem sie, wie man sagt, durch einen geheimen Wink von Tavannes selbst ge-
1568 warnt, in der Nacht des 25. Augusts mit ihren Gattinnen und Kindern und einem Gefolge

von 200 Pferden, Noyers in größter Eil verließen, und von den königlichen Truppen vergebens verfolgt, durch Poitou nach Rochelle gingen, wo sie von den Einwohnern und allen dort versammelten Protestantischen Geistlichen mit großer Freude empfangen wurden.

Sobald diese Begebenheit bekannt ward, gerieth die ganze Hugonottische Parthei in Bewegung, und griff überall zu den Waffen, um Rache zu üben wegen der Verletzung des geschlossenen Friedens. Ein großer Theil des Hugonottischen Adels strömte in Rochelle zusammen, und diese Stadt ward von jetzt an das Hauptbollwerk und der Sammelplatz der Protestantischen Parthei. Auch die Königinn Johanne von Navarra mit ihren Kindern verließ Nerac, und begab sich in Begleitung eines ansehnlichen Truppenkorps aus Bearn dahin. Ich gehe jetzt zum Prinzen von Conde, schrieb sie an den König und die Königinn Mutter, um zur Erhaltung der verbesserten Religion mitzuwirken, die man in Frankreich durch die Vertilgung ihrer Bekenner ausrotten will.

Dandelot führte das Hugonottische Kriegsvolk, welches sich jenseit der Loire gebildet hatte, trotz der Wachsamkeit der katholischen Feld-

herren, nach Poitou, wo es sich mit seinen dortigen Glaubensgenossen vereinigte.

Etwas unangenehmeres als die Flucht und Rettung des Prinzen und Admirals, hätte dem Hofe nicht begegnen können; denn er verlor dadurch die ganze Frucht einer verschuldeten offenbaren Treulosigkeit. Anfangs läugnete die Königinn gegen Teligni und die übrigen Deputirten des Prinzen Conde, welche sich eben am Hofe befanden als der Vorfall von Noyers bekannt ward, daß je ein Anschlag wider die Freiheit des Prinzen und Admirals gefaßt worden sei, und spottete über die Furcht der Hugonotten vor einem eiteln selbstgeschaffenen Schreckbilde. Als sie aber sah, daß man ihren Versicherungen nicht glaubte, daß die Protestanten bereit waren, die verletzte Treue der Verträge zu rächen, und daß der Krieg, welchen sie vermeiden wollte, wieder ausbrach: so beschloß sie, die strengsten Maaßregeln wider die aufs neue insurgirten Ketzer zur Ausführung zu bringen. Der Kanzler de L'Hopital rieth wie immer zur Eintracht und Duldung, und verlor dafür seine Stelle, welche in der Folge der Mailänder Biraga erhielt, den man oft sagen hörte, daß zur Vertilgung der Hugo-

notten keine Soldaten, sondern nur Köche erforderlich wären. Es erging ein äußerst heftiges Manifest wider die Hugonotten, wodurch alle ihnen ertheilte Begünstigungen widerrufen, ihre Priester aus dem Reiche verwiesen, alle Protestanten, welche öffentliche Aemter bekleideten, derselben entsetzt wurden, und jeder andere Kultus als der katholische auf das strengste verboten ward. Die Hugonotten ließen sich durch diese Drohungen nicht schrecken. Sie verbanden sich zu Rochelle aufs neue durch einen feierlichen Eid, in der Vertheidigung ihrer Religion standhaft bis zum Tode auszuharren, und keinen Vergleich einzugehen als mit allgemeiner Einstimmung. Sie erklärten in einer öffentlichen Proklamation, daß sie aus keiner andern Absicht, als zur Erhaltung ihrer Religion und ihres Lebens, die Waffen ergriffen hätten, und riefen den Beistand der Königinn von England und der Protestantischen Fürsten Teutschlands an. Darauf brachen Prinz Conde und der Admiral von Rochelle auf, bemächtigten sich in kurzer Zeit einer Anzahl Plätze in Maine und Touraine, wo kein Feind zu bekämpfen war, und vereinigten sich sodann bei Angouleme mit 12000 Hugonotten aus Dauphiné und Provence, unter d'Acier und Mont-

brün, welche sich kurz zuvor bei Messignac mit einem katholischen Korps unter dem Dûc de
1568 Oktober Montpensier geschlagen hatten.

Indeß hatte sich auch ein katholisches Heer unter dem Dûc d'Anjou gebildet, welches aus Saintonge nach Poitou zog, und dort ohnweit Chatellereaud mit dem Korps des Dûc de
1568 Nov. 10. Montpensier zusammenstieß. Nach dieser Vereinigung zählte es 24000 Streiter mit Einschluß von 6000 Schweizern und 2000 Italienern. Prinz Conde, dessen Heer fast von gleicher Stärke war, rückte dem feindlichen entgegen. Auf beiden Seiten herrschte die gröste Erbitterung und dasselbe Verlangen, den glühenden Haß in dem Blutvergießen einer entscheidenden Schlacht auszulöschen. Aber die strenge Kälte des Spätherbsts erschwerte die Operationen, und obgleich beide Heere zwischen Poitiers und Lusignan einander bis auf einige Meilen nahe kamen, so thaten sie doch nichts, als daß sie sich gegenseitig bedroheten, der Wuth der Elemente Trotz boten und ihre Kräfte in unentscheidenden Gefechten und fruchtlosen Hin- und Herzügen zerrieben, bis die Strenge der Jahreszeit die Heerführer das Feld zu räumen zwang. Prinz Conde zog sich nach Nieder-Poitou und Saintonge, wo er seine Truppen

die Winterquartiere beziehen ließ, und der Düc d'Anjou wandte sich nach Chinon. Beide Heere verloren mehrere tausend Soldaten als Opfer der Strapazen des langen Winterfeldzugs.

Ueber alle Provinzen schwang die Zwietracht ihre verheerende Fakkel. In allen Gegenden kämpften einzelne Haufen wider einander mit abwechselndem Glücke, und überall ward Bürgerblut vergossen, wurden Städte und Dörfer geplündert, die Felder zertreten und Glück und Wohlstand zerstört. Hier sank die alte berühmte Abtei St. Michel en L'Erme in Asche, ein schönes Denkmal der Vorzeit, welches der fanatische Eifer der Rocheller mit Feuer und Schwert zerstörte; und dort vertheidigten sich in der Stadt Sancerre 300 Kalvinistische Bürger und eingewanderte Flüchtlinge, unter der Anführung eines Rechtsgelehrten Namens Joanneau, mit heldenmüthiger Standhaftigkeit gegen 3000 katholische Soldaten, und zwangen sie, die Belagerung ihrer Stadt nach einer fünfwöchentlichen Dauer wieder aufzuheben. Die- 1569
selbe Schwärmerei, welche die einen in Mörder Febr. 1.
und Mordbrenner verwandelte, begeisterte die andern zum Heroismus und zur edlen Verachtung des Todes.

Die thätige Hülfe der hochherzigen Köni-

ginn von Navarra, die ihre Glaubensgenossen mit enthusiastischem Eifer und eigenen großen Aufopferungen unterstüzte, und der Beistand der Königinn von England, welche Geschüz, Munition und 100000 goldene Engelthaler sandte, verschafften dem Prinzen von Conde die Mittel zur Fortsetzung des Kriegs. Beim Anfange der besseren Jahreszeit rückte er wieder ins Feld. Er wollte sich mit einigen Korps in Languedok vereinigen, und dann nach der Loire hinabziehen, um den Hülfsvölkern entgegen zu gehen, welche der Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken in Teutschland für ihn geworben hatte. Indeß aber war auch der Dûc d'Anjou, welchem die Königinn den Marschall von Tavannes zur Seite gesezt hatte, von Chinon aufgebrochen und hatte sich den Ufern der Charente genähert, um den Prinzen zu einer
1569 Merz. Schlacht zu zwingen, ehe er seine Vereinigung mit den Teutschen Hülfsvölkern bewirkte. Die Bewegungen des katholischen Heers, welches sich bereits verschiedener Pläze bemächtigt hatte, bestimmten den Prinzen zur Aenderung seines Plans. Er ließ die Brücken über die Charente abwerfen, die Stellen wo sich Fuhrten befanden, stark besetzen, um dem katholischen Feldherrn den Uebergang zu wehren, und stellte sich bei

Jarnac, einem zwei Meilen vom linken Ufer des Flusses entlegenen Städtchen auf. Der Dûc d'Anjou rückte an das jenseitige Ufer, und ließ die von den Hugonotten besetzte Stadt Chateauneuf angreifen und wegnehmen. Da er die Brücke, welche hier über die Charente führt, ebenfalls abgebrochen fand, so ertheilte er dem Colonel Biron Befehl, sie sogleich wieder herzustellen, während er selbst, um die Aufmerksamkeit der Feinde zu beschäftigen und irre zu führen, an der Spitze des Heers am rechten Ufer des Flusses bis Cognac hinabrückte. Der Admiral zog mit dem Vortrabe des Hugonottischen Heers auf der linken Seite neben ihm hin; beide Theile waren nur durch den nicht breiten Fluß getrennt, und beschossen einander mit dem kleinen Gewehr. Die katholischen Feldherren schienen bald auf diesem bald auf jenem Punkte den Uebergang forciren zu wollen, und der Admiral stellte sich ihnen überall entgegen. Beim Anbruch der Nacht aber führte er seine Truppen nach dem eine Meile vom Ufer entfernten Dorfe Brissac zurück, und ließ das feindliche Heer nur durch einzelne Reiter- und Infanterie-Posten bewachen. Prinz Conde stand mit dem Hauptkorps unbeweglich bei Jarnac fest.

So verflossen zwei Tage unter immerwährenden Scharmützeln, ohne daß etwas Entscheidendes ausgeführt ward. Aber in der Nacht
1569 vom 12. auf den 13. Merz führte der Duc d'Anjou sein Heer in der größten Stille nach Chateauneuf zurück, wo der Colonel Biron die abgebrochene Brücke wieder hergestellt und neben derselben noch eine Schiffbrücke hatte aufschlagen lassen. Diese beiden Brücken waren zum Uebergang bestimmt, und das ganze katholische Heer vollendete ihn während der schönen heitern Nacht, ohne daß die ausgestellten Beobachtungsposten der Hugonotten in ihrer Sorglosigkeit etwas davon bemerkten. Erst beim Anbruch des Tages erhielt der Admiral Nachricht vom Anmarsch der Feinde, und von der Gefahr, worin er sich dadurch versetzt sah. Es blieb ihm, um nicht abgeschnitten und von der feindlichen Uebermacht erdrückt zu werden, nichts übrig, als ein schleuniger Rückzug auf das Hauptkorps bei Jarnac. Da er jedoch die vorgeschobenen Detaschements nicht aufopfern, sondern an sich ziehen wollte, so entstand dadurch eine Verzögerung, welche der feindlichen Reiterei Zeit verschaffte, Brissac zu erreichen, ehe der Admiral es noch geräumt hatte. Dandelot erhielt Befehl sie so lange als möglich

aufzuhalten; aber mit jedem Augenblick durch neu ankommende Haufen verstärkt, zwang sie ihn bald, mit verhängtem Zügel zurück zu eilen. Schon ward auf mehreren Punkten gefochten, und der Sieg neigte sich gleich anfangs auf die Seite der Katholiken. Verschiedene Hugonottische Detaschements hatten sich in der ersten Bestürzung zerstreut, andere wurden nach einer tapfern Gegenwehr über den Haufen geworfen.

Indeß war Prinz Conde auf die erste Nachricht von der gefährlichen Lage des Vortrabs, dem Admiral an der Spitze seiner Reiterei zu Hülfe geeilt. Er griff die Schwadronen von Guise und Montpensier an; aber durch andere Reiterhaufen verstärkt, schlugen sie den Angriff zurück. Das Treffen ward immer allgemeiner, doch waren es größtentheils nur Reiter, welche gegen einander kämpften. Prinz Conde, von kriegerischer Hitze hingerissen, wiederholte den Angriff, und schon von den Feinden, welche in immer größern Massen vordrangen, auf allen Seiten umringt und aus mehreren Wunden blutend, fuhr er noch fort sich tapfer zu vertheidigen. Endlich wird sein Pferd unter ihm getödtet, er stürzt zur Erde und eine Verletzung am Fuße verhindert ihn, sich wieder empor zu richten. Jetzt ist nicht

mehr an Widerstand oder Entrinnen zu denken; und da der Prinz unter den ihn umringenden Feinden Argence, einen katholischen Edelmann, den er kannte, gewahr ward, rief er ihn herbei und ergab sich ihm zum Gefangenen, gegen das Versprechen sein Leben zu retten. Gleich darauf sprengt Montesquiou, Hauptmann bei der Garde des Dûc d'Anjou herbei, fragt: was es gibt? und da man ihm antwortet: Prinz Condé sei verwundet und gefangen! schreit er fluchend: Tués! tués! und schießt dem Prinzen, der sich das Gesicht mit dem Mantel bedeckt hatte, rückwärts eine Pistolenkugel durch den Kopf. Die allgemeine Meinung gab den Dûc d'Anjou als den Urheber dieses Meuchelmordes an.

Nach dem Tode des Prinzen fand das katholische Heer keinen Widerstand mehr. Die Hugonotten wichen unter dem Schutze der einbrechenden Nacht auf allen Seiten zurück, und überließen ihren Feinden das Schlachtfeld. Der Admiral und Dandelot zogen sich nach St. Jean d'Angeli, und Montgommeri nach Angoulenie. Die Anzahl der gefallenen Hugonotten war nicht beträchtlich. Unter den Gefangenen befand sich der Schottländer Stuart, welcher im Treffen bei St. Denis den Connetabel

tödtlich verwundet hatte. Als der Marquis von Villars ihn erblickte, rief er aus: Ha! das ist der Bösewicht, der meinen Schwager getödtet hat! und ließ ihn mit Genehmigung des Dûc d'Anjou auf der Stelle niederhauen.

Der Dûc, welcher während des Treffens sehr glänzende Beweise von persönlichem Muthe gegeben haben soll, zog noch am Abend des Schlachttages als Sieger in Jarnac ein. Dahin ward auch der Leichnam des Prinzen von Conde auf einem Esel gebracht, unter dem Jubelgeschrei des katholischen Kriegsvolks *). Einige Tage nachher übersandte der feindliche Feldherr den Leichnam an Henrich von Bearn, den Neffen des Prinzen, welcher ihn zu Vendome in der Gruft seiner Väter beerdigen ließ. So endete in einem Alter von neun und dreißig Jahren Ludwig von Bourbon Prinz von Conde, betrauert von allen seinen Anhängern. Das

*) Der Französische Humor besang diesen Vorfall, der ein anderes Volk zu den ernstesten Gefühlen gestimmt hätte, in folgendem kleinen Chanson:

L'an mille cinq cent soixante et neuf,
entre Jarnac et Chateauneuf,
fut porté mort sur une anesse
le grand ennemi de la messe.

Schicksal wollte es, daß die glänzenden Eigenschaften, welche ihn auszeichneten, anstatt seinem Vaterlande Nutzen zu bringen, nur das Unglück desselben vermehren sollten.

6.

Coligni war jetzt das Haupt und die einzige Stütze der Hugonotten, welche der Tod des Prinzen plötzlich in eine äußerst kritische Lage versetzt hatte. Der hohe Rang dieses Prinzen war es vorzüglich, was ihrer Parthei Ansehn gab, und die Eintracht unter ihren Chefs erhielt; denn bei keiner Nation haben die Zufälligkeiten der Geburt und des Ranges einen so hohen Werth, als bei der Französischen. Die Ideen von bürgerlicher Gleichheit, welche ihr einst gleichsam aufgedrungen wurden, waren nicht dauernd und konnten es nicht sein, weil sie der Eigenthümlichkeit des Volkscharakters nicht zusagten. Coligni's große Eigenschaften, seine Kriegserfahrung, sein unerschütterlicher Muth, hatten ihm das Zutrauen der Kriegsleute *) und die Achtung seiner ganzen

*) Ein altes Reiterlied, welches nach der Schlacht bei

Parthei erworben. Aber er kannte die Nation, und war daher überzeugt, daß der vornehme Hugonottische Adel ihn nie für etwas mehr als seines Gleichen halten würde, wodurch nothwendig Ungehorsam, Uneinigkeit, Trennungen und zuletzt die Auflösung der ganzen Parthei veranlaßt werden musten. Diesen unglücklichen Folgen vorzubeugen, gab es kein anderes Mittel, als daß er dem Namen des Chefs seiner Parthei entsagte. — Das Wesen der Obergewalt verbürgten ihm seine eminenten Eigenschaften, — und wieder einen Prinzen vom Geblüt an die Spitze stellte, der durch den Glanz seiner Abkunft imponirte. Er theilte der Königinn von Navarra seine Besorgnisse und seinen Entschluß mit, und forderte sie auf, ihren Sohn den Prinzen Henrich von Bearn, als ersten Prinzen vom Geblüt seit Conde's

---

Jarnac von den Hugonottischen Soldaten häufig gesungen ward, beweiset, daß sie den Admiral und den Grafen Larochefaucauld für ihre Matadors hielten. Es lautete also:

Le Prince de Condé
il a été tué
mais Monsieur l'Amiral
est encore à cheval
avec Larochefaucauld,
pour ecraser tous ces Papaux.

Tode, zum Haupte der Hugonotten zu erklären. Johanne, voll Enthusiasmus für ihre Religion, und weit erbaben über die gewöhnlichen Schwächen ihres Geschlechts, faste den Vorschlag des Admirals mit Wohlgefallen auf, ohne sich durch die Vorstellung der Gefahren, denen sie ihren zärtlich geliebten Sohn aussetzte, wenn sie ihn auf die blutige Bühne des Bürgerkrieges stellte, abschrecken zu lassen. Henrich war anfangs in dem Collegium Navarra zu Paris erzogen worden. Im Jahre 1566 nahm ihn die Mutter zu sich nach Pau, und gab ihm den gelehrten Florent zum Lehrer, der ihm die Grundsätze des Protestantismus beibrachte. So war er zum hofnungsvollen Jüngling herangereift, und jetzt führt seine Mutter in eigener Person ihn und des Prinzen von Conde Sohn nach Cognac, wo ein großer Theil der Hugonotten versammelt war, läst die Truppen unter das Gewehr treten und hält eine Rede an sie, worin sich der Geist und die Entschlossenheit eines Helden aussprechen. Sie ermahnt ihre Glaubensgenossen zur standhaften Ausdauer in der Vertheidigung ihrer Freiheit und Religion, und zeigt ihnen, daß nur der unmännlichen Muthlosigkeit ihre Lage verzweifelt scheinen könne. Denn, fügt sie hinzu, wie un=

ersetzlich auch immer der Verlust des tapfern und hochherzigen Conde sein mag, so ist doch mit ihm noch nicht alles verloren. Sehet hier noch zwei Prinzen von königlichem Geblüt, meinen eigenen sechzehnjährigen und des Prinzen von Conde siebzehnjährigen Sohn! Sie sind bereit, sich an eure Spitze zu stellen, und Ruhm und Gefahren mit euch zu theilen. Die Weisheit des Admirals wird den Mangel ihrer Erfahrung ersetzen.

Die Rede der Königinn ward mit großem und allgemeinem Beifall angehört und aufgenommen. Sie richtete die niedergeschlagenen Gemüther wieder auf, und flößte ihnen Muth und Kraft ein zu neuen Anstrengungen und Aufopferungen. Vor jedem Regimente ward eine Akte abgelesen, worin sich der liebenswürdige Prinz von Bearn *) zum Haupte des Hugonottischen Bundes erklärte. Der Admiral und Larochefaucauld waren die ersten, welche ihm als ihrem Chef den Eid der Treue leisteten. Ihnen folgten der Adel, die Hauptleute und zuletzt die Gemeinen unter lautem Freudengeschrei. Dem Admiral ward wegen des jugendlichen Alters der Prinzen, der Oberbefehl über das Heer und die Leitung des Kriegs übertragen, und so

*) In der Folge König Henrich 4. von Frankreich.

blieb er der belebende Geist dieser Parthei, ohne den Namen ihres Hauptes zu führen. Johanne ließ zum Andenken dieser Begebenheit eine goldene Gedächtnißmünze schlagen, welche auf der einen Seite das Brustbild ihres Sohnes, und auf dem Revers das ihrige zeigte mit der Umschrift: Pax certa, victoria integra, mors honesta. — Es ward beschlossen, das Heer in die vornehmsten Plätze an der Charente zu vertheilen, und sich auf die Vertheidigung derselben einzuschränken, bis man sichere Nachrichten von dem Anmarsch der Teutschen Hülfsvölker erhalten würde, worauf man die Truppen wieder zusammenziehen, den Teutschen entgegenrücken, und nach der Vereinigung mit ihnen, wieder zur Offensive schreiten wolle. — Diese Maßregeln, das Werk des Admirals, wandten die unglücklichen Folgen der Niederlage von Jarnac und des Todes des Prinzen von Conde größtentheils ab, und hinderten das katholische Heer, aus dem erfochtenen Siege beträchtliche Vortheile zu ernten.

Während dieses an der Charente vorfiel, versuchten der Duc d'Aumale und der Duc de Nevers vergebens, den Herzog von Zweibrükken an dem Einmarsch in Frankreich zu hindern. Der Herzog führte den Hugonotten 6000

Teutsche Reiter und 5000 Landsknechte zu Hülfe. In seinem Gefolge befanden sich der berühmte Prinz Wilhelm von Oranien und dessen Brüder die Grafen Henrich und Ludwig von Nassau, welche nach einem unglücklichen Feldzuge wider den Herzog von Alba die Niederlande verlassen hatten und zu dem Corps des Herzogs von Zweibrücken gestoßen waren. Dieser Fürst setzte fast ohne Verlust über die Saone, bemächtigte sich mit Hülfe der Hugonottenchefs Mouy und Morvilliers der Stadt
1569 Lacharité, und ging darauf über die Loire.
Mai Sobald der Admiral von seinem Anmarsch Nachricht erhielt, rückte er ihm in Begleitung der beiden Prinzen mit 12000 Mann entgegen,
Junius und an der Vienne fand die Vereinigung mit den Teutschen Statt. Der Herzog von Zweibrücken hatte Frankreich in einer Weite von achtzig Meilen durchschnitten, stets von feindlichen Corps begleitet und verfolgt, hatte über breite und tiefe Flüsse gesetzt, und endlich, nach Besiegung unzähliger Schwierigkeiten, mit geringem Verlust die Vereinigung mit seinen Verbündeten zu Stande gebracht; ein militärisches Meisterstück, dessen Gelingen man jedoch mehr den höheren Einsichten des ihn begleitenden Prinzen von Oranien und der Brüder dessel-

ben, als den seinigen zuschrieb. Auch überlebte der Herzog das Ende seines Ritterzuges nicht, denn im Augenblick des Zusammentreffens mit den Bundesgenossen streckte ihn ein Fieber, die Folge seiner Unmäßigkeit, auf die Bahre. Der tapfere Dandelott, der eifrigste Hugonott und unversöhnlichste Feind der Katholiken, erlebte ebenfalls diese Vereinigung nicht, und viele schrieben seinen Tod, wie den des Herzogs, Mai 27. einer Vergiftung zu. Den Oberbefehl über die Teutschen Hülfstruppen, nach des letzteren Tode, übernahm Graf Volrad von Mansfeld.

Der Dûc d'Anjou hatte sich nach dem Uebergange der Teutschen über die Loire, nach Limoges zurückgezogen. Hier erhielt sein durch Krankheiten und Entweichung geschwächtes Heer nach und nach sehr ansehnliche Verstärkungen. Ascanio Sfortia, Graf von Santafiorea, der berühmteste Italienische Condottiere dieser Zeit, führte ihm 5000 Mann päpstlicher und Toskanischer Auxiliartruppen, der Markgraf Philibert von Baden 5000 Teutsche Reiter und 4000 Landsknechte, und Graf Peter Ernst von Mansfeld 4500 Veteranen von der Spanisch-Niederländischen Armee zur Hülfe. Der katholische Feldherr bezog darauf eine feste Stellung bei Roche-Abeille im Limousinschen, und

der Admiral, welcher ihm gefolgt war, machte einen Versuch, ihn daraus zu vertreiben. Er ließ zwei feindliche Regimenter unter Philip Strozzi, welche durch einen Morast vom Haupt-
1569 Jun. 23. corps getrennt waren, mit so gutem Erfolge angreifen, daß sie fast ganz vernichtet wurden und Strozzi selbst gefangen ward. Ein zweiter Angriff auf die Italienische Division des Grafen Santafiorea, endete weniger glücklich, und der Admiral wagte nicht, das katholische, auf steilen und unersteiglichen Bergen postirte Hauptheer anzugreifen. Der Mangel an Subsistenz nöthigte ihn, sich nach Perigord zu ziehen, wo er sich einiger unbedeutenden Plätze bemächtigte, und sodann, auf dringendes Ansuchen des Hugonottischen Adels der Provinz,
Jul. 24. die Belagerung der wichtigen Stadt Poitiers unternahm.

Der Admiral sah alle Schwierigkeiten dieses Unternehmens vorher, aber er wagte es dennoch in Rücksicht der großen Vortheile, welche der Besitz eines so wichtigen Platzes versprach. Die Belagerung ward muthig angefangen und mit großer Anstrengung und Thätigkeit fortgeführt. Man erschöpfte dabei alle Angriffsmittel der damaligen Belagerungskunst, und sparte weder Kräfte noch Blut. Aber die

Belagerten unter ihrem tapfern Befehlshaber, dem Grafen düLüde, Gouverneur der Provinz Poitou, vereitelten alle Arbeiten der Belagernden, widerstanden ihren Angriffen und schlugen mehrere Stürme zurück, wobei vorzüglich der junge Dûc Henri de Guise, welcher hier zuerst seine kriegerischen Talente auf eine glänzende Art entwickelte, großen Ruhm erwarb. Während dem Laufe der Belagerung schwebte der Admiral in großer Gefahr, das Opfer eines Verbrechens zu werden. Sein treuloser Kammerdiener Dominique von Alba, faste den Vorsatz, ihn zu vergiften; wozu er, nach der nicht unwahrscheinlichen Angabe der Hugonotten, von der Königinn Mutter und dem Dûc d'Anjou erkauft worden war. Sein Vorhaben aber ward vor der Ausführung entdeckt, und der Verbrecher starb am Galgen.

Trotz der tapfern Vertheidigung würde Poitiers doch seinem Falle nicht entgangen sein, hätte der Dûc d'Anjou nicht die Rettung des bedrängten Platzes bewirkt. Dieser Prinz hatte noch vor dem Anfange der Belagerung sein Heer in Kantonnements verlegt, um neue Kräfte zu sammeln; denn es hatte fast ein Jahr lang ununterbrochen im Felde gestanden. Er selbst war nach Tours gegangen, wo er mit dem

Hofe zusammentraf und so lange verweilte, bis ihn die wiederholten und immer dringendern Aufforderungen des Befehlshabers von Poitiers aufs neue an die Spitze der Truppen riefen, um die fast aufs äußerste gebrachte Stadt zu befreien. Er rückt mit 12000 Mann vor Chatellerau, überzeugt, die Hugonotten würden eher die Belagerung von Poitiers aufgeben, als diese Stadt verlieren. Auch täuschte ihn seine Vermuthung nicht, denn sobald der Admiral von der Gefahr, welche Chatelleraud bedrohete, Nachricht erhielt, hob er die Belagerung von
Sept. 7. Poitiers auf und eilte jener Stadt zu Hülfe; worauf der Düc, der seinen Zweck erreicht hatte, sich auch von Chatelleraud zurückzog. Er ging über die Vienne und Creuse und nahm eine feste Stellung bei Lacelle, welche der Admiral nicht anzugreifen wagte. Bald darauf verlegten beide Feldherren ihre Truppen in Kantonirungsquartiere, und der Düc d'Anjou ging wieder nach Tours, wo sich der Hof noch befand. Dahin begab sich auch der Düc de Guise, der sich in der Vertheidigung von Poitiers so rühmlich ausgezeichnet hatte, und jetzt zum ersten Mahl in den geheimen Staatsrath aufgenommen ward. Er nährte den unversöhnlichsten Haß wider den Admiral, den er

für den Mörder seines Vaters hielt. Auch der König und die Königinn haßten mehr als je diesen gefährlichen Mann, dessen Klugheit und Energie allein, nach dem Tode des Prinzen von Conde, die Hugonottische Parthei vom Untergange gerettet und in neuer Kraft hergestellt hatte. Von jetzt an scheint der Hof Coligni's Verderben fest beschlossen zu haben, und alle Mittel, es herbei zu führen, wurden in Thätigkeit gesetzt. Zwei strenge Parlamentsurthel vom 13. und 27. September erklärten 1569
ihn als Rebellen und Majestätsverbrecher des Todes schuldig, und versprachen jedem, der ihn lebendig oder todt einliefern würde, eine Belohnung von 55000 goldenen Schildthalern. Sein Bildniß ward durch die Straßen geschleift und auf dem öffentlichen Richtplatz an den Galgen gehenkt, und der Graf Martinengo überfiel auf Befehl der Königinn sein Haus zu Chatillon am Loing, raubte aus demselben für eine große Summe Silberzeug und andere Kostbarkeiten, und steckte es bei seinem Abzuge in Brand.

Im Staatsrathe des Königs ward über die Art und Weise, wie man den Krieg wider die Hugonotten fortsetzen sollte, berathschlagt. Einige riethen zur Defensive, um den Feind

zwar langsamer aber desto gewisser durch Mangel an Geld und Subsistenz zu Grunde zu richten. Andere, und unter diesen der Marschall von Tarannes und der Dûc d'Anjou selbst waren der Meinung, man müßte das durch die Belagerung von Poitiers geschwächte feindliche Heer unverzüglich angreifen, ehe es durch frische Hülfsvölker aus Teutschland oder durch die Vereinigung mit den Gascognern des Grafen von Montgommeri, der in Bearn den Meister spielte, neue Kräfte gewönne. Die letztere Meinung behielt die Oberhand; der Dûc und der Marschall zogen das in Touraine stehende katholische Heer zusammen, und führten es über die Vienne, um die Hugonotten zu einer Schlacht zu zwingen.

Dieses Vorhaben traf mit den Wünschen der Hugonottischen Kriegsleute, und besonders der Teutschen Hülfstruppen zusammen, welche nichts sehnlicher verlangten, als sich mit dem Feinde in einer Feldschlacht zu messen. Der Admiral stellte sich, als ob er ihre Wünsche theilte, um nicht das Mißvergnügen seiner größtentheils freiwilligen Soldaten zu erregen. Aber bei sich selbst war er entschlossen, ein Treffen so lange als möglich zu vermeiden, weil er es seiner gegenwärtigen Lage nicht angemessen

fand. In dieser Absicht richtete er seinen Marsch nach Niederpoitou, um unter Begünstigung der dortigen festen Plätze, welche sich gröstentheils im Besitz seiner Glaubensgenossen befanden, das katholische Heer durch unentscheidende Gefechte zu schwächen und hinzuhalten, bis der Winter den kriegerischen Unternehmungen ein Ende machte. Der Dûc d'Anjou, welcher die Absicht seines Gegners errieth, schlug ebenfalls den Weg nach Niederpoitou ein, und eilte sich des Städtchens Montoncourt zu bemächtigen, welches an der Straße nach dieser Provinz liegt, und durch dessen Besitz er den Hugonotten das Thor dahin verschlossen hatte. Aber die letzteren kamen ihm zuvor. Sie besetzten Montoncourt, ehe er es erreichen konnte, und beide Heere trafen jetzt so nahe zusammen, daß sich auf dem Felde bei St. Clair, zwei Meilen von Montoncourt, ein Gefecht entzündete, worin der Dûc de Montpensier und Biron über eine Division des Hugonottenheers, welche der Admiral in eigener Person anführte, einen Vortheil erfochten. Coligni zog sich unter dem Schutze der Nacht nach Montoncourt zurück, und er würde vielleicht eine vollständige Niederlage erlitten haben, hätte nicht die Teutsche Reiterei unter dem Gra-

sen Volrad von Mansfeld seinen Rückzug mit heldenmüthiger Standhaftigkeit gedeckt.

Der unglückliche Ausgangs dieses Gefechts bestimmte den Admiral in dem Entschlusse, eine Schlacht zu vermeiden und seine Truppen aus der Nähe des Feindes zu entfernen. Aber das gesammte Hugonottische und Teutsche Kriegsvolk forderte einstimmig einen entscheidenden Kampf, und die Teutschen droheten, zu dem königlichen Heere überzugehen, wenn man ihren Schwertern nicht Arbeit gäbe. Selbst die Anführer waren der Meinung, man müsse die kriegerische Hitze der Truppen nicht verdampfen lassen; besonders da selbst eine verlorne Schlacht keine gefährlicheren Folgen haben könnte, als ein Rückzug im Angesichte des Feindes. Der Admiral muste dem einstimmigen Verlangen, wider seine bessere Ueberzeugung, nachgeben. Er beschloß also Stand zu halten, und stellte sein Heer zwischen der Thoue und Dive, eine halbe Meile von Montoncourt, in Schlacht-
1569 ordnung auf. In der Nacht zum 3. des Weinmonats gingen die katholischen Feldherrn über die Dive und breiteten ihre Truppen auf der Ebene zwischen den beiden Flüssen aus. Eine Salve aus dem schweren Geschütz beider Theile eröffnete die Schlacht. Die Reiterei der Ka-

tholiken griff die Hugonottische an, und warf sie über den Haufen. Der Admiral an der Spitze der Schützen zu Pferde, eilte den Geschlagenen zu Hülfe, aber in dem Augenblick warf der Rheingraf mit seinen Reitern sich ihm entgegen. Die Anführer selst trafen, wie die Helden Homers, im Handgemenge auf einander. Der Rheingraf schoß dem Admiral durch den Kinnbacken und zerschmetterte ihm vier Zähne, aber in dem Augenblick streckte jenen ein Pistolenschuß seines Gegners todt zu Boden, und Coligni ließ sich durch die empfangene Wunde nicht abhalten, an der Spitze seiner Schwadron zu kämpfen. Sein Eifer führte ihn tief unter die Streitenden, und er schwebte in der größten Gefahr, gefangen zu werden, als Graf Volrad von Mansfeld ihn dem Gedränge entriß. Gleiche Gefahr drohete auch dem Dúc d'Anjou, bei einem Angriff, welchen Graf Ludwig von Nassau machte. Der Markgraf von Baden ward an der Seite des Dúc getödtet, des letztern Roß unter ihm erschossen und er selbst entging nur durch die Tapferkeit und Treue seiner Begleiter, dem Tode oder der Gefangenschaft.

Indeß ward die Schlacht immer allgemeiner, und beide Theile kämpften mit der größ-

ten Erbitterung; und nicht nur die Kriegsleute erschlugen einander, selbst dem Troß, Marketendern, Buben und Schanzgräbern theilte sich die wilde Mordgier mit. Auf beiden Seiten fochten Teutsche: denn dieses streitbare Volk hat in allen Zeitaltern und unter jedem Himmel sein Blut für fremde Interessen vergossen. Die Schweizer des katholischen Heers, unter Anführung des Obersten Pfeiffer, stießen auf die Teutschen Landsknechte der Hugonotten. Ein mörderisches Gefecht erhob sich. Die Reihen der Landsknechte wurden durchbrochen, und die Schweizer, welche nach ihrer grausamen Gewohnheit, wodurch sie oft den Ruhm ihrer Tapferkeit verdunkelt haben, kein Quartier gaben, richteten ein solches Gemetzel unter ihren Gegnern an, daß nur wenige von diesen das Leben retteten. Von 28 Teutschen Hauptleuten blieben 27 auf dem Platze.

Nach einer Stunde war die Schlacht entschieden, und das Hugonottische Heer auf allen Seiten in die Flucht geschlagen. Als der Admiral sah, daß Alles verloren war, eilte er mit den beiden Prinzen, begleitet von Mouy und Teligni und 300 Reitern nach Niort. Eben dahin zogen sich auch Graf Ludwig von Nassau und Graf Volrad von Mansfeld mit 2000

Reitern, nach einem tapfern Kampfe mit dem nachsetzenden Feind. Der Ueberrest des Hugonottischen Heers zerstreute sich nach Angouleme, Rochelle und andern Orten hin. Zehntausend Mann von demselben waren auf dem Schlachtfelde gefallen oder gefangen worden. Das sämmtliche Geschütz und Gepäcke, nebst 200 Fahnen, wurden eine Beute der Sieger. Die Italiener allein hatten sieben und zwanzig Hugonottische Fahnen erobert. Der Graf von Santafierea sandte diese den Ketzern entrissenen Siegeszeichen nach Rom, wo sie in der Laterankirche aufgehängt wurden. Das siegreiche katholische Heer, dessen Verlust an Mannschaft weit unter dem des Feindes war, rückte am Abende des Schlachttags nach St. Genest. Albrecht von Gondi, Graf von Retz, ein Florentiner und Liebling der Königinn, ward mit der Nachricht von der erfochtenen Victorie an den Hof gesandt, dessen Freude darüber ohne Grenzen war. Die eifrigen Katholiken theilten den Jubel des Hofes, und der Dûc d'Anjou ward mit Lobsprüchen überhäuft, obgleich dem Marschall Tavannes eigentlich die Ehre des Siegs gebührte. Nur die wenigen, deren Patriotismus rein geblieben war von den vergiftenden Einflüssen des Sektengeists und der

Partheiwuth, beweinten das Unglück des Vaterlandes und den Fall seiner tapfersten Jugend. Aber ihre Klagen wurden nicht gehört.

7.

Jetzt endlich, nach einer so furchtbaren Niederlage, zweifelten die Feinde der Bourboniden, der Coligni und der Hugonotten nicht mehr an der gänzlichen Vernichtung dieser verhaßten Parthei. Auf der Ebne von Montoncourt, wähnten sie, habe die Ketzerei den letzten tödlichen Streich empfangen. Doch diese schmeichelhafte Hoffnung, wie gegründet sie auch schien, blieb dennoch unerfüllt. Wenn der Kampf mit einem feindseligen Geschick den Geistern ihren Rang in der Reihe der Waffen anweist, und Größe des Charakters nur in der schweren Probe des Unglücks und der Widerwärtigkeiten ihre Aechtheit bewährt: so hat sich Coligni durch die Hoheit, welche er bei den zerschmetterndsten Schlägen des Schicksals bewies, als einen Heros unter seinen entarteten Zeitgenossen dargestellt, und in dieser Hinsicht die gerechtesten Ansprüche

auf unsere Theilnahme und Bewunderung erworben. Dieselbe unerschütterliche Standhaftigkeit, welche er nach der verlorenen Schlacht bei Jarnac bewiesen hatte, zeigte er nach der Niederlage von Montoncourt, und sein an Hülfsmitteln reicher Geist fand auch aus dieser verzweifelten Lage noch einen glücklichen und ehrenvollen Ausweg. Er erwog nach seiner Ankunft zu Niort mit den beiden Prinzen und den vornehmsten seiner Parthei die Maßregeln, welche zu treffen wären, um die Folgen des erlittenen Unfalls abzuwenden oder unschädlicher zu machen. Viele, denen das Unglück Muth und Hoffnung zugleich geraubt hatte, riethen kleinmüthig: die Waffen niederzulegen und sich mit dem Könige zu versöhnen. Coligni dachte anders. Laßt uns zwar Vorschläge zu einem ehrenvollen Frieden thun, sprach er; aber auch die Waffen nicht aus der Hand legen! denn nur, wenn wir fortfahren, uns tapfer zu vertheidigen, dürfen wir billige Bedingungen erwarten. Nur Muth gefaßt, und es ist noch nichts verloren! Er entwickelte hierauf die Hülfsmittel, welche ihnen noch übrig wären, um sich durch die Waffen den Weg zu einem ehrenvollen Frieden zu bahnen. Die Prinzen, die Grafen von Nassau und Mansfeld, die mei-

sten Chefs und vor allen die Königinn von Navarra, traten seiner Meinung bei. Es kam vorzüglich darauf an, Zeit zu gewinnen, um sich durch neue Kräfte zum ferneren Widerstande zu stärken. Man beschließt, alle Plätze in Poitou zu räumen, und nur Rochelle, St. Jean d'Angeli, Angouleme und LaCharité zu behaupten; den Ueberrest des Heers in die Gebirgsgegenden von Gascogne, Auvergne und Languedoc zu retten, und dort, vor den Verfolgungen des Feindes gesichert, den Grafen Montgommeri mit seinen Völkern, und die Hülfe der Teutschen Fürsten und der Englischen Monarchie zu erwarten.

Der Marsch nach Languedoc und Auvergne wird unverzüglich angetreten, und um den Feind so lange als möglich aufzuhalten, bleibt in Niort eine Besatzung unter dem tapfern Mouy zurück. Nach wenigen Tagen schon erscheint das katholische Heer vor dem Platze, und rüstet sich, ihn anzugreifen. Mouy, zur äußersten Gegenwehr entschlossen, thut einen Ausfall: aber bei der Rückkehr in die Stadt, trifft ihn von hinten ein Musketenschuß. Tödtlich verwundet bringt man ihn nach Rochelle, wo er bald darauf stirbt. Niort kapitulirt nach dem Verlust seines tapfern Befehlshabers,

und ergibt sich dem Feinde. Maurevert, dessen durch Verbrechen gebrandmarkter Name in der Folge noch öfter genannt werden wird, war Mouy's Meuchelmörder. Er ging nach vollbrachter That zum katholischen Heere über, und empfing von dem Dûc d'Anjou den Lohn seines Bubenstücks.

Ganz Poitou unterwarf sich dem katholischen Feldherrn, welcher nach der leichten Eroberung dieser Provinz seine siegreichen Waffen vor St. Jean d'Angeli in Xaintonge trug. Diese kleine, feste, größtentheils von Hugonotten bewohnte Stadt, vertheidigte mit einer zahlreichen Besatzung der unerschrockene Armand von Piles, einer der tapfersten Hugonotten. Auf des Dûc d'Anjou dringendes Einla-
1569 Oktober den fanden sich der König, die Königinn Mutter und der ganze Hof bei der Belagerung ein; denn der Dûc fürchtete, bei einer längeren Trennung in der Gunst seiner Mutter zu sinken und dadurch seinen Einfluß zu verlieren. In welchem verächtlichen Lichte erscheint uns der gepriesene Sieger von Jarnac und Montoncourt, wenn wir in den Memoirs seiner Schwester, der Königinn Margaretha von Navarra die Details der Erbärmlichkeiten lesen, womit er sich mitten unter den Schreckensze-

nen dieser Belagerung beschäftigte! Sie dauerte sechs und vierzig Tage und kostete die Belagerer 10000 Mann. Am 2. Dezember ergab sich Piles, und erhielt freien Abzug mit dem Ueberrest der Besatzung.

Nach dem Fall von St. Jean d'Angeli war die Reihe angegriffen zu werden an Rochelle; aber der vor jener Stadt erlittene Verlust, die späte Jahreszeit und die Entfernung des Dûc d'Anjou, den eine Krankheit das Heer zu verlassen zwang, machten, daß die Belagerung unterblieb. Ja die Regierung verabschiedete sogar einen beträchtlichen Theil des Kriegsvolks, aus der angeblichen Ursache, daß der große Geldmangel die Unterhaltung einer so zahlreichen bewaffneten Macht nicht verstatte. Diese Maßregel und die langwierige Belagerung von St. Jean d'Angeli retteten ohne Zweifel die Hugonottische Parthei vom Untergange, dem sie schwerlich entgangen wäre, hätte der Feind den bei Montoncourt erfochtenen Sieg mit größerer Thätigkeit und Energie benutzt. Viele hatten den Dûc d'Anjou im Verdacht, daß er die getroffenen verkehrten Maßregeln vorsätzlich angerathen habe, um nicht mit der Beendigung des Kriegs auch den Oberbefehl über dies Heer zu verlieren.

Wie dem auch sei, denn wer mag das Gewebe von Intrigen zu durchschauen, welche damals am Französischen Hofe herrschten, der Admiral benutzte die vorsätzlichen oder zufälligen Fehler des Feindes auf das zweckmäßigste. Als er sah, daß das katholische Heer durch die Belagerung von St. Jean d'Angeli festgehalten ward, begab er sich mit den Prinzen nach Montauban, brachte dort einige tausend Mann Neugeworbener in die Waffen und führte sie über die Dordogne nach der Gascogne, wo er sie auf Kosten des Landes ernährte. Ein versuchter Ueberfall auf Bordeaux mißlang ihm; dagegen erfocht sein tapferer Waffengefährte Lanoue bei Lüsson einen Vortheil über ein katholisches Korps. Der gänzliche Mangel an Subsistenz zwang endlich den Admiral, die Gascogne und Languedoc zu verlassen. Er entschloß sich darauf, einen Ritterzug an die östlichen Grenzen des Reichs zu unternehmen, um den aus Teutschland erwarteten Hülfsvölkern näher zu sein, und in minder ausgezehrten Provinzen neue Kräfte zu gewinnen. Von den beiden Prinzen und den Grafen Mansfeld und Montgommerie begleitet, ohne Geld und Geschütz, senkt er sich mit einigen tausend Mann zu Roß und zu Fuß an den Ufern der Rhone

hinab, schlägt ein feindliches Korps in die Flucht, welches ihm den Uebergang bestreiten will, und setzt darauf über den Strom. Nach tausend Beschwerlichkeiten und Gefahren, und von einem bösartigen Fieber an die Sänfte gefesselt, erreicht er Burgund, bemächtigt sich der kleinen Stadt Arnai le Dûc, und erwartet hier in einer vortheilhaften Stellung den Marschall von Cossé, welcher ein katholisches Heer von 12000 Mann zu Fuß, 4000 Pferden und 12 Feuerschlünden gegen ihn heranführt. Hätte der Marschall das kleine, durch einen Zug von dreihundert Lieues entkräftete Häuflein der Hugonotten rascher verfolgt und auf dem Marsch angegriffen, so würde er es mit seiner dreifach stärkern Macht wahrscheinlich erdrückt haben. Aber es dahin kommen zu lassen, lag vielleicht nicht in seinem Plane; wenigstens hatten die Katholiken ihn im Verdacht, daß er den Protestantismus heimlich begünstige. Er schritt so langsam und bedächtig vorwärts, daß Coligni Zeit gewann, die feste Stellung bei Arnai le Dûc zu erreichen. Hier griff Cossé endlich die Hugonotten an, aber sie schlugen sich mit solcher Tapferkeit, daß der Feind, nach einem langen und mörderischen Kampfe, zurückgeworfen ward. Der Marschall wagte nicht den Angriff

zu wiederholen, und Coligni, froh der Gefahr entgangen zu sein, wandte sich schleunig nach LaCharité an der Loire; das katholische Heer aber näherte sich Paris, um diese Hauptstadt zu schützen.

Während auf diese Art der Krieg fortdauerte, ward zugleich zwischen beiden kämpfenden Theilen über den Frieden unterhandelt. Schon damals, als nach der Niederlage von Montoncourt die Angelegenheiten der Hugonotten sich in einer so gefährlichen Krisis befanden, ließen diese dem Hofe, unter Vermittlung der Königinn von Navarra, Vorschläge zu einer Aussöhnung thun. Sie verlangten die
1570 Jenner. freie Religionsübung im ganzen Reiche, Wiedereinsetzung in ihre Güter und Aemter, Aufhebung alles rechtlichen Verfahrens wider sie, und Einräumung einiger Sicherheitsplätze. Der Staatsrath fand diese Forderungen sehr überspannt, und drang auf eine unbedingte Unterwerfung auf Gnade und Ungnade. Diese aber ward von den Protestanten verweigert, und ihre Deputirten Teligni und Lanocle verließen den Hof, wodurch die Aussicht auf Frieden wieder verschwand.

Die nachfolgenden Vorfälle und das wiederauflebende Waffenglück der Hugonotten, än-

derten jedoch die Lage der Dinge und das Sistem der Regierung. Die letztere zeigte sich jetzt weit geneigter, den Protestanten ihre Forderungen zu bewilligen. Zwar boten der Spanische und päpstliche Gesandte alles auf, eine Aussöhnung zu hintertreiben, welche dem Interesse ihrer Souveräne nicht zusagte; und der erstere versprach im Namen seines Herrn, 10000 Mann Hülfstruppen zur Vernichtung der Ketzer. Aber Katharina von Medicis hatte ihren Entschluß bereits gefaßt, zu dessen Ausführung sie keiner fremden Hülfe bedurfte. Er war das Resultat einer geheimen Konferenz mit dem Dûc d'Anjou und dem Kardinal von Lothringen, und hatte zum Zweck: den Hugonotten auf jede Bedingung den Frieden zu bewilligen; und wenn sie, im Vertrauen auf diesen Frieden, die Waffen aus der Hand gelegt hätten, ihre Häupter durch List nach Paris zu locken und sich ihrer zu bemächtigen, weil es dann nur eines leichten Stoßes bedürfen würde, das ganze Gebäude des Protestantismus, nach dem Verluste seiner vornehmsten Stützen, zu zertrümmern. Die Hugonotten werden eingeladen, den zerrissenen Faden der Unterhandlungen wieder anzuknüpfen, und da sich die meisten ihrer Chefs nach dem Ende der Feind-

seligkeiten sehnten, so wurden wider die Meinung des Admirals, der aus gerechtem Mißtrauen gegen das zuvorkommende Anerbieten der Regierung zur Fortsetzung des Krieges rieth, Teligni und LaNocle abermals an den Hof gesandt, der damals zu St. Germain, vier Lieues von Paris seinen Aufenthalt hatte. Sie wurden auf das gnädigste empfangen, ihre Anträge fanden keine Schwierigkeit, und nach einer kurzen Discussion ward der Friede ge-
1570 Aug. 8. schlossen. Allgemeine Amnestie, Wiedererstattung der eingezogenen Güter, freie Religionsübung überall, nur nicht am Hofe, das Recht, alle Staatsämter zu bekleiden; Erlaubniß, jedesmal sechs Richter im Parlamente zu verwerfen und vier Sicherheitsplätze, die nach drei Jahren, wenn bis dahin der Friede nicht verletzt worden sei, wieder zurückgegeben werden sollten; waren die Bedingungen desselben.

Dieser Friede unterbrach zum drittenmal den Bürgerkrieg. Er war vortheilhafter und ehrenvoller für die Hugonotten, als alle früheren. Selbst wenn sie Sieger gewesen wären, hätten sie nicht mehr fordern können, als ihnen der Hof jetzt freiwillig zugestand. Aber gerade diese unerwartete Gunst und Liberalität erregte das Mißtrauen ihrer Chefs, vorzüglich des Ad-

mirals, und ließen sie fürchten, daß unter dieser Bereitwilligkeit ihre Wünsche zu befriedigen, irgend ein geheimer Plan zu ihrem Verderben verborgen liege.

Sie beschlossen daher, dem scheinbar versöhnten Feinde nicht zu trauen, und seiner Arglist die äußerste Vorsicht entgegen zu setzen. Anstatt also nach dem Abschluß des Friedens an den Hof oder auf ihre Güter zu gehen, blieben sie in Rochelle beisammen, um gemeinschaftlich mit der Königinn von Navarra die Schritte der Regierung zu beobachten.

Und nur zu gerecht waren ihre Besorgnisse, ihr Mißtrauen, ihre Vorsicht. Welchem entsetzlichen Schicksal würden Coligni und seine tapfern Waffengenossen entgangen sein, hätten sie sich nie verleiten lassen, diesem Mißtrauen zu entsagen! Katharina und die mit ihr einverstandenen Häupter der katholischen Parthei, weit entfernt von dem Gedanken, den verhaßten Ketzern die versprochene Duldung halten zu wollen, sannen nur auf ihr Verderben. Sie reichten ihnen die Palme des Friedens, um sie durch dieses Sinnbild der Versöhnung zu täuschen. Was ein siebenjähriger grausamer und verheerender Krieg nicht bewirken konnte, was der Gewalt nicht gelang, sollte jetzt durch List

und Ränke hinausgeführt werden, und indem man aus dem offenen Kampfplatz das Schwert aus der Hand legt, werden schon im Verborgenen die Dolche des Meuchelmordes geschliffen. Katharinens Karakter, ihre Politik und eine Vergleichung ihres früheren arglistigen Verfahrens gegen die Hugonotten mit den nachfolgenden Begebenheiten, lassen keinen Zweifel übrig, daß alle Schritte, die wir von jetzt an sie und ihre Vertrauten thun sehen, auf die Ueberlistung und den Untergang derer berechnet waren, welchen man in dem Frieden von St. Germain vollkommne Duldung und einen unbeschränkten Genuß aller bürgerlichen Rechte, durch die feierlichsten Eide zugesichert hatte.

III.

P o r t r ä t s.

Eine genauere Bekanntschaft mit der Individualität der Personen, welche nicht nur an den schon erzählten Begebenheiten einen bedeutenden Antheil hatten, sondern auch in den nachfolgenden schrecklichen Ereignissen, entweder als Urheber oder Theilnehmer der zum Untergange der Häupter des Hugonottenbundes gebildeten Plane, oder als Opfer derselben, eine ausgezeichnete Rolle spielen, wird dem Leser die richtigste Ansicht von diesen Entsetzlichkeiten gewähren, welche die menschliche Natur in ihrer tiefsten Erniedrigung und Verworfenheit darstellen. Deshalb mögen hier die Bildnisse einiger von jenen Personen stehen, deren Celebrität in der Geschichte größtentheils nur durch große Verbrechen, oder ein seltenes tragisches

Schicksal motivirt ist. Die Eigenthümlichkeit der Originale treu wiedergebend und mit der strengsten historischen Wahrheit gezeichnet, werden sie zugleich ein aufklärendes Licht über den Gang der Begebenheiten verbreiten, und eine reiche Sammlung interessanter und karakteristischer Züge aus dem Sittengemälde des Französischen Hofes und der höhern Stände der Nation, in jener merkwürdigen Epoke darbieten.

* * *

Karl der 9te, König von Frankreich.

Die Geschichte hat den Namen dieses Fürsten mit unauslöschlicher Schande gebrantmarkt. Jahrhunderte sind vorübergegangen seit seinem Tode, und dennoch schreckt die bloße Erinnerung an ihn, noch jetzt wie die Nähe eines mordsüchtigen Ungeheuers. Karl, welcher zur Zeit des zu St. Germain geschlossenen Friedens das ein und zwanzigste Jahr seines Alters angetreten hatte, war der zweite Sohn König

Henrichs des 2. von Frankreich und Katharinens von Medicis. Die Natur, welche ihn mit nicht gemeinen Anlagen des Geistes und Gemüths geboren werden ließ, hatte ihm ein menschliches Herz versagt. Schon im zartesten Alter äußerten sich an ihm die Simptome einer gewissen Rohheit der Gefühle und eines harten, ungestümen und blutdürstigen Sinns, der ihn schon damals oft zum Henker unschuldiger Thiere machte. Sein gröstes Vergnügen als Knabe bestand darin, daß er kleinen Thieren, deren er sich bemächtigen konnte, mit einem Streiche den Kopf abhieb. Und dieser unglückliche Hang zur Härte und Grausamkeit nahm mit den Jahren zu, und fand in den Begebenheiten Nahrung, unter welchen er aufwuchs. Bei jeder merkwürdigen Hinrichtung zu Paris, gab er einen aufmerksamen Zuschauer ab; und als die Häupter der sogenannten Verschwörung von Amboise auf dem Blutgerüste starben, wohnte er dem schauderhaften Akt der Exekution, in Gesellschaft seiner Mutter, seiner Brüder und aller Damen des Hofes wie einer Lustbarkeit bei.

Im elften Jahre seines Alters bestieg er den Französischen Thron. Die Dichter und Astrologen seiner Nation beeiferten sich, ihm die Macht und den Ruhm Karls des Großen

zu verkündigen; und mit seinem gesunden Verstande, seinem Muthe, seiner Wißbegierde und Lebhaftigkeit wäre er vielleicht, wenn auch nicht ein großer doch wenigstens kein schlechter Regent geworden, hätte seine geistige Natur unter dem Einfluß eines günstigeren Gestirns sich entwickeln können. Aber die verruchte Politik einer unnatürlichen Mutter ließ vorsätzlich seine besseren Anlagen unangebaut. Seine Wißbegierde blieb unbefriedigt, und seine Lebhaftigkeit ohne zweckmäßige Beschäftigung; die Fehler seines Herzens und Temperaments aber wurden desto sorgfältiger gepflegt und genährt. Katharina wandte alles an, ihren Sohn geistig und sittlich zu Grunde zu richten, um ihn zu einem Gegenstand der öffentlichen Verachtung zu erniedrigen und ihn zugleich in dem Zustande einer immerwährenden Unmündigkeit und Passivität des Willens zu erhalten, damit es ihm nie einfiele, den ihrigen beschränken und etwas mehr sein zu wollen, als ein todtes Werkzeug in ihrer Hand. Sie entfernt von ihm seine ersten Lehrer, den redlichen Ciprier und den geschickten Amiot, und übergibt ihn der Aufsicht und Leitung des Grafen Albert von Gondi-Retz, eines boshaften, arglistigen und ausschweifenden Florentiners, von dem er nichts als die Kunst

der Verstellung und die pöbelhafte Gewohnheit des Fluchens erlernt. Ein solcher Mentor, die Lehren einer solchen Mutter und das Beispiel eines Hofes, wie damals der Französische war, wie leicht und sicher mußten sie den jungen Fürsten das schimpfliche Ziel erreichen lassen, welches die Herrschsucht der Mutter ihm vorgesteckt hatte. Katharina erlangte vollkommen ihren Zweck. Während der vierzehn Jahre, welche Karl König von Frankreich hieß, leitete sie ihn stets gleich einem Unmündigen am Gängelbande, unterwarf seinen Willen ganz dem ihrigen, und den unglücklichen Sohn trafen endlich die Verwünschungen der Zeitgenossen, und der Abscheu und die Verachtung der Nachwelt. Die Gefühle der Menschlichkeit wurden ihm fremd, und die Härte seines Herzens artete in Grausamkeit und rohe Wildheit aus, welche sich in seinen Sitten und Handlungen, und selbst in seinen Ergötzlichkeiten aussprachen. Bei der geringsten Veranlassung brach er in pöbelhafte Flüche und Verwünschungen aus, und seine Heftigkeit, von keiner sittlichen Kultur gezügelt, riß ihn zu den unanständigsten und brutalsten Ausschweifungen hin, und versetzte ihn oft in einen Paroxismus von Wuth, worin er weder sich noch andere schonte.

Einst hielt er im Scherz einen Edelmann Namens Villandri am Halskragen fest, und würgte ihn mit der größten Gewalt. Dieser, um sich des Königs zu entledigen, umschlang ihn und drückte ihn dabei stark an den Unterleib. Darüber gerieth er plötzlich in einen so heftigen Zorn, daß er den Unschuldigen dem Richter übergab, um wider ihn als einen Majestätsverbrecher zu verfahren. Alle Vorstellungen halfen nichts, und der Unglückliche wäre verloren gewesen, hätte ihm nicht die Vorbitte des Admirals Coligni, dem der König damals nichts abschlug, das Leben gerettet. — Von gleich heftigem Zorn ward er ergriffen, als er durch den Kardinal-Legaten Alessandrino erfuhr, daß der junge Dûc Henri de Guise, damals des Königs täglicher Gesellschafter, aber dennoch seiner glänzenden Eigenschaften wegen ein Gegenstand seines Hasses und Neides, mit dem Gedanken umgehe, die Prinzessinn Margaretha, nachherige Königinn von Navarra zu heirathen. Ganz außer sich vor Zorn läßt er auf der Stelle den Großprior von Frankreich, Henrich von Angouleme, seinen natürlichen Bruder, herbeirufen, und überreicht ihm zwei Degen mit den Worten: der eine ist bestimmt dich zu durchbohren, wenn du nicht bei der morgenden

Jagd den andern dem Prinzen von Guise in die Brust stößest! Der befohlne Mord unterblieb jedoch, weil es dem Großprior zwar nicht an gutem Willen dazu, aber an Muth und Entschlossenheit fehlte.

LaMole, ein Günstling des Duc d'Alençon, des jüngsten der königlichen Brüder, war in den Verdacht der Theilnahme an einer Verschwörung wider den König gerathen. Karl befahl dem Duc, ihn aufhängen zu lassen, und da dieser Befehl unbefolgt blieb, so beschloß er die Hinrichtung des angeblichen Verbrechers selbst zu übernehmen. Er wuste, daß LaMole oft eine Dame im Louvre besuchte. Eines Abends begab er sich mit dem Duc de Guise und sechs andern Edelleuten in den Gang, welcher nach dem Zimmer der Dame führte. Er hatte seine Begleiter mit Stricken versehen und ihnen den Auftrag gegeben, den, welchen er ihnen zeigen werde, damit zu erwürgen; er selbst aber trug ein Licht, um ihnen zu leuchten. Der Zufall fügte es jedoch, daß LaMole gerade an diesem Abende auf einem andern als dem sonst gewöhnlichen Wege, wo der König mit seiner Gesellschaft ihm auflauerte, sich zu seiner Dame begab. So ward er zwar für jetzt gerettet, indeß entging er doch in der

Folge der Rache des Königs nicht, und verlor einige Zeit darauf sein Leben auf dem Blutgerüste. Am gräßlichsten brach Karls wilde Mordlust hervor in den Tagen jener schrecklichen Begebenheit, die seinem Namen das Brandmahl unauslöschlicher Schande aufgedrückt hat.

Schmiede- und Münz-Arbeiten waren die liebsten Beschäftigungen dieses entarteten Fürsten; seine Lieblingsgenüsse Jagd und Wollust. Der Klang des Waldhorns, welches er selbst sehr oft und fertig, sogar auf Kosten seiner Gesundheit blies, war seine angenehmste Musik. War er nicht mit Jagen beschäftigt, so fand man ihn gewöhnlich in seiner Schmiede unter seinen Zimmern im Louvre *), wo er oft im Hemde und mit der größten Anstrengung arbeitete. Der Jagd, welche er noch leidenschaftlicher übte, opferte er Essen und Schlaf, und selbst die Freuden der Liebe auf. Eine Hofdame machte ihm einst den Vorwurf, er liebe seine Jagdhunde mehr als ihr Geschlecht. Und dieses grausame Vergnügen, welches er

*) Karl war der erste Französische König, der den Louvre bewohnte, der ursprünglich eine Zitadelle war, welche Philipp August befestigen und hierauf im Jahr 1574 abtragen ließ.

in solchem Uebermaaße genoß, vollendete wahrscheinlich seine Verwilderung. Bei dem allen war er troß seiner Rohheit kein Feind der Wissenschaften und Künste; ein Beweis, daß seine intellektuelle Bildung weniger vernachläßigt war als die sittliche. Vorzüglich liebte er die Dichtkunst; ja er war selbst Verfasser verschiedener poetischen Versuche und einer kleinen Abhandlung über die Jagd. Auch gab es Momente, wo er keine schlechte Grundsäße, und eine gesunde Beurtheilung verrieth. In der großen Kunst zu regieren aber war er durchaus Fremdling, und in allen seinen öffentlichen Handlungen nichts als das Organ und die Maschine seiner Mutter. Sie schrieb ihm die Rollen vor, welche er spielen sollte, und studierte sie mit ihm ein. Die Verstellung, womit er die Hugonotten überlistete, war ganz ihr Werk. Oft trug er die Fesseln, welche sie ihm auflegte, mit Unwillen; aber es fehlte ihm an Muth und Energie sie abzuwerfen, und so fuhr er fort, aus Gewohnheit und Indolenz das schimpfliche Joch zu dulden.

Sein jüngerer Bruder, der Duc d'Anjou, war ein Gegenstand seines Hasses und seiner Eifersucht. Er beneidete ihm die Gunst seiner Mutter und den im Hugonottenkriege als Feld-

herr des katholischen Heers erworbenen Ruhm. Als nach den Schlachten von Jarnac und Montoncourt der Dichter Dorat ihm ein Lobgedicht überreichte, sagte er: Ich habe nichts gethan was von Euch gepriesen zu werden verdient; aber mein Bruder Anjou wird Euch täglich neuen Stoff zu Euern Poesien geben. — Gegen den Admiral Coligni äußerte er eines Tages: Ich bin offen und freimüthig wie ein ächter Franzose; aber mein Bruder, der nur mit dem Kopfe, mit den Augen und Schultern spricht, ist ein Italiener! — und das sagte er zu einer Zeit, wo er selbst alle Künste der Verstellung, die seine Mutter ihn gelehrt hatte, aufbot, um Coligni und die übrigen Protestantenhäupter zu überlisten.

Das Aeußere dieses Fürsten trug das Gepräge seines verwilderten Gemüths. Sein finsterer Blick schreckte zurück. Die schönen Formen der Jugend hatten an ihm ihren Reiz verloren und machten nur ein frühes Verwelken sichtbar. Er war lang, hager, und trug sich etwas gebeugt. Ein einnehmender gefallender Zug, der in früheren Jahren sein Gesicht verschönerte, verschwand späterhin bis auf die letzte Spur.

Katharina von Medicis, Königinn von Frankreich.

Katharina theilt mit Recht die Verwünschungen, welche Zeitgenossen und Nachwelt wegen des Blutbades der Barthelemi über ihren Sohn ausgerufen haben; ja sie hat es noch mehr als dieser verschuldet. Denn sie war es, welche ihm den entsetzlichen Gedanken eines tausendfachen Meuchelmordes abdrang, und ohne ihren Willen wäre er nie ausgeführt worden. Karl war nichts als ein gemeiner blutgieriger Mörder, ein wüthendes Thier, das sein Instinkt zum Würgen anhetzt; Katharinens Seele aber ist die Hölle, aus der jene beispiellose, einzig und isolirt in der Weltgeschichte dastehende Frevelthat hervorging. — Vor allen Frauen ihres Zeitalters war Katharina ausgezeichnet durch geistige und körperliche Vorzüge, aber auch durch den höchsten Grad von Ruchlosigkeit und Immoralität. Ihre Geschichte und das Unheil, welches sie über Frankreich gebracht hat, beweisen, von welchen gefährlichen Folgen der Einfluß eines verführerischen Weibes ist, wenn

sie über die Grenzen der Weiblichkeit hinaustritt, und mit der Natur ihres Geschlechts auch die Gutartigkeit desselben verläugnet.

Sie war entsprossen aus dem berühmten Geschlechte der Medicis und ward geboren zu Florenz im Jahre 1516. Ihr Vater war Lorenzo de Medicis, ihre Mutter die Gräfinn Madelaine de la Tour d'Auvergne. Sie erhielt ihre erste Erziehung vom achten Jahre ihres Alters an, in dem Nonnenkloster delle Murate zu Florenz, welches noch jetzt ein Bildungs-Institut für die Töchter des Toskanischen Adels ist. Von der Natur mit einem schönen Körper beschenkt, geistreich und lebhaft, anziehend durch die verfeinerten Italienischen Sitten, von immer heiterer Laune und unerschöpflich in Erfindung neuer Lustbarkeiten und Vergnügungen, kam sie als Gattinn des damaligen Dúc d'Orleans, der in der Folge König Henrich der 2. ward, nach Frankreich und ward das Idol des Hofes und die Seele aller gesellschaftlichen Unterhaltung. Jedermann ward hingerissen durch so viel Vollkommenheit, und dieser Zauber verschwand nicht mit der kurzen Blüthe der weiblichen Schönheit; denn verloren sich gleich in spätern Jahren die leichten jugendlichen Formen in einer zu starken Körperfülle; so konnte doch

weder das reifere Alter noch jener unästhätische Uebelstand die Grazien verscheuchen, welche das bleibende Eigenthum dieser außerordentlichen Frau zu sein schienen. Selbst als alternde Matrone war sie noch unwiderstehlich *).

Aber die schöne äußere Form, unter welcher dieses gefährliche weibliche Wesen erscheint, verbarg die gröste Verruchtheit in Grundsätzen, ein unerschöpfliches Maaß von List und Ränken, und das äußerste Sittenverderbniß. Der

---

*) In dieser Schilderung Katharinens stimmen alle Französischen Geschichtschreiber überein. Ein weniger vortheilhaftes Bild von ihrem Aeußeren findet man in dem Tagebuche der Gesandtschaft, welche die reformirten Schweizer-Kantons im Jahre 1557 an den Französischen Hof schickten. Katharina von Medicis, heißt es darin, ist ein gros, lang, stark Weib, hat ein gescheitelt, roth und weis Antlitz, krauses Haar, das ihr vor der Hauben auf dem Haupte liegt, und etliche meinen es sei ein gemacht Haar, falb; falb die Augenbraunen, weis die Augen, ein weißer ziemlich großer Mund, große lange Zähne; hat nicht eine weibische Rede, sondern schier wie eine grobe Bäuerinn; hat einen schwarzen Rock von subtilem Tuch an, ist um die Brust wohl geformirt. — An den freien Sitten des Hofes nahm die Gesandtschaft ein Aergerniß. Der Dauphin, (nachher Franz der 2.) sagt das Tagebuch, küßte eine Kammerjungfer öffentlich in das Maul; und der Kardinal von Lothringen trieb mit einer andern Dame das Aergerniß noch weiter.

boshaften Italienerinn, aufgewachsen in der verabscheuungswerthen Politik eines Alexanders des 6., eines Borgia, und anderer kleinen Tirannen ihres Vaterlandes, und eingeweiht in die Schriften eines Machiavelli, welche sie in der Folge zur Lieblingslektüre am Französischen Hofe machte, war jedes Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke willkommen und erlaubt; Verstellung, Zwietracht, Eidbruch, Gift und Dolch, Religion und Aberglaube, ja selbst die Macht und der Einfluß fremder Schönheit. Wahrsager und Nativitätssteller, Spione und Giftmischer, Pfaffen und Banditen standen in ihrem Solde, und eine Umgebung von dreihundert jungen schönen Französinnen und Italienerinnen, welche man gewöhnlich die Sirenen oder die Schwadron der Königinn nannte, war bestimmt, die Herzen der Männer zu bestechen und sie durch die Künste der Verführung für das Interesse ihrer Gebieterinn zu gewinnen.

Schon vor ihrer Vermählung scheint Katharinens Ruf sehr zweideutig gewesen zu sein, und vielleicht war es blos die reiche Ausstattung welche sie erhielt, oder der Wunsch, ihren Oheim den Papst Klemens den 7. in sein Interesse zu ziehen, was Franz den 1. bestimmte, sie zur Gattinn seines Sohnes zu wählen. Als

Klemens, der ein großer Feind der Franzosen war, die Nachricht von ihrer Vermählung mit dem Dauphin erhielt, sagte er freudig zu seinen Vertrauten: jetzt bin ich an Frankreich gerächt; denn ich habe ihm eine Fakkel gegeben, welche das ganze Land in Flammen setzen wird! Der Erfolg hat bewiesen, daß er seine Nichte nur zu gut kannte.

Leidenschaftlich war Katharina dem Genusse, der Prachtliebe und der Verschwendung ergeben; aber die mächtigste ihrer Leidenschaften, der sie jedes Opfer brachte, war die Herrschsucht. Mag es sein, rief sie bei jedem Verbrechen aus, wenn ich nur herrsche! — So lange ihr Gemahl Henrich der 2. lebte, fand sie keine Befriedigung dieser ihrer Lieblingsneigung. Er, ein Sklave der veralteten Düchesse de Valentinois, achtete seine Gattinn wenig, und ein so beschränkter Kopf er auch immer sein mochte, kannte er sie doch zu gut, um ihr irgend eine Theilnahme an den Regierungsangelegenheiten zu verstatten. Als ihm einst der Connetabel von Montmorenci auf ihre Bitte deshalb Vorstellungen machte, erwiederte der König mit Unwillen: Ihr kennt den Karakter meiner Gemahlinn nicht! sie verwirrt die ganze Welt und würde alles Gute verderben,

wenn sie an der Staatsverwaltung Theil nehmen dürfte.

Da sie nach einer zehnjährigen Ehe noch immer kinderlos blieb, so riethen Verschiedene dem Könige, sich von ihr zu trennen und sie nach Florenz zurück zu senden. Auch wäre dieses vielleicht zum Glücke Frankreichs geschehen, hätte sie nicht endlich, nicht ohne Verdacht der Untreue, mehrere Söhne und Töchter geboren; ein unerwartetes Glück, welches sie dem Rathe des Arztes Fresnel zuschrieb. Ihre Fruchtbarkeit vermehrte indeß ihren Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten nicht, und sie ertrug diese Zurücksetzung mit ächt Italienischer Resignation und mit einer so meisterhaften Verstellung, daß sie sich sogar für eine Freundinn ihrer Rivalinn, der Düchesse von Valentinois erklärte, so wie sie früher auch der Gräfinn von Estampes, der Mätresse Franz des 1. den Hof gemacht hatte.

Der Tod ihres Gemahls rückte sie endlich dem Ziele ihrer langgenährten Wünsche näher, denn schon unter der Regierung ihres ältesten Sohnes Franz des 2. wuste sie sich einen bedeutenden Antheil an den Staatsgeschäften zu verschaffen. Nach dem frühen Abtritt dieses Schattenkönigs von der Bühne, auf welcher er

eine so kurze und unbedeutende Rolle gespielt hatte, ward sie Regentinn des Reichs und behauptete ihren Einfluß auch nach der Volljährigkeit ihres Sohnes Karl's des 9., und zum Theil selbst noch unter der folgenden Regierung Henrichs des 3.

Katharina war nicht ohne Talent und Karakter, und besaß eine seltne Thätigkeit, einen ihrem Geschlechte nicht gewöhnlichen Muth und einen außerordentlichen Reichthum an Hülfsmitteln in Gefahr. Aber es fehlte ihr an einem umfassenden Geiste und an richtigem Urtheil. Dabei war das einzige Motiv ihrer Handlungen, Befriedigung ihrer Herrschsucht; Volksglück, Staatswohl und Religion wurden nicht in Betrachtung gezogen, und man nannte nur diese ehrwürdigen Namen, um dem Egoismus zur Folie zu dienen. Die Mittel zur Erreichung ihrer Absichten suchte sie in einer verderblichen Politik. Ihre Staatskunst war auf Intrige, Treulosigkeit und Verstellung gegründet, nach den Grundsätzen der damaligen Italienischen Politik. Durch Beförderung der Zwietracht wollte sie herrschen. Darum begünstigte sie bald die Parthei der Guisen, bald jene der Bourboniden; erklärte sich öffentlich für die Katholiken, und versprach insgeheim

den Hugonotten ihren Schutz. Sie vermehrte dadurch den gegenseitigen Haß, indem sie zugleich die Kräfte der streitenden Partheien im Gleichgewicht hielt, damit keine ein entschiedenes Uebergewicht über die andere erlangte und ihrem eigenen Ansehn gefährlich würde. Aber sie verdarb es auch dadurch, daß sie sich bald der einen bald der andern günstig bezeigte, mit beiden, und verlor das Zutrauen beider.

Nie gab es eine größere Virtuosinn in der Verstellung als diese Fürstinn. Mit der äußersten Freundlichkeit behandelte sie den, dessen Untergang von ihr beschlossen war. Die wichtigsten Gegenstände wurden mitten unter Lustbarkeiten verhandelt, und sie war nie ernsthafter beschäftigt, als wenn sie öffentlich nur auf die Zerstreuung und das Vergnügen des Hofes zu denken schien. Während sie die Feierlichkeiten, welche bei der Vermählung ihrer Tochter mit dem Könige von Navarra statt fanden, anordnete und die Ballets und pantomimischen Vorstellungen selbst erfand, vollendete sie zugleich den Plan zur Ermordung des Admirals Coligni und der übrigen Hugonottenhäupter.

Sie war stolz gegen Stolze und herablassend gegen Geringere, ohne Rachsucht gegen Kleine, aber unversöhnlich gegen Hohe.

Groß ist die Anzahl der Frevelthaten, deren man sie mit Recht oder Unrecht beschuldigt hat. Bei jedem geargwohnten oder erwiesenen Meuchelmorde einer ausgezeichneten Person, fiel immer der erste Verdacht einer nahen oder entfernten Theilnahme auf sie. Aber das gröste und schwerste von allen Verbrechen die auf ihrem Andenken lasten, größer noch als selbst das Blutbad der Barthelemi, war die Verbreitung ihrer verruchten Grundsätze. Jene hat Frankreich mit unschuldigem Blute überschwemmt, doch selbst bei der Menge der Schlachtopfer waren es doch immer nur Einzelne, welche zu Grunde gingen; diese aber haben durch mehrere Generationen den sittlichen Karakter eines ganzen zahlreichen Volks vergiftet.

Schon seit Franz des 1. Zeit war mit der zunehmenden Kultur die Moralität der Nation gesunken; aber eine größere und allgemeinere Corruption der Sitten als während der Regierung Katharinens und ihrer Söhne, hat nie unter den Franzosen geherrscht. Man sah eine gräßliche Vermischung der Rohheit und Bigotterie der älteren, mit der Verfeinerung und Frivolität der neuern Zeit. Vom Hofe aus hatte sich das Gift epidemisch über alle Stände verbreitet, und Hugonotten und Katholiken in

gleichem Grade angesteckt. Jeden Frevel, wenn er nur zum Zwecke führte, hielt man für erlaubt. Vergiftung, Dolchstiche, Wortbrüchigkeit und Meineid waren gewöhnliche Erscheinungen. Welch ein langes Register ausgeführter oder versuchter Verbrechen enthält die Regierungsgeschichte der letzten Valois! Man erinnere sich an die Meuchelmorde und Vergiftungen des Dauphin's Franz, König Franz des 1. Sohns; der beiden Prinzen von Conde, des Vaters und Sohnes; des Dûc François de Guise und seiner beiden Söhne; des Dûc Henri und des Kardinals von Guise; des Kardinals von Chatillon; der beiden Könige Henrich des 3. und des 4., und anderer ähnlicher Verbrechen; so hat man die Belege für die Richtigkeit jener Bemerkung. Kein Mann von Bedeutung starb, ohne durch seinen Tod den Verdacht der Vergiftung zu erregen. Ein langer, mit der wildesten Erbitterung geführter Bürgerkrieg vermehrte die schreckliche Entartung der Nation bis zu einem solchen Grade, daß uns bei der Kenntniß derselben selbst das entsetzliche Foenomen des Bartholomäusblutbades nicht mehr überraschen kann. Die alte Decenz der Weiber war ganz verschwunden. Sie erschienen am Hofe mit fliegenden Haaren und

entblößten Brüsten und Schultern, und ihre Frechheit ging so weit, daß sie die Anträge der Männer nicht erwarteten, sondern ihnen zuvorkamen. Dieser Hof war eine Schule der Unsittlichkeit und Kokettrie, und von Katharinen ging das Verderbniß aus. Sie nahm gewöhnlich zu ihren Hoffräulein schöne aufblühende Mädchen von vierzehn Jahren, und unterrichtete sie sorgfältig in allen Künsten der Galanterie und Verführung, um sich ihrer zur Beförderung ihrer politischen Absichten zu bedienen, welches ihr auch häufig nur zu gut gelang. Keine verlorne Schlacht, sagte einst der strenge Admiral Coligni, ist für Frankreich so verderblich, als der Einfluß dieser schönen Verführerinnen! — Als die Königinn dem Fräulein von Limevil, einer von jenen gefährlichen Sirenen, welche den Prinzen von Conde gefesselt hatte, aber auch selbst der Verführung eines zu feurigen Temperaments erlag, einst bittere Vorwürfe über ihre Schwangerschaft machte, und ihr öffentlich den Hof verbot, sagte diese im Ausbruch der Verzweiflung zu ihr: was ich that, ist die Folge Eurer Befehle und Eures Beispiels! — Eine Menge Italienischer Abenteurer und Glücksritter von beiden Geschlechtern, folgten Katharinen über die Alpen, und

überschwemmten Frankreich. Man fand sie am Hofe, beim Heere, in den einträglichsten Civil- und kirchlichen Stellen, als Astrologen, Kaufleute, Parfümeurs, Magiker, Bouffons, Spione, Banditen und Giftmischer. Sie vermehrten die Corruption des Französischen Volks, indem sie zugleich mit den Trachten und Sitten, auch die Laster und Ausschweifungen ihres Vaterlandes unter dasselbe verpflanzten. Sie führten den Gebrauch der Schnürbrüste und der Schminke, die Hasardspiele und das Tragen der Stilets in Frankreich ein, und machten die Werke eines Aretin's und andere indecente Schriften zur Modelektüre. Am Hofe war alles Italienisch, Sprache, Kleidung, Gebräuche und Schauspiele.

Die Sittengeschichte jener Zeit zeigt uns das sonderbare Foenomen einer innigen Verbindung der ausgelassensten Libertinage und Frivolität, mit der finstersten Bigotterie. Bußübungen und sinnliche Genüsse, Andacht und Wollust, Ballets und Prozessionen, wechselten unaufhörlich mit einander ab. Unmittelbar aus den Armen der Geliebten eilte man zu den Altären der Madonna, und kehrte von diesen in jene zurück. In dem Bilde des Heilandes am Kruzifixe fand die zärtliche Devote den Gelieb-

ten wieder, dessen Umarmungen sie sich nur eben erst entzogen hatte. Es blieb im Grunde derselbe Genuß, nur die Formen waren verschieden. Auch Katharina versäumte keine Andachtsübung, und war dabei jeder Art des Aberglaubens ergeben. Sie trug bis an ihren Tod einen künstlich verfertigten Talisman auf der Brust, war eine große Verehrerinn der Astrologie, und vertiefte sich selbst in das Studium dieser mistischen Modewissenschaft. Bei der Geburt eines jeden ihrer Kinder, befragte sie die Astrologen um die Schicksale desselben. Der berühmte Nostradamus genoß ihres vorzüglichen Zutrauens, und arbeitete oft in ihrer Gesellschaft; und der Graf Cosmo Ruggieri, ein berühmter Scharlatan aus Florenz, stand in hoher Achtung an ihrem Hofe, war ein Liebling der Damen, und genoß die Einkünfte einer reichlichen Pfründe *).

---

*) Er starb in einem hohen Alter unter der Regierung Ludwigs des 13. Den Priestern, welche kamen ihn zu seinem Ende vorzubereiten, erwiederte er auf ihre Ermahnungen: es gäbe in der Welt keine andere Teufel als die Menschen die uns verfolgten, und keine Götter als die Könige und Fürsten, welche die Macht besäßen uns Gutes zu thun. Diese Aeußerung brachte ihn in den Ruf eines Gotteslängners, und der Bischof

Henrich von Valois,

Herzog von Anjou und in der Folge König von Polen und Frankreich.

Neben dem Bilde eines Karls des 9. und einer Katharina von Medicis, darf die Büste Henrichs von Valois nicht fehlen, der schon als neunzehnjähriger Jüngling vollkommen eingeweiht war in die Intrigen des Hofes, in die Künste der Verstellung und in die Grundsätze und Verbrechen seiner Mutter. Von seinem achten Jahre an war er der Aufsicht und dem Unterricht dieser Mutter, deren Lieblingssohn er war, gänzlich überlassen. Die guten Anlagen des Kopfs und Herzens, welche er nebst einem schön geformten Körper von der Natur empfangen hatte, gingen in dieser Schule unter, und vergiftet an Geist und Gemüth, ein

von Paris ließ seinen Leichnam auf den Schindanger werfen, so sehr auch sein Landsmann Concini, bekannt unter dem Namen des Marschalls von Ancre, sich bemühete, ihm ein Grab in geweihter Erde zu verschaffen.

Sklave der Sinnlichkeit und Bigotterie, trat er daraus hervor, um die erhaltenen Lehren und Eindrücke in dem praktischen Leben zu entwickeln. Die Folge davon war, daß er ohne Kraft und Energie, unfähig eine große und liberale Idee aufzufassen und zu realisiren, seine Tage in einem Gewebe von Intrigen und Ränken, von Ausschweifungen und Armseligkeiten verlor; und obgleich vom Schicksal bestimmt zwei Kronen zu tragen, doch nach einem kurzen und unruhevollen Leben, gleich verachtet als Fürst und als Mensch, durch das Messer eines fanatischen Schwärmers starb.

Henrich genoß dieselbe Erziehung wie sein Bruder Karl, aber seine Mutter zog ihn diesem vor, weil er mehr Weichheit, Nachgiebigkeit und Empfänglichkeit für ihre Lehren zeigte. Die erste wissenschaftliche Bildung erhielt er im Collegium Navarra zu Paris, gemeinschaftlich mit den beiden jungen Prinzen Henrich von Navarra und Henrich von Guise, wovon der erstere in der Folge sein Nachfolger auf dem Französischen Throne, und der letztere sein Rival um die Krone ward. Als er kaum das erste Jünglingsalter erreicht hatte, stellte ihn seine Mutter an die Spitze des katholischen Heers, welches die Hugonotten bekämpfte; und schon in

diesem zarten Alter besaß er ihr Zutrauen in so hohem Grade, daß sie ihm den Zutritt zu ihrem Kabinetsrath verstattete, und ihn zum Theilnehmer ihrer wichtigsten Geheimnisse machte. Die Siege, welche das katholische Heer unter seiner Anführung bei Jarnac und Montoncourt über die Hugonotten erfocht, gaben, obgleich gröstentheils das Werk der ihm untergeordneten Feldherren, besonders des Marschalls von Tavannes, seinem Namen eine unverdiente Berühmtheit, und man fing an große Hoffnungen von ihm zu fassen. Aber die Anstrengungen der kriegerischen Laufbahn, sagten seinen Neigungen und seinem Hange zur Schwelgerei und Intrige nicht zu; und wie sehr auch die schimmernde Rolle, welche er als Oberfeldherr spielte, seiner Eitelkeit schmeicheln mochte, so wünschte doch sein kleiner Geist lieber in der Atmosfäre des Hofes zu glänzen. Gern ging er daher in die Plane seiner Mutter ein, die Hugonotten, welche man durch das Schwert in offner Fehde nicht unterdrücken konnte, durch den Dolch des Meuchelmordes zu vertilgen, und mit vollkommnem Rechte trifft ihn der Vorwurf, einer der Haupturheber des Bartholomäusblutbades geworden zu sein.

Katharina wünschte ihren Lieblingssohn

auf dem Throne zu sehen; denn es war ihr einmal verkündigt worden, daß alle ihre Kinder Kronen tragen würden, und sie wußte durch Ränke und Geld es dahin zu bringen, daß die Polen, nach Sigismund's Tode, ihn zu ihrem Könige wählten. Henrich ging ungern nach Polen. Beide Nationen waren damals einander noch fremd. Man hielt in Frankreich die Polen für Barbaren, und der sonderbare Aufzug ihrer Abgesandten, welche zu Paris erschienen, um dem Hofe die auf den Herzog von Anjou gefallene Wahl anzuzeigen, erregte allgemeines Aufsehen. Bei dem allen war keiner von dem Personale dieser Gesandtschaft, welcher nicht lateinisch gesprochen hätte, indeß die Französischen Elegants zum Theil kaum ihre Muttersprache schreiben konnten. Als es zum Scheiden kam, trennte sich Katharina mit Wehmuth von ihrem Liebling, der lieber in Frankreich geblieben wäre. Gehe hin, mein Sohn, sagte sie tröstend zu ihm, du wirst bald wiederkehren! — Dieses Wort, wie im profetischen Geiste gesprochen, ging schon im folgenden Jahre, da Karl der 9. ohne einen rechtmäßigen Sohn zu hinterlassen starb, in Erfüllung, und ward Veranlassung zu einem schweren Verdacht wider Katharinen. Henrich entwich heim-

lich aus Polen, und bestieg den Französischen Thron.

Die Stürme, welche das unglückliche Reich schon unter der Regierung seines Bruders erschüttert hatten, erhoben sich während der seinigen mit verdoppelter Stärke; die Wuth des Partheihasses und der Zwietracht erreichten den höchsten Grad, und Henrich, auf der einen Seite von den Hugonotten, auf der andern durch die furchtbare Rotte der Lige angefallen und bedrängt, sah sich in steter Gefahr seine Krone zu verlieren. Doch weit entfernt, durch Anwendung männlicher und energischer Maaßregeln diese Gefahr abzuleiten, sucht er seine Rettung in heimlichen Ränken, in der tiefsten Verstellung und in einer überspannten Devotion. Die nichtswürdigsten Erbärmlichkeiten machten seine gewöhnliche Beschäftigung aus. Zwischen diesen, den ausgelassensten Schwelgereien in Gesellschaft seiner Lieblinge, die ihn beherrschten, und geheimen und öffentlichen oft höchst unanständigen Bußübungen, war seine Zeit getheilt. Während er in Gefahr schwebte, durch die Ligisten Krone und Freiheit zu verlieren, schlief der eitle Fürst mit Handschuhen, um die Weiße seiner schönen Hände zu erhalten. Ganze Tage brachte er nicht mit Berath-

schlagungen über die Mittel zur Beruhigung seines Königreichs, sondern mit Erfindung neuer Moden zu. Eine seiner liebsten Beschäftigungen war, sich und seiner Gattinn, Luise von Vaudemont aus dem Hause Lothringen, die Haare zu kräuseln und ihre und seine Halskragen zu stärken und zu falten. Bei seiner Krönungsfeier zu Rheims hielt ihn dieses Geschäft den ganzen Tag auf, so daß erst am späten Abend die Messe gesungen werden konnte. Oft fuhr er auch mit seiner Gattinn in Paris umher, und fing alle kleine Hunde auf, die er in den Nonnenklöstern oder Bürgerhäusern fand, um sich an der Unruhe ihrer Besitzerinnen zu belustigen.

Sollten wirklich, wie d'Avila, der Geschichtschreiber der Französischen Religions- und Bürgerkriege zu glauben scheint, diese Armseligkeiten nur erkünstelt und das Resultat einer tiefen Politik und Verstellung gewesen sein, um seine Feinde über seinen wahren Karakter zu täuschen? wie läßt sich dieses denken! welche Vortheile konnte wohl Henrich dadurch zu erlangen hoffen, daß er sich zu einem Gegenstande der öffentlichen Verachtung herabwürdigte? Mit mehrerer Wahrscheinlichkeit ließe sich bei seinen übertriebenen Andachtsübungen voraus-

setzen, daß es damit auf eine Täuschung seiner katholischen Unterthanen abgesehen gewesen sei. Doch auch diese waren gewiß keine politische Theatercoups, sondern reine Wirkungen der Bigotterie. Die Erziehung seiner Mutter hatte seinen Kopf mit Vorurtheilen und Aberglauben angefüllt. Er fürchtete sich aus Gewissensangst vor nächtlichen Erscheinungen, und flüchtete bei einem Gewitter in die tiefsten Keller des Louvre. Nie hat ein Fürst mehr Prozessionen und öffentlichen Andachtsübungen beigewohnt als er. Sie waren nicht selten von der Art, daß sie Anstand und Decenz beleidigten; und man sah zu seiner Zeit religiöse Aufzüge, wobei ein Theil der schönen Pariserinnen aus allen Ständen öffentlich bis auf das Hemd entkleidet und mit entblößten Füßen erschien. Nach dem Geiste der Zeit wechselte auch er zwischen Andachtsübungen und wollüstigen Genüssen ab, und beide waren auf die sonderbarste Art mit einander vermischt. So fand man in seinen Horen die Bildnisse der Personen welche er leidenschaftlich geliebt hatte, nach der Natur gemalt, und zwar die Weiber als Madonnen und die Männer als Kruzifixe.

Er hatte eine Menge persönlicher Feinde. Die unversöhnlichsten davon waren die Weiber

und der Klerus. Die Priester feindeten ihn an, weil sie ihn für einen heimlichen Ketzer hielten; und den Haß der Weiber hatte er sich zugezogen durch die Indiscretion, womit er ungescheut ihren guten Namen brantmarkte, und durch den schändlichen Umgang mit seinen Mignons, an die er ungeheure Summen verschwendete, während der Staat unter einer drückenden Schuldenlast erlag. Rastlos arbeiteten die Weiber an dem Untergange dieses Fürsten, besonders seitdem er ihren Liebling, den Dûc Henri de Guise, hatte umbringen lassen. Die Schwester des Ermordeten, Katharina Herzoginn von Lothringen, eine der schönsten, verführerischsten und intriganteſten Damen am Französischen Hofe, äußerte oft: sie wolle Bruder Henrichs von Valois Kopf zwischen ihren Knien halten, wenn man ihm die dritte Krone schnitte *). Ja sie entflammte den Dominikaner Jaques Clemens nicht nur durch Vorstellungen und Bitten, sondern selbst durch das Versprechen, oder, nach andern Nachrichten sogar durch Ge-

*) Als Mönch; denn der geheime Plan der Guisen war, den König in ein Kloster zu sperren, und den Düc Henri de Guise den Französischen Thron besteigen zu lassen.

währung ihrer höchsten Gunst, zu dem Morde des verhaßten Königs.

Caspar von Coligni,

Seigneur de Chatillon und Admiral von Frankreich.

Schwer ists, über den Karakter dieses berühmten und unglücklichen Mannes und über seinen Werth als Mensch und Staatsbürger, ein gerechtes auf reinhistorische Wahrheit gegründetes Urtheil auszusprechen; denn während ihn die einen als den Verfechter der Französischen Nationalfreiheit und der Rechte des königlichen Geblüts wider die Usurpationen eines eingewanderten Geschlechts, als den Vertheidiger der verbesserten Religion im Kampfe mit dem Fanatismus und der Intoleranz der herrschenden Kirche, als den tugendhaftesten und redlichsten Franzosen darstellen; nennen ihn die andern das Haupt einer aufrührerischen Rotte,

einen Verbrecher an der geheiligten Majestät der königlichen Würde, dem die Worte Religion, Freiheit und Vaterland nur zur Folie seiner strafbaren Absichten dienen musten; den verschlagensten Heuchler und den Urheber und Theilnehmer meuchelmörderischer Unternehmungen. Es würde zu weit führen, hier die schwierige Frage untersuchen zu wollen: ob Coligni ein Recht hatte in den Bürgerkriegen die Waffen zu führen, oder ob er ein Rebell war? denn sie setzt die Bestimmung einer andern noch allgemeinern voraus: ob es nämlich überhaupt dem Staatsbürger erlaubt sein kann, sich eigenmächtig den Eingriffen einer herrschsüchtigen Faktion, zu einer Zeit wo der König nichts als ein Fantom ist, zu widersetzen, und zur Vertheidigung einer zahlreichen, in ihren natürlichen Rechten gekränkten und aufs äußerste mißhandelten Volksklasse, die Waffen zu ergreifen? Die Verschiedenheit der Ansichten von diesen wichtigen und folgenreichen Theorien, hat das Urtheil der einen und der andern über ihn so verschieden motivirt. Darüber aber kommen die meisten Stimmen der Zeitgenossen, selbst jene der Katholiken überein, daß Coligni ein durch seltne persönliche Eigenschaften ausgezeichneter Mensch und ein vortreflicher Feldherr

war. Ein fester männlicher Sinn, ein heller umfassender Kopf, dem es nie an Hülfsmitteln fehlt, eine Stärke des Gemüths, die von keinem Wechsel des Glücks erschüttert ward, und ein hoher entschlossener Muth, — diese Eigenschaften, verbunden mit einer ausgebreiteten Erfahrung und Weltkenntniß, weisen ihm einen hohen Rang unter seinen Zeitgenossen am Französischen Hofe an. Wie ein Heros steht er neben diesen kleinlichen Menschen da. Er war mäßig in seinen Genüssen, gewöhnt jede Beschwerde zu ertragen und jedes Bedürfniß zu entbehren, und von einfachen strengen Sitten. Hatte er einmal einen Entschluß gefaßt, so war nichts im Stande ihn davon abzubringen, und welche Opfer es ihm auch kosten mochte, er gab ihn nicht auf. Diese Festigkeit und Beharrlichkeit, die übrigen Eigenschaften seines Kopfs und Gemüths, seine Schicksale und sein tragisches Ende machen ihn seinem Freunde, dem unsterblichen Wilhelm von Oranien, ähnlich, der ihn vielleicht nur an Sagacität und politischer Scharfsicht, so wie er den Befreier der Niederlande an Feldherrntalent übertraf. Einige Schriftsteller behaupten: der kühne Gedanke, die Niederländischen Provinzen der Spanischen Herrschaft zu entreißen und einen Freistaat aus

ihnen zu bilden, sei zuerst durch Coligni in des Prinzen Seele erweckt worden, und er selbst habe den Plan gehabt, einen Theil der Französischen Monarchie in eine Hugonottische Republik umzuschaffen. Wie dem auch sei, die beiden Freunde konnten ihrem Schicksal nicht entgehen, und mit aller ihrer Wachsamkeit und Scharfsicht, fielen Beide als Opfer einer arglistigen und meuchelmörderischen Politik.

Caspar von Coligni aus dem Hause Chatillon, geboren im Jahre 1516, war ein Sohn Caspar's von Coligni, Marschalls von Frankreich und Luisens von Montmorenci, einer Schwester des Connetabels. Seine Mutter erzog ihn, nach dem frühen Tode des Vaters, mit großer Sorgfalt, und der Einfluß seines Oheims, des Connetabels, und eigene glänzende Verdienste, erhoben ihn zu den höchsten militärischen Würden. In der Schlacht bei Cerisolles, wo er sich rühmlich hervorthat, ertheilte ihm der Graf von Enghien den Ritterschlag. Bald darauf ward er Generaloberster des Französischen Fußvolks, und endlich Admiral von Frankreich und Gouverneur der Pikkardie. Er 1555
war der Urheber mancher neuen und zweckmäßigen Einrichtung bei dem Französischen Fußvolk, und leistete dem Vaterlande unter der Regie-

rung Henrichs des 2. wichtige Dienste, besonders durch die heldenmüthige Vertheidigung von
1557 St. Quentin wider das siegreiche Spanische Heer, wodurch er die Hauptstadt des Reichs und vielleicht die Monarchie von einer feindlichen Invasion rettete. Dennoch ließ ihn sein kälterer, vorsichtiger und verschlossener Karakter nie in solchem Grade den Mann des Volks werden, als den Duc François de Guise seine größere Popularität und Offenheit, welche dem Französischen Nationalkarakter mehr entsprachen. In seinen frühern Jahren stand Coligni in freundschaftlichen Verbindungen mit dem Duc, welche aber anfangs durch kleine Privatzwiste aufgelöst, und endlich durch den Uebertritt des ersteren zum Protestantismus und durch die Verschiedenheit ihrer politischen Interessen, welche neben einander nicht bestehen konnten, ganz zerrissen wurden. Der gewaltsame Tod seines ehemaligen Jugendfreundes zog ihm den unversöhnlichen Haß des Hauses Guise zu, welches ihn für den Urheber desselben hielt. Und was man auch zu Coligni's Rechtfertigung gegen diese, freilich nicht vollständig erwiesene Beschuldigung gesagt haben mag, die allgemeine Meinung war wider ihn, und ein schwerer Verdacht der Theilnahme an

dem Meuchelmorde des Dûc de Guise, ruhet auf seinem Andenken. Ist er gegründet, wie es leider das Ansehn hat, so beweiset dieser Umstand, daß selbst dieser edle Mann der allgemeinen Corruption des Zeitalters nicht entgehen konnte.

Des Admirals beide Brüder, der kühne und ungestüme Dandelot, Generaloberster des Französischen Fußvolks seit des ältern Bruders Erhebung zur Admiralswürde, und der Kardinal Odet von Chatillon, bekannten sich ebenfalls zur protestantischen Kirche, und der letztere verheirathete sich in der Folge und nahm den Namen Graf von Beauvais an. Beide starben vor dem Bartholomäusblutbade; jener in Frankreich an einer vermutheten, dieser in England, wo er den Hugonotten wichtige Dienste leistete, an einer erwiesenen Vergiftung.

Der Admiral war zweimal verheirathet. Zuerst mit Charlotte von Laval, einer eifrigen Protestantinn, welche ihm mehrere Kinder gebar *). Nach ihrem Tode, etwa ein Jahr vor

*) Eine seiner Töchter, Namens Luise, war an den Herrn von Teligni verheirathet, der in der Bartholomäusmordnacht den Tod fand. Sie vermählte sich hierauf mit dem großen Prinzen Wilhelm I. von Oranien, den

der Barthelemi, vermählte er sich mit der Gräfinn Jacqueline von Entremont. Sie besaß beträchtliche Güter in den Staaten des Herzogs Karl Emanuel von Savoyen, und hatte dem Admiral, ohne ihn von Person zu kennen, ihre Hand angeboten. Der Herzog war dieser Verbindung aus religiösen und politischen Gründen entgegen, und untersagte deshalb der Gräfinn nach Frankreich zu gehen. Aber sie achtete seine Befehle nicht, und eilte nach Rochelle, die Vermählung zu vollziehen, um, wie sie sagte, recht bald die Marcia dieses neuen Cato zu werden *).

Befreier der vereinigten Niederlande vom Spanischen Joche, und gebar ihm seinen jüngsten Sohn, den berühmten Prinzen Heinrich Friedrich von Oranien, dessen Tochter Luise die erste Gattinn des großen Kurfürsten von Brandenburg und die Stammmutter der Preußischen Könige ward.

*) Nach dem tragischen Tode ihres Gatten kehrte sie mit Genehmigung des Herzogs nach Savoyen zurück. Aber kaum dort angelangt, ward sie auf Befehl dieses Fürsten verhaftet. Man dringt in sie, ihrer Religion zu entsagen, und da sie die verlangte Apostasie standhaft verweigert, befiehlt der Herzog, der sich ihrer großen Besitzungen zu bemächtigen wünscht, sie als eine Zauberinn und rückgefallne Ketzerinn der Inquisition zu

Des Admirals gewöhnlicher Aufenthalt war auf seinem Familiensitz Chatillon am Loing, wo er sich in Zeiten der Ruhe gern mit der Agricultur, an welche man damals die erste verbessernde Hand legte, mit der Gärtnerei und andern ländlichen Arbeiten beschäftigte. Schwer entschloß er sich zur Ergreifung der Waffen wider die Parthei der Guisen und der herrschenden Kirche, entweder aus Abscheu gegen die Gräuel eines Bürgerkriegs, wie seine Freunde, oder aus Besorgniß eines unglücklichen Ausgangs, wie seine Feinde behaupten *). Als er aber das Schwert einmal aufgenommen

---

übergeben, in deren Kerker die Unglückliche nach einer funfzehnjährigen harten Gefangenschaft starb.

*) Als seine erste Frau, seine Brüder und Conde schon zum Kriege entschlossen waren, schrieb er der erstern: lege die Hand auf deine Brust und frage dich, ob du Kraft genug hast, eine gräßliche Niederlage, die Schande deiner Freunde und Feinde zu ertragen, die Vorwürfe des Volks, Verbannung in ein fremdes Land, Nacktheit und Hunger und mehr noch, den Tod deiner Kinder. Frage dich, ob du dem Tode entgehen kannst, nachdem dein Mann durch die Hand des Büttels gefallen ist, dem Spotte des Pöbels preisgegeben worden und deine Kinder ehrlos die Sklaven deiner Feinde sind.

hatte, legte er es nicht wieder nieder; denn selbst während der verschiedenen Friedensschlüsse, welche den Krieg unterbrachen und von ihm nie gebilligt wurden, blieb er stets zur Vertheidigung und zum Widerstande gerüstet, weil er die Verhältnisse am Hofe und die Grundsätze der Königinn Mutter und ihrer Kreaturen kannte, die ihn mit Argwohn gegen jeden ihrer Schritte erfüllen musten. Um so unerklärbarer ist die Unvorsichtigkeit, mit welcher er sich nach dem Frieden von St. Germain, allen Warnungen zum Troß, in den Schlingen seiner Feinde fangen ließ.

Von allen Häuptern des Hugonottenbundes war er das furchtbarste, denn er allein handelte nach festen Grundsätzen und mit Konsequenz; und nach dem Tode des Prinzen Conde blieben Coligni und die Königinn von Navarra die einzigen Stützen dieser Parthei. Das Glück begünstigte seine Waffen nicht; aber kein Unfall der sie traf, konnte seine Standhaftigkeit erschüttern, und nach jeder erlittenen Niederlage stand er furchtbarer und mit neuen Kräften ausgerüstet wieder auf.

Diese Standhaftigkeit, dieser unerschütterliche Muth überzeugten endlich seine Feinde, daß es ihnen nie gelingen werde, die Hugonot-

ten durch offne Gewalt zu vernichten, so lange dieser Held der Lenker und der belebende Genius ihres Bundes sei. Sie nahmen daher zu andern, einer Katharina von Medicis und eines Henrichs von Anjou würdigen Maaßregeln ihre Zuflucht, deren Anwendung die tragische Katastrofe herbeiführte, welche Coligni's stürmische Laufbahn beschloß.

Johanne von Albret,
Königinn von Navarra.

Diese merkwürdige Frau war die einzige Tochter Henrichs von Albret, Königs von Navarra und Margarethens von Frankreich, der Tochter Franz des I. Nach dem Tode ihres Vaters nahm ihr Gemahl Anton von Vendome, Prinz von Bourbon, den Titel eines Königs von Navarra an; aber dieses Land war schon dem Großvater Johannen's, Johann von Albret, durch Ferdinand dem Katholischen entrissen, und

mit den Spanischen Königreichen vereinigt worden. Alle Versuche, es dem unrechtmäßigen Besitzer durch Waffengewalt oder Unterhandlung wieder zu entziehen, mißlangen, und der beraubten Familie blieb nichts übrig als ein leerer Titel, das Ländchen Bearn in Gascogne und einige andere kleine Besitzungen am Fuße der Pirenäen, welche sie zu Vasallen der Französischen Krone machten.

Johanne gehörte zu den seltnen Personen ihres Geschlechts, welche mit den sanfteren Tugenden und dem Zartgefühl der weiblichen Natur, einen starken und männlichen Geist, einen reifen Verstand und einen entschlossenen Muth verbinden. Die Sorgfalt ihrer geistreichen Mutter hatte an ihrer Bildung nichts versäumt; und mit derselben Fertigkeit, womit sie eine schöne Stickerei oder eine andere weibliche Kunstarbeit verfertigte, hielt sie eine Rede in Französischer oder Lateinischer Sprache. Vor allen höheren Künsten liebte Johanne die Dichtkunst am meisten, und sie hat einige Versuche ihrer eigenen poetischen Laune hinterlassen, welche nicht ohne Verdienst sind. Aber nicht blos mit den schönen Blüthen der Kunst, auch mit ernsteren, ihrem Geschlechte weniger angemessenen Studien beschäftigte sich ihr Geist. Sie ver=

tiefte sich sogar in die Lehre von den Dogmen der kristlichen Religion, und versuchte die unerklärbaren Geheimnisse derselben zu ergründen. Ihr Gedächtniß war von bewundernswürdiger Stärke. Sie wuste nicht nur alle Psalme auswendig, sondern war auch im Stande, eine angehörte Predigt Wort für Wort zu wiederholen. Um keine Silbe des religiösen Vortrags zu verlieren und während desselben nicht vom Schlafe überrascht zu werden, hatte sie sich von den Geistlichen die Erlaubniß, unter der Predigt weibliche Arbeiten zu verrichten, welche gewöhnlich in Blumenstickerei auf Tapeten bestanden, erbeten.

Schon Johannens Mutter fand Geschmack an der protestantischen Lehre, welche sich zu ihrer Zeit zuerst in Frankreich verbreitete, und sie verstattete sogar eine Zeitlang dem verfolgten Reformator Kalvin ein freies Asil in ihrer Residenz Nerac. Die Neigung der Mutter ging auf die Tochter über, und Johanne ward eine der eifrigsten Protestantinnen Frankreichs. Auch ihr Gemahl bekannte sich anfangs zum Protestantismus, und nahm sich, unter Franz des 2. Regierung, seiner verfolgten Glaubensgenossen wider ihre Unterdrücker an. Nach dieses Königs Tode aber trat der unbeständige

Fürst von der Parthei seines Bruders, des Prinzen von Conde, und der Hugonotten ab, verband sich mit ihren Feinden und kehrte zur katholischen Kirche zurück. Im Unwillen über diesen Abfall und vielleicht auch über seine Untreue, verließ Johanne ihren Gemahl und den Französischen Hof, und zog sich mit ihren beiden Kindern, Heinrich und Katharina, nach Bearn zurück, wo sie sich unablässig mit der Ausbreitung und Befestigung des Protestantismus beschäftigte. Nach dem Tode ihres Gemahls hob sie die Uebung des katholischen Kultus in allen ihren Domänen ganz auf, zog die Kirchengüter ein, und bestimmte den Ertrag derselben zur Unterhaltung des protestantischen Klerus und verschiedener für die Jugend dieser Religion gestifteten Erziehungsinstitute. Papst Pius der 5. verfolgte sie dafür mit der Excommunication, und forderte den König von Spanien auf, ihre Besitzungen einzuziehen. Aber Johanne, welche ihre Standhaftigkeit und ihren Muth in allen Perioden ihres stürmischen Lebens bewährte, achtete wenig auf die Blitze des Vatican's.

Während des Bürgerkriegs unterstützte sie bei jeder Gelegenheit die Parthei ihrer Glaubensgenossen auf das eifrigste, und man kann

wohl sagen aus reinem Religionseifer, ohne Einwirkung profaner Motive. Schon oben ist erzählt worden, wie sie nach dem Tode des Prinzen von Conde, als die Hugonotten im Begriff waren sich aus Kleinmuth zu trennen, ihr Land verließ, in das Lager derselben eilte, durch ihren Heroismus den Muth der niedergeschlagenen Gemüther aufs neue belebte, und ihren zärtlichgeliebten Sohn ihnen zum Oberhaupte gab. Sie nahm darauf ihren Aufenthalt zu Rochelle, wo sie durch ihre Freigebigkeit und Leutseligkeit alle Herzen gewann, obgleich die Natur ihr körperliche Schönheit versagt hatte. Von jetzt an leitete sie gemeinschaftlich mit dem Admiral die Angelegenheiten der Protestanten in Frankreich, bis zu dem Augenblick, da auch sie durch die Ränke des Hofes sich zu einem falschen und übereilten Schritt verleiten ließ. Ihre gesunde Beurtheilung ließ sie bald die unglücklichen Folgen desselben vorhersehen, und sie hätte ihn gern zurückgethan, wenn es nur möglich gewesen wäre. Sie erlebte das Unglück nicht, welches er über so viel Tausende ihrer Glaubensgenossen brachte. Ihr früher und unerwarteter Tod ward von ihren Freunden aufrichtig bedauert und beweint, und selbst ihre Feinde haben nicht gewagt, durch ir-

gend eine Beschuldigung ihr Andenken zu beflecken; ein großer Beweis ihres hohen Werths in dieser verderbten Zeit.

Margarethe von Valois,

Prinzessinn von Frankreich und Königinn von Navarra.

Nach dem einstimmigen Zeugniß aller gleichzeitigen Französischen Geschichtschreiber war Margarethe von Valois zu der Zeit, da der Französische Hof sie zur Gattinn des Prinzen von Navarra bestimmte, das schönste und interessanteste Mädchen Frankreichs. Fremde aus allen Gegenden Europa's zog der Ruf ihrer hohen körperlichen und geistigen Vorzüge nach Paris, und alle gestanden, nie etwas Vollkommneres gesehen zu haben. Sie hatte einen hohen reichen Wuchs, das schönste schwarze Haar, einen sanften schmachtenden Blick und einen majestätischen Anstand. Ueber ihr ganzes Wesen wa-

ten eine Grazie und Anmuth verbreitet, welche jeden bezauberten, der sie sah; und sie verstand die Kunst, durch einen geschmackvollen und vortheilhaften Anzug ihre Reize noch zu erhöhen. Die treflichen Anlagen ihres Geistes waren mit großer Sorgfalt ausgebildet. Sie besaß selbst eine Menge wissenschaftlicher und Sprach-Kenntnisse, welche den meisten Männern am Hofe damals fehlten. Als sie der Polnischen Gesandtschaft, welche nach Paris gekommen war, dem Herzog von Anjou die Polnische Krone anzubieten, Audienz ertheilte, hielt der Erzbischof von Krakau eine lateinische Anrede an sie, welche von ihr in derselben Sprache mit großer Fertigkeit und Eleganz beantwortet ward, zum nicht geringen Erstaunen der Polen, die es höchst außerordentlich fanden, daß eine junge schöne Fürstinn so viel Kenntnisse besaß, während die Männer ihrer Nation so unwissend waren. Die Memoirs aus der Geschichte ihres Lebens, welche sie uns hinterlassen hat, sind, obgleich weder mit Unpartheilichkeit noch Freimüthigkeit geschrieben, doch in ästhetischer Hinsicht ein schätzbares Denkmal ihrer Talente und ihres Geschmacks.

Margaretha ward geboren im Jahr 1552. Sie war die jüngste Schwester Karls des 9.,

und ward zugleich mit den beiden älteren, der nachmaligen Herzoginn von Lothringen und der Prinzessinn Elisabeth, nachmals Königinn von Spanien, und mit der schönen und unglückli-chen Maria Stuart, auf dem Schlosse St. Germain en Laye, durch die Frau von Couton mit großer Sorgfalt erzogen. Aber während ihr Verstand gebildet ward, wurden die Un-schuld ihres Herzens und die Reinheit ihrer Sitten in der verpesteten Atmosfäre des Hofes vergiftet. Von dem ersten Augenblick an, da sie in den Kreis der größern Welt hinaustrat, war sie Kokette aus Eitelkeit, und ihr Bruder Anjou, der in spätern Jahren diese Schwester tödtlich haßte, unternahm es sie zuerst in die Misterien der Hofkabale und in die Künste der Verstellung einzuweihen. Sein Unterricht trug reichliche Früchte. Die Prinzessinn Margare-tha, schrieb die Königinn Johanne von Navarra aus Blois an ihren Sohn Heinrich von Bearn, ist schön, voll Anmuth und sehr verständig, aber in der verruchtesten Gesellschaft aufgewachsen, welche das Gift ihres Verderbnisses jedem mit-theilt, der in ihren Zirkel geräth.

Der erste, welcher einen tiefen und dauern-den Eindruck auf Margarethens jugendliches Herz machte, war der junge Dúc Henri de

Guise, einer der schönsten und vollkommensten Männer am Französischen Hofe. Seine Gefühle für sie standen im Einklang mit den ihrigen. Ein zärtlicher und vertrauter Umgang war die Folge dieser gegenseitigen Neigung, und man sagt, der Dûc habe nicht Ursache gehabt über die Strenge seiner Geliebten zu klagen. Sie erklärte einst öffentlich, sie würde nie einem andern Manne ihre Hand geben. Dennoch ward sie in der Folge weder dem Dûc de Guise, noch den Königen Sebastian von Portugal oder Rudolf von Ungarn, welche sich um sie bewarben, zu Theil. Bestimmt, ein Opfer der Staatspolitik zu werden, muste sie gezwungen einen Gemahl nehmen, den sie nicht lieben konnte; und diese Verbindung, welche die Furien geschlossen hatten, konnte nicht anders als unglücklich sein.

Margarethens ganzes folgendes Leben war ein Gewebe von Kabalen und Intrigen, von Sorgen und Widerwärtigkeiten, von Andachtsübungen und Schwelgereien. Auch im Alter behielt sie ihre jugendlichen Neigungen und Gewohnheiten bei, mischte sich in politische Angelegenheiten, spielte zärtliche Romane, opferte ihrer Prachtliebe ungeheure Summen, verwandelte den Tag in Nacht und die Nacht in Tag,

und trug sich noch als sechzigjährige Matrone, wie in der Zeit ihrer vollen Blüthe, mit entblößter Brust. So geschah es, daß sie mit allen ihren glänzenden Vorzügen, mit ihren Talenten und ihrer ausgezeichneten Kultur nichts Großes und Trefliches gewirkt, und weder sich noch Andere glücklich gemacht hat.

Sehr treffend und karakteristisch ist das Urtheil, welches der berühmte Don Juan d'Austria über sie aussprach, als er sie einst in Paris auf einem Balle in der vollen Glorie ihrer Schönheit sah. Die Schönheit dieser Fürstinn, sagte der Held, ist mehr göttlich als menschlich, und dennoch wird sie eher Verdammniß als Seligkeit über die Menschen bringen! — Sie endete ihr Leben im Jahre 1615, 63 Jahr alt.

Henri le Balafré,
Dûc de Guise.

Erst zwei und zwanzig Jahr hatte Heinrich von Guise zur Zeit der Bartholomäusnacht,

und bei diesem aufblühenden Alter, wo die unverdorbene menschliche Natur noch die ganze Welt mit Liebe und Wohlwollen umfaßt, wo die sanfteren Empfindungen des Mitleids und der Menschlichkeit die jugendliche Brust noch mit voller ungeschwächter Kraft durchglühen, war er einer der thätigsten Urheber und Theilnehmer einer Frevelthat ohne Gleichen, und badete sich im Blute der Unschuldigen, welche zu Tausenden das Opfer derselben wurden. Aber waren nicht Karl der 9. und Henrich von Anjou in demselben jugendlichen Alter? Wer erklärt dieses traurige Foenomen? Die Natur hatte damals unter den Menschen der höheren Stände alle ihre Rechte verloren. In der Verderbtheit des Zeitalters ging alles Gute und Edle, gingen die herrlichsten Anlagen und selbst die schönen Tugenden des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens unter. Große Vorzüge und Talente brachten nur große Verbrechen hervor, die Verletzung der heiligsten Pflichten hieß Staatsklugheit und schändete nicht mehr. Ehrgeiz, Habsucht, Sinnlichkeit und Fanatismus waren die einzigen Motive bei allen öffentlichen und Privathandlungen, unter welchem Namen man sie auch verbergen mochte, der Egoismus erstickte jede Regung von Großmuth;

und die Jugend stürzte sich desto feuriger und ungestümer in dieses allgemeine Verderben, je mehr die Verführung ihren Neigungen und Leidenschaften zusagte.

Dieses war das Schicksal Heinrichs von Guise. Die herrlichen Anlagen, mit welchen die Natur ihn ausgestattet hatte, schienen ihn zu einem Wohlthäter der Nation, unter der er geboren war, zu bestimmen. Aber er erfüllte nicht nur diesen erhabenen Beruf nicht, sondern half auch das Unglück und die Kalamitäten des Volks, welches seine Rettung von ihm erwartete, noch vermehren, weil er die schöne Begeisterung für ein großes und gemeinnütziges Interesse, welche nur allein große und des Nachruhms würdige Thaten wirkt, in dem kleinlichen Spiele der Leidenschaften und der Selbstsucht erstickte.

Heinrich war der älteste Sohn des Dúc François de Guise, den Poltrot während der Belagerung Orleans meuchelmörderisch erschoß. Er hatte die glänzenden Eigenschaften seines Vaters, aber auch dessen unbegrenzten Ehrgeiz und seinen Haß wider die Bourbons und die Hugonotten geerbt. Sein heller Kopf, sein Muth, seine Lebhaftigkeit, Freigebigkeit und Popularität gewannen ihm alle Herzen, und

seine hohe, edle, durch Anmuth und Freundlichkeit verschönerte Gestalt machte ihn zum Idol der Weiber. Er hatte sich während des Hugonottenkriegs bei verschiedenen Vorfällen ausgezeichnet. Sein Ruhm und seine glänzenden Eigenschaften erregten den Haß und die Eifersucht Karls des 9. und des Herzogs von Anjou wider ihn, obgleich er von Beiden mit scheinbarem Wohlwollen behandelt ward. Noch mehr entflammte den Haß der königlichen Brüder seine Neigung zu der Prinzessinn Margaretha; denn sie hielten die Verbindung ihrer Schwester mit ihm für eine Entehrung ihrer Familie, und fürchteten ihre politischen Plane daran scheitern zu sehen. Der heftige Karl gerieth darüber in einen solchen Zorn, daß er den Duc wollte ermorden lassen. Anjou wuste sich besser zu verstellen. Er fuhr fort die wärmste Freundschaft gegen ihn zu heucheln, wiewohl er ihn im Herzen tödtlich haßte, billigte seine Liebe und schloß ihn mit den Worten: O daß du erst mein Bruder wärst! in seine Arme. Aber der Duc ließ sich nicht täuschen; er läugnete, irgend eine Absicht auf die Prinzessinn zu haben, entsagte aus Politik oder Unbeständigkeit ihrem Besitze, und gab der verwittweten Fürstinn von Porcien seine Hand. Nur in

dem Hasse wider Coligni und die übrigen Hugonottenhäupter traf er mit dem Hofe zusammen, und als es darauf ankam diese zu verderben, waren sie auf das innigste vereint.

Nach Karls des 9. Tode bildete sich die berüchtigte Verbindung der Ligue, an deren Spitze sich die Prinzen des Hauses Guise stellten. Des Bundes angebliche Zwecke waren: Erhaltung und Verherrlichung der katholischen Kirche und Unterdrückung der Ketzerei. Aber ganz andere Absichten hatte das Haus Guise. Doch sorgfältig verbarg es seine Plane unter dem Schleier der Religion, und nur wenigen vertrauten Anhängern war das Geheimniß bekannt. Daher kam es, daß der Dûc Henri der Abgott der Pariser und aller fanatischen Katholiken Frankreichs ward. Jeder kleine Vortheil, den er über die Protestanten erfocht, vermehrte seinen Ruhm und die Zahl seiner Verehrer. Der Fanatismus nannte ihn den Pfeiler der Kirche, verglich ihn den Makkabäern und rief Hosianna vor ihm her; der Papst sandte ihm einen geweiheten Degen, und alle Frauen und galanten Pariserinnen trugen sein Bildniß auf dem Herzen oder in ihren Gebetbüchern.

Den jungen, vom Glücke angelächelten und

von herrschsüchtigen Verwandten entflammten Prinzen, reißt sein Ehrgeiz unaufhaltsam fort. Er läßt ihn die Pflichten des Unterthans und Staatsbürgers vergessen, und der Verwegene streckt kühn seine Hand nach der Krone aus, welche dem rechtmäßigen Besitzer entrissen werden soll. Aber in dem Augenblick, da er im Begriff ist den letzten Schritt an sein Ziel zu thun, entsinkt ihm plötzlich der Muth. Er erschrickt vor der Kühnheit seines eigenen Werks, und dieser Mangel an Entschlossenheit, ein angefangenes Verbrechen zu vollenden, stürzt ihn ins Verderben. Anstatt den Thron zu besteigen nach welchem er strebte, findet er ein frühes und blutiges Grab, und der unbeneidete Ruhm, von dem fanatischen Pariser Pöbel mit dem Namen eines heiligen Märtirers des katholischen Glaubens beehrt zu werden, ist die einzige Frucht, welche er mit einem tragischen Tode in der schönsten Blüthe der Jahre erkaufte.

IV.

Vermählung König Heinrichs von Navarra mit Margarethe von Valois.

1.

Wir nehmen jetzt den unterbrochenen Faden der Erzählung wieder auf, um das fein gesponnene Gewebe der Arglist und Verstellung zu entwickeln, welches Katharina von Medicis und ihre Vertrauten zur Ueberlistung der Häupter des Protestantenbundes ausspannten, ein Unternehmen, dessen schauderhafte Folgen vielleicht von den Urhebern selbst, wenigstens in ihrer ganzen gräßlichen Wirklichkeit, nicht vor-

hergeahnet wurden. Der Hof unternahm kein leichtes Geschäft, als er den Entschluß faste, Leute durch Ueberlistung in eine Schlinge zu locken, deren Zutrauen er längst verloren hatte, und welche jeden seiner Schritte mit mißtrauischem Auge betrachteten. Wollte er seinen Zweck erreichen, so mußte sein erstes Bestreben sein, den Protestantenhäuptern ihren Argwohn zu benehmen, und sie zu überzeugen suchen, daß die Erfüllung der Bedingungen des geschlossenen Friedens des Königs fester und aufrichtiger Wille sei. Er muste durch erneuernde Beweise von Redlichkeit und Treue und durch ernstes Bemühen, seine Zusage zu halten, ihr Zutrauen gewinnen. Der Marschall von Cossée, welcher kein Feind der Hugonotten war, erhielt deshalb den Auftrag, nach Rochelle zu gehen, und den dort versammelten Chefs dieser Glaubensgenossen im Namen des Königs die Versicherung zu geben, daß er fest entschlossen sei, den Inhalt des Friedens von St. Germain auf das pünktlichste zu beobachten. Zu gleicher Zeit ergingen an die königlichen Befehlshaber in den Provinzen die strengsten Befehle, über alle den Hugonotten günstige Punkte dieses Friedens genau zu halten,

um ihnen keine Veranlassung zu gerechten Beschwerden zu geben.

Aber weder diese Verfügung, noch die Versicherungen des Marschalls v. Cossée, konnten die Königinn von Navarra und den Admiral von der Aufrichtigkeit des Hofes überzeugen. Um indeß über die wahren Gesinnungen desselben genaueren Unterricht zu erhalten, sandten sie eine Deputation nach Fontenai, wo eben die Vermählung des Königs mit der Erzherzoginn Elisabeth von Oestreich gefeiert ward. Die Deputirten, unter welchen sich Teligni, des Admirals Schwiegersohn, und Cavagnes, einer seiner vertrautesten Freunde, befanden, stellten dem Könige vor: Es sei zwar der Königinn Johanne, der beiden Prinzen und des Admirals sehnlichster Wunsch, ihm für die gegen sie geäußerten gnädigen Gesinnungen in Person zu danken, aber sie könnten nicht wagen, vor ihm zu erscheinen, so lange ihre Todfeinde — der Kardinal von Lothringen und sein Neffe, der Dûc de Guise — noch eines so großen Ansehns an seinem Hofe genössen. Die Deputirten trugen hierauf noch einige Beschwerden und Forderungen ihrer Glaubensgenossen vor, vielleicht weniger in der Hoffnung, die Abstellung der einen und die Gewährung der andern

zu bewirken, als aus der Antwort des Königs die geheimen Absichten und Gesinnungen der Regierung in Rücksicht ihrer zu errathen. Ihre Anträge wurden von den Gesandten der Teutschen protestantischen Fürsten unterstützt, welche sich eben zu Fontenai befanden, um dem Könige zu seiner Vermählung Glück zu wünschen, und die Königinn Mutter, welche die geheime Tendenz derselben sogleich errieth, beschloß die List der Protestanten durch Gegenlist zu erwiedern. Der von ihr unterrichtete König bewilligt, nach einigen zum Schein erhobenen und leicht widerlegten Schwierigkeiten, die meisten Forderungen der Deputirten, und macht ihnen sogar Hoffnung, ihre Wünsche in Hinsicht der Prinzen von Guise zu befriedigen, sobald sich eine schickliche Gelegenheit, sie vom Hofe zu entfernen, darbieten würde. Uebrigens fügt er hinzu, könnt ihr dem Admiral und seinen Freunden sagen, daß sie nichts von ihnen zu fürchten haben; denn jetzt bin ich Herr und jene sind nur Unterthanen.

Im Anfange des folgenden Jahrs kehrten 1571
die Deputirten nach Rochelle zurück, aber die Aeußerungen des Königs, so günstig sie auch den Hugonotten zu sein schienen, konnten doch dem Admiral und seinen Vertrauten ihren Arg-

wohn gegen die Regierung noch nicht beneh=
men. Das Andenken der Begebenheit von
Noyers nach dem Frieden von Conjûmeau
schwebte wie ein Schreckbild vor ihnen, und
ließ sie ähnliche Nachstellungen und Gefahren
fürchten. Diesen zu entgehen, verlängerten sie
ihren Aufenthalt zu Rochelle, und hielten sich
fortdauernd vom Hofe entfernt. Jetzt blieb der
Königinn Mutter nichts übrig, als die Anwen=
dung eines entscheidenden Mittels zur Besie=
gung dieses hartnäckigen Mißtrauens. Sie
wählte eins, welches vollkommen geeignet war,
den Protestanten jeden Zweifel an der Red=
lichkeit ihrer Absichten und Gesinnungen zu be=
nehmen; und dieses war der Vorschlag zu ei=
ner Vermählung zwischen dem Prinzen Hein=
rich von Navarra und der Prinzessinn Mar=
garethe, des Königs Schwester. Der Groß=
zeugmeister Biron, welcher die Hugonotten
zwar im Felde bekämpft hatte, aber ihnen per=
sönlich nicht abgeneigt war, überbrachte diesen
Vorschlag der Königinn von Navarra, und er=
suchte sie im Namen des Königs, ihre Einwil=
ligung zu einer Verbindung zu geben, welche
die Eintracht zwischen beiden Religionspartheien
auf das innigste befestigen würde. Zugleich
machte Biron dem Admiral und dem zu Ro=

chelle anwesenden Grafen Ludwig von Nassau die vertraute Eröffnung: daß der König, um jeden Funken des Bürgerkriegs in seinem Reiche zu ersticken und den unruhigen Gemüthern von beiden Partheien eine andere Beschäftigung zu geben, entschlossen sei, die Spanier in den Niederlanden zu bekriegen, wozu die in den Niederländischen Provinzen ausgebrochene Rebellion ihm eine willkommene Gelegenheit darbiete. Er wünsche um so mehr, daß der Admiral und der Graf unverzüglich nach Hofe kämen, weil er ihren Rath in dieser wichtigen Angelegenheit vernehmen wolle.

Die Königinn von Navarra ward durch den ihr gemachten Vermählungsantrag in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Wie schmeichelhaft er auch vielleicht für ihre Eitelkeit sein mochte, so drängten sich ihr doch zugleich tausend Bedenklichkeiten dagegen auf. Sie war zu scharfsichtig, um nicht in der Freundlichkeit des scheinbar versöhnten Feindes das falsche Lächeln der Verstellung zu ahnen. Viele aufgeklärte Hugonotten hegten dieselben Besorgnisse, und widerriethen die vorgeschlagene Vermählung. Die Königinn forderte das Gutachten verschiedener berühmten ausländischen und einländischen Protestanten darüber, ob eine sol-

che Vermählung sich mit ihrem Gewissen und dem Frieden der Kirche vereinigen ließe. Diese Gutachten fielen sehr verschieden aus, und vermehrten Johannen's Zweifel. Endlich, da ihr Kanzler Francourt, der sich ihres ganzen Vertrauens bemächtigt hatte, verschiedene andere der angesehensten Hugonotten, und zuletzt der Admiral selbst sich für den Antrag des Hofes erklären und ihn Johannen von der vortheilhaftesten Seite darstellen, beschließt sie, darein zu willigen, und schreibt an den König: daß sie sich durch sein Anerbieten hochgeehrt halte, und es mit willigem Herzen annehme.

Ehe sie sich noch für diesen Entschluß bestimmte, ging der Graf von Nassau auf Verlangen des Admirals insgeheim nach Blois, wo der Hof sich damals aufhielt, um die Gesinnungen des Königs wegen des Spanischen Kriegs näher zu erforschen, und ihn zugleich um eine Diversion zu Gunsten der Niederländischen Insurgenten zu bitten. Der Admiral hatte diese Idee mit Lebhaftigkeit aufgefaßt. Nichts konnte ihm erwünschter sein als eine Fehde mit Spanien, und war es wirklich der Wille des Königs, diese Macht zu bekriegen, so lag darin das sicherste Unterpfand für die

Aufrichtigkeit seines Wunsches einer dauerhaften Aussöhnung mit den Hugonotten.

Graf Ludwig von Nassau ward zu Blois mit Beweisen des scheinbarsten Wohlwollens aufgenommen. Der König betheuerte ihm, daß er fest entschlossen sei, mit Spanien zu brechen, und den Admiral zum Oberbefehlshaber seines Heers bestimmt habe; theils weil er ihn für den grösten Feldherrn in seinem Reiche halte, theils weil er seinen übrigen Feldherren, welche in geheimen Verbindungen mit dem Spanischen Hofe ständen, nicht traue. Aber je wichtiger das beschlossene Unternehmen sei, desto mehr wünsche er sich zuvor mit dem Admiral darüber zu besprechen. Zugleich gab er dem Grafen die Versicherung, seinem Bruder, dem Prinzen von Oranien, die vollkommene Souveränität über das ererbte, in Frankreich liegende Fürstenthum Orangen zu ertheilen.

Der Graf kehrte nach Rochelle zurück, und hinterbrachte dem Admiral die günstigen, für die Wünsche des letzteren so schmeichelhaften Aeußerungen des Königs. Das Gift verfehlte seine Wirkung nicht. Colligni's Mißtrauen verminderte sich, uud er fing an, eine bessere Meinung von den Gesinnungen und Absichten des] Hofes zu fassen. Viele seiner

Glaubensgenossen theilten seine Gedanken und Hoffnungen, und der Hof bot Alles auf, sie in dem Wahn zu bestärken, daß es ihm endlich ein Ernst geworden sei, die Zwietracht zu fesseln und eine dauernde Versöhnung zu schließen. Der Admiral ward ersucht, durch seinen damals noch in England lebenden Bruder, den Kardinal von Chatillon, die schon früher eingeleiteten Unterhandlungen, über eine Vermählung zwischen dem Dúc d'Anjou und der Königinn Elisabeth von England, wieder anzuknüpfen, und der Herr von Schomberg ward nach Teutschland gesandt, mit den protestantischen Fürsten über ein Bündniß zu unterhandeln. Bei allen Gelegenheiten wurden die Hugonotten begünstigt, und jede Streitigkeit, welche sich zwischen ihnen und den Katholiken erhob, ward zu ihrem Vortheil entschieden.

Alle diese Schritte that der Französische Hof in der einzigen Absicht, die Hugonotten zu täuschen, ihnen Zutrauen einzuflößen, und ihre Häupter zu bewegen, daß sie sich ohne eine zahlreiche Begleitung beim Könige einfänden. Der Hof spielte dabei seine Rolle so meisterhaft, daß selbst der Spanische Monarch und der Papst dadurch getäuscht wurden, und in Unruhe geriethen, weil eine Vereinigung

der Partheien, welche Frankreich zerrissen, ihrem politischen und religiösen Interesse nicht zusagte. Besonders erregte die vorgeschlagene Vermählung allgemeines Aufsehen. Die Neigung der Prinzessinn zu dem jungen Dûc de Guise war nicht unbekannt. Der Kardinal von Lothringen selbst hatte dem Portugiesischen Gesandten am Französischen Hofe, der sich damals um die Hand der Prinzessinn für seinen Souverain bewarb, erklärt: er möchte diese Werbung nur aufgeben, denn die Prizessinn sei seinem Neffen bestimmt.

Der König erfuhr diese Aeußerung durch den Kardinal Allessandrino, den Legaten Papst Pius des 5. am Spanischen Hofe, der nach Frankreich gekommen war, die Werbung des Portugiesischen Botschafters zu unterstützen, und an der Erneuerung des Kriegs wider die Hugonotten zu arbeiten. Er entrüstete sich darüber dergestalt, daß der Duc nur durch eine schleunige Vermählung mit der Prinzessinn von Porcien seiner Rache entgehen konnte. Aber auch der Portugiesische Botschafter erhielt eine abschlägige Antwort, und als der Kardinal Alessandrino dem Könige sein Erstaunen über die beschlossene Vermählung seiner Schwester an einen Ketzer, bezeigte, erwiederte Karl: er

hoffe dadurch den König von Navarra in den Schoß der Kirche zurückzuführen, und der heilige Vater werde sein Verfahren in der Folge gewiß nicht mißbilligen. Er soll hinzugesetzt haben, er wünsche sich deutlicher erklären zu können! und soll darauf einen kostbaren Demantring vom Finger gezogen und dem Legaten als ein Unterpfand seiner Treue gegen den heiligen Stuhl überreicht haben. Der Legat schlug den Ring aus, sagte: sein königliches Wort genüge ihm, und ermahnte ihn, bei solchen religiösen Gesinnungen zu beharren.

2.

Nach langen erschütternden Ungewittern schien endlich die Sonne des Friedens wieder aufzugehen über Frankreich. Die alte Zwietracht schien versöhnt, der Haß der feindseligen Gemüther ausgelöscht, und einige tumultuarische Auftritte zwischen Katholiken und Hugonotten abgerechnet, herrschten überall Ruhe und Eintracht. Den Hugonotten brach ein schöner Tag der Hoffnung an. Sie sahen voll froher Erwartung der Erfüllung ihrer langgenährten Wünsche entgegen. Der Kardinal von Lothringen, der Dûc de Guise, bisher Theilnehmer der geheimen Kabinetsversammlungen bei der Königinn Mutter, und einige andere Glieder dieses Hauses entfernten sich, dem Anscheine nach aus Mißvergnügen über die Begünstigung jener Glaubensgenossen, vom Hofe, wo jetzt die Marschälle von Coffée und Montmo=

rency, welche durch Verwandschaft und freund-schaftliche Verhältnisse mit dem Admiral und den Hugonottischen Prinzen verbunden waren, einer vorzüglichen Auszeichnung genossen. Die dringenden Aufforderungen dieser Männer, des Königs günstige Gesinnungen zu benutzen, die Ueberredungen Teligni's, Cavagne's und des Grafen von Nassau, und das Verlangen, durch seine Gegenwart den Krieg wider Spanien zu beschleunigen, bestimmten endlich den Admiral, der wiederholten Einladung des Königs zu folgen, und sich von Larochefaucauld, Teligni, LaNoue und einem zahlreichen Gefolge begleitet, nach Blois zu begeben, wo der Hof sich
1571 August damals aufhielt. Mit Thränen in den Augen wirft er sich dem Könige zu Füßen, welcher eben so gerührt scheint, und ihn mit den Worten aufhebt: Jetzt habe ich Euch, mein Vater, und Ihr sollt mir nicht wieder entgehen! Die Anwesenden sahen mit theilnehmender Rührung die interessante Szene; denn Alle, die nicht in die Geheimnisse Katharinens und ihrer Vertrauten eingeweiht waren, hielten die Versöhnung für aufrichtig geschlossen. Es schien, alle Schuld sei vergessen, alles Vergangene vergeben, und es sei der Königinn ernste und aufrichtige Meinung, was sie schon den pro-

testantischen Gesandten geäußert hatte: Der König müsse alle durch Talent ausgezeichnete Männer ohne Unterschied der Religion um sich versammeln, damit ihr Rath seine Jugend belehre.

Der Admiral und seine Begleiter waren stets um den König, und wurden mit Ehrenbezeigungen und Gnadenbeweisen überhäuft. Der König bestätigte den Admiral in allen seinen vor dem Kriege gehabten Stellen und Würden. Er erhielt wieder Sitz und Stimme im geheimen Rathe unter den übrigen Marschällen von Frankreich, und es wurden ihm 100,000 Livres für seine im Kriege erlittenen Verluste ausgezahlt. Auch seine Begleiter, vorzüglich Teligni, wurden reichlich beschenkt. Keine Bitte ward dem Admiral versagt. Auf sein Gesuch verwandte sich der König bei dem Herzog von Savoyen, in dessen Ländern die Besitzungen seiner Gattinn lagen, und gab Befehl zur Vernichtung des sogenannten Gastinenkreuzes in der Straße St. Denis zu Paris, welches die Stelle bezeichnete, wo ehemals das Haus des Kaufmanns Gastine gestanden hatte, der vor drei Jahren gehenkt, und dessen Wohnung geschleift worden war, weil man darin das Abendmahl unter beiderlei Gestalt

ausgetheilt hatte. Die Wegnahme des Kreuzes veranlaste einen Tumult unter dem Pariser Pöbel, der den Haß desselben gegen den Admiral und seine Glaubensgenossen vermehrte.

Der König aber fuhr fort, den Admiral zu schmeicheln, und der jüngste der königlichen Brüder, der Dûc d'Alençon, der ihn insgeheim immer hochgeschätzt hatte, trieb seine Bewunderung so weit, daß er den Verdacht der Königinn Mutter erregte. Um dem Admiral einen Beweis zu geben, daß es ihm Ernst sei mit dem Spanischen Kriege, erlaubte der König dem Grafen von Nassau die Anwerbung einer Anzahl Kriegsleute in Frankreich zur Unterstützung der Niederländischen Insurgenten; und als Coligni, seiner häuslichen Angelegenheiten und verwüsteten Güter wegen, gegen den Herbst nach Chatillon zu gehen wünschte, entließ er ihn, indem er scherzend zu ihm sagte: Gehet, und ich weiß, Ihr seid ein großer Freund der Gärtnerei!

Des Königs Einladungen brachten den Admiral im November noch einmahl an den Hof zurück, nachdem er während seines Aufenthalts zu Chatillon einen ununterbrochenen Briefwechsel mit dem Könige, größtentheils über den Flandrischen Krieg, geführt hatte. Er fand

dieselbe ausgezeichnete Aufnahme und dasselbe Wohlwollen und Vertrauen. Karl nannte ihn oft seinen Vater, und unterhielt sich mit ihm über jenen Krieg, über die Navarrische Heirath und über die strenge Erfüllung der Friedens-Edikte, als des kräftigsten Mittels zur Erhaltung der inneren Ruhe.

Die scheinbar aufrichtige Aussöhnung zwischen dem Könige und Admiral und die Eintracht unter ihnen, vermehrten den Glauben der übrigen Protestanten an den Verheißungen der Regierung, und bestimmten, verbunden mit den Aufforderungen des Admirals, auch die Königinn von Navarra, daß sie nach langen Bedenklichkeiten endlich die Einladung des Königs, an den Hof zu kommen, um die letzte Hand an das Werk der Vermählung zu legen, annahm.

Aber nicht ohne Mißtrauen trat sie die Reise an, und mit ahnender Wehmuth sahen die Einwohner von Rochelle die gute Fürstinn aus ihrer Mitte scheiden, welche sich jetzt freiwillig in die Gewalt ihrer erbitterten Feinde begab. Der Französische Hof ging ihr von Paris nach Blois entgegen, und der Empfang konnte nicht herzlicher und ausgezeichneter sein. Sie und ihr Gefolge wurden mit Liebkosungen 1572 Merz

und Ehrenbezeigungen überhäuft. Der König nannte sie seine gute, seine vielgeliebte Tante, sein Alles, und gab ihr tausend Beweise der Achtung und Freundschaft. Katharina hatte ihm sein Benehmen gegen diese Fürstinn vorgeschrieben; und nach der ersten Unterredung mit Johannen fragte er voll kindischer Selbstzufriedenheit seine Mutter: Habe ich meine Rolle nicht brav gespielt? Ihr habt sie brav gespielt, aber der Anfang ist wenig, das Ende muß erst Alles krönen, erwiederte Katharina; und der König rief mit einem seiner gewöhnlichen Flüche freudig aus: Gebt Acht, ich locke sie noch Alle in die Falle!

Der Hof beging der Königinn Johanne zu Ehren das Osterfest mit der größten Pracht. Am Palmsonntage ward eine große Prozession gehalten, wobei die Prinzessinn Margaretha, nach Brantome's Erzählung, im höchsten Glanze und von allen Grazien der Schönheit umgeben, erschien. Die glänzendsten Lustbarkeiten, von Katharinen selbst angeordnet, wechselten mit einander ab. Bei dem allen ward die Königinn von Navarra von den trübsten Ahnungen und Besorgnissen beunruhigt. Das Sittenverderbniß am Hofe, von welchem Katholiken und Protestanten in gleichem Grade angesteckt wa=

ren, übertraf alle ihre Erwartung. Sie weigerte sich deshalb hartnäckig, ihren Sohn, der in Bearn zurückgeblieben war, an den Hof kommen zu lassen, wie sehr auch der König und die Königinn Mutter darauf drangen.

Die letztere und Johanne beobachteten sich in allen ihren Worten und Handlungen, wodurch alle Offenheit in der Unterhaltung ganz verloren ging. Johanne muste sogar zuweilen sehr kränkende Demüthigungen erfahren. Am meisten mißfiel ihr das sonderbare und nicht selten geringschätzige Betragen der Königinn Mutter, vielleicht die Wirkung einer kleinlichen Weiberrache, oder weil Katharine glaubte, daß sie jetzt, da ihre Plane schon so weit gelungen waren, nicht mehr nöthig habe, sich so großen Zwang anzuthun, oder endlich eine Folge des Raths, den ihr der Marschall von Tavannes gab, als sie ihn fragte, was sie thun müsse, um der Königinn von Navarra ihre Geheimnisse zu entlocken? Tavannes sagte zu ihr: Entre femmes mettés la première en colère, et ne Vous y mettés point; Vous apprendrés d'elle, non elle de Vous. Diese Lehre befolgend, that Katharine Alles, um Johannen zum Zorn zu reizen, und die letztere ward wenigstens durch das Betra-

gen der Königinn Mutter tief gekränkt.

Eben so sehr als das Betragen Katharinens mißfielen der Königinn von Navarra die Zurückhaltung und Verderbheit ihrer künftigen Schwiegertochter, an welcher nur die äußere Form ihren Beifall zu haben schien.

Ueber alle diese Dinge führt sie die bittersten Klagen in den Briefen, welche sie von Blois an ihren Sohn schrieb, und worin man mit Rührung die Sprache der besorgten mütterlichen Liebe hört. Sie schrieb ihm, er solle keinesweges am Hofe verweilen, sondern gleich nach vollzogener Vermählung wieder auf seine Güter zurückkehren. Seine Braut zeige nicht, wie man vorgegeben, eine Neigung zur protestantischen Lehre, sondern sei eine eifrige Katholikinn, und es sei offenbar, man wünsche ihn nur am Hofe zu haben, um ihn zu verführen. Von der Prinzessinn sagte sie: sie ist schön, klug und thut Alles mit guter Art, aber sie ist in der verruchtesten, verdorbensten Gesellschaft aufgewachsen, die es jemals gegeben hat. So groß ich auch, fährt sie fort, das Verderbniß an diesem Hofe geglaubt habe, finde ich es doch noch ärger. Hier thun nicht die Männer den Weibern Anträge, sondern die Weiber den Männern, und Ihr würdet, wä-

ret Ihr hier, ihren Fallstricken schwerlich entgehen. Sie beklagt sich auch über die Protestanten, die sie am Hofe fand, und deren Betragen gegen sie sehr zweideutig war.

Indeß der einmahl gethane Schritt ließ sich nicht wieder zurückthun, und troß Johannen's Widerwillen und ihrer trüben Ahnungen ward doch die Ehestiftung zu Blois geschlossen 1572 Apr. 11. und unterschrieben. Die Prinzessinn Margarethe hatte sich lange und hartnäckig geweigert, dem Prinzen von Navarra ihre Hand zu versprechen. Man hielt ihre Abneigung allgemein für die Folge ihrer Liebe zu dem Dûc de Guise; sie selbst nannte die Ketzerei des Prinzen als Ursache ihrer Weigerung. Endlich gab sie den Vorstellungen und Drohungen des Königs und ihrer Mutter nach, und unterschrieb gezwungen den Heirathtstraktat. Der König versprach ihr zur Aussteuer 300000 Thaler, die Königinn Mutter 200000, und jeder ihrer jüngern Brüder 25000.

Johanna wollte anfangs nicht einwilligen, daß die Trauung zu Paris geschehen sollte, weil sie den Haß der Pariser gegen das Haus Navarra kannte; aber des Königs Flüche und Betheuerungen, daß nichts zu besorgen sei, bewogen sie zum Nachgeben. Sie wünschte auch,

daß der Trauungs-Akt nicht nach dem Ritus der katholischen Kirche geschehen möchte; und der Papst machte Schwierigkeit, die von ihm geforderte Dispensation zu ertheilen. Der König, um Johannen über die Weigerung des Papstes zu beruhigen, sagte zu ihr: Seid versichert, meine Tante, die Heirath wird vollzogen werden, denn ich ehre euch mehr als den Papst. Zwar bin ich kein Hugonott, aber ich bin auch kein Narr; und wenn sich der Papst zu unvernünftig benimmt, so will ich selbst Margarethens Hand nehmen, und sie bei feierlicher Predigt verheirathen.

Johanne ging hierauf von Blois nach Paris, um Anstalten zu der Vermählung zu treffen, und Schmuck und Kleinodien für ihren Sohn einzukaufen, denn die Männer bedeckten sich damals bei feierlichen Gelegenheiten mit Kostbarkeiten und reichem Geschmeide.

Der König erließ indeß an den Admiral und die übrigen Hugonottenhäupter sehr schmeichelhafte Einladungen, den Vermählungsfeierlichkeiten beizuwohnen; und um ihnen jede noch übrige Bedenklichkeit zu benehmen, ward den Protestanten die freie Religionsübung im ganzen Reiche noch einmal feierlich zugesichert,
1572 Apr. 19 der Inhalt des Friedens von St. Germain

bestätigt, Galeazzo di Fregosa nach Florenz gesandt, um von dem Herzoge eine Summe Geldes zum Spanischen Kriege zu entlehnen, und mit der Königinn von England ein Bündniß abgeschlossen.

Wer konnte wol jetzt mit Recht noch zweifeln, daß des Hofes aufrichtiger Wunsch eine allgemeine Versöhnung sei? Und dennoch gab es viele unter den Hugonotten, die dem schönen Anschein und allen feierlichen Zusicherungen des Königs nicht trauten. Zu diesen gehörten besonders die Einwohner von Rochelle. Sie zögerten von einer Zeit zur andern, sich der Regierung zu unterwerfen, und arbeiteten mit ununterbrochener Thätigkeit an der Befestigung ihrer Stadt. Ein tragischer Vorfall, welcher sich gerade jetzt ereignete, gab dem Argwohn neue Nahrung und erregte allgemeines Aufsehen.

Die Königinn von Navarra fand in den Zerstreuungen, unter welchen sie in Paris lebte, kein Heilmittel für ihr durch Gram und nagende Sorgen verwundetes Herz. Ein heftiger Verdruß am Fronleichnamstage, wo man sie, die eifrigste Protestantinn Frankreichs, zwingen wollte, zur Feier des Festes das Thor ihrer Wohnung, welche sie bei dem Bischof

Charles Guillart von Chartres hatte, mit kostbaren Teppichen zu behängen, vermehrte ihren Unmuth. Bald darauf fühlte sie sich plötzlich krank, und nach einem sechstägigen Lager ward sie im
1572 Jun. 9. sechs und vierzigsten Jahre ihres Alters, ein Raub des Todes.

Die Protestanten beweinten den Verlust dieser edlen, hochherzigen Fürstinn mit aufrichtigen Thränen; und der Hof, um einen öffentlichen Beweis seiner Achtung für die Verstorbene zu geben, legte die große Trauer an. Aber ihr schneller und unerwarteter Tod, welcher nach dem Ausspruch der Aerzte, die Folge eines heftigen Seitenstichs war, und durch die ungewöhnliche Gemüthsbewegung, worin sie sich in den letzten Zeiten ihres Lebens befand, vielleicht beschleunigt ward, veranlaste, wie sich leicht voraussehen ließ, sehr widrige Gerüchte. Man sagte öffentlich, die Verstorbene sei durch den Geruch eines Paars wohlriechender Handschuh vergiftet worden, welche sie von dem Parfümeur der Königiun Mutter, René Bianchi, einem Mailänder, gekauft hatte. Dieses Gerücht ward immer lauter und veranlaste den Hof, den Leichnam der Königinn im Beisein mehrerer Aerzte und verschiedener protestantischer Herren, öffnen zu lassen. Man fand ein

Geschwür in der linken Seite, aber keine Spur von Vergiftung, und die Aerzte bezeugten, daß Johanne eines natürlichen Todes gestorben sei. Der Kopf ward nicht geöffnet, und dieser Umstand erneuerte den Verdacht, denn man meinte, bei der Untersuchung des Gehirns würde man die Wirkungen des Gifts leicht entdeckt haben. Wie dem auf sei, die angebliche Vergiftung ist wenigstens nie erwiesen worden, ja sie ist sogar nicht einmahl wahrscheinlich, weil der Tod dieser von den Protestanten allgemein geliebten Fürstinn, das alte Mißtrauen dieser Glaubensgenossen wieder erneuern muste, welches zu unterdrücken doch die Plane des Hofes erforderten.

Der Tod der Königinn von Navarra und die Hoftrauer veranlasten einen Aufschub der Vermählungsfeier. Der Admiral und die übrigen Chefs der Protestanten wurden noch einmahl dringend dazu eingeladen. Zugleich bat der König den ersteren, seine Feindschaft wider das Haus Lothringen zu unterdrücken, damit durch Zwietracht die Kräfte des Reichs getheilt würden; denn nur wenn diese vereinigt wirkten, könne der Spanische Krieg unter glücklichen Auspicien geführt werden. Dieser Krieg schien übrigens fest beschlossen. Schon hatte

Graf Ludwig von Nassau, mit Französischem Gelde und Kriegsvolk ausgerüstet, die Niederländische Stadt Mons überfallen, und der Französische Feldherr Philipp Strozzi rückte mit einem Truppenkorps in die Gegend von Rochelle, um der öffentlichen Sage nach sich dort einzuschiffen und eine Landung an den Niederländischen Küsten auszuführen. Selbst die auswärtigen Mächte wurden durch die Anstalten und Handlungen des Hofes getäuscht. Der Spanische Gesandte in Paris machte Vorstellungen dagegen, und die ganze katholische Welt nahm ein Aergerniß an der Gunst und Auszeichnung, die er den Hugonotten bewies. Nur die Eingeweiheten wusten, daß unter dem Blumenfelde, welches man vor den Verächtern des katholischen Glaubens ebnete, ein Abgrund verborgen lag.

Der Prinz von Navarra erhielt die Nachricht von dem Tode seiner Mutter, als er eben auf der Reise nach Paris begriffen war. Er nahm sogleich den Titel und die Insignien eines Königs von Navarra an, und setzte seine Reise fort. Auch der Admiral stand im Begriff, Chatillon zu verlassen. Von allen Seiten her, selbst von Rochelle und Genf, ja sogar von seinem Freunde, den Prinzen von

Oranien waren Warnungen an ihn ergangen, nicht auf die goldnen Worte des Königs zu bauen. Eben so dringend ermahnten ihn mehrere seiner Vertrauten und selbst seine Gattinn, nicht nach Paris zu gehen. Erinnert Euch, sagten sie zu ihm, daß Katharina von Medicis eine Italienerinn, eine Verwandtinn der Päpste, dieser Todfeinde des Protestantismus, ist! Erinnert Euch, in welcher Schule der König, auf dessen scheinbare Zuneigung und Versprechungen ihr Eure Sicherheit gründet, erzogen, und wozu er darin gebildet ward. Aber Coligni, verblendet durch die Schmeicheleien eines jungen Monarchen, dem er bei seiner Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit keine Verstellung zutraute; durch die Vorstellung des Spanischen Kriegs, seiner Lieblingsidee hingerissen, und vielleicht auch von der excentrischen Hoffnung beseelt, den König aus den unwürdigen Banden einer lasterhaften Mutter zu befreien, blieb bei allen Abmahnungen und Warnungen unbeweglich. Er hielt entweder die Besorgnisse seiner Freunde für ungegründet, oder doch wenigstens die Gefahr nicht für so dringend, als sie. Teligni und andere junge leichtsinnige Männer, welche sich nach den Genüssen des Hoflebens sehnten, bestärkten ihn

in seinem gefährlichen Irrthum, und er beharrte fest und unerschütterlich auf dem einmahl gefaßten Entschluß. Schon ist die Stunde der Abreise da, sein Gefolge beisammen, und er eben im Begriff, das gezäumte Roß zu besteigen; da wirft sich eine arme Bäuerinn aus Chatillon plötzlich vor ihm nieder. Ach! mein lieber Herr, hebt sie bittend an, indem sie seine Füße umfast: wollt ihr eurem Verderben entgegen gehen? Kommt ihr nach Paris, so sehen wir euch nie wieder, denn dort müßt ihr mit allen euren Begleitern sterben. Habt ihr kein Mitleid mit euch selbst, so habt es wenigstens mit den wackern Leuten, welche mit euch ziehen, und deren Tod ihr verschulden werdet. Der Admiral stößt sie von sich und nennt sie eine Wahnsinnige. Da wendet sie sich an seine Gattinn und beschwört sie, ihren Gemahl von der Reise nach Paris zurückzuhalten, weil er gewiß von dort nicht zurückkehren und zehntausend andere Menschen mit sich ins Verderben stürzen werde.

L'Etoile, der diese Anekdote in seinem Tagebuche erzählt, versichert, sie von einem glaubwürdigen Augenzeugen gehört zu haben. Ist sie gegründet, so beweist wenigstens die Folge, daß auch dieser sonderbare, wahrscheinlich von

den besorgten Freunden des Admirals veranstaltete Auftritt, keinen Eindruck auf ihn machte. Wie konnte auch der, den die Vorstellungen der aufgeklärtesten Männer nicht rührten, auf die Worte einer Bäuerinn achten!

Mit Recht aber müssen wir erstaunen, daß ein Mann von der Erfahrung des Admirals und seiner genauen Kenntniß der Verhältnisse am Hofe, alle übrigen Umstände ganz zu übersehen schien, und die Ueberzeugung von seiner eigenen und seines Gefolges Sicherheit in Paris allein auf das scheinbare Wohlwollen eines schwachen, hinterlistigen und karakterlosen Fürsten gründete. Mag es sein, daß der König es aufrichtig mit ihm und dem Spanischen Kriege meinte, und daß er eine Verbindung mit Coligni und den Protestanten für geschickt hielt, sich aus den Banden seiner Mutter, die er mit Unwillen trug, zu befreien, — wie viel war auf das Wort eines Königs zu bauen, der keine Stätigkeit, keine Grundsätze und keinen eigenen Willen hatte? Es geschieht hier Alles durch die Königinn Mutter, schrieb Johanne von Navarra aus Blois an ihren Sohn. Wuste das etwa Coligni nicht? und waren ihm die Arglist und Bosheit dieser Frau, der glühende Rachdurst

der Prinzen von Lothringen, und der unversöhnliche Haß der fanatischen Pariser wider ihn und Alles, was Hugonott hieß, unbekannt? Man will die Aufrichtigkeit des Königs gegen den Admiral dadurch beweisen, daß man behauptet, er sei keiner so langen und tiefen Verstellung fähig gewesen. Aber war er aufrichtig gegen den Admiral, so muste er sich in gleichem Grade gegen seine Mutter und ihre Anhänger verstellen. Zuweilen mochten freilich seine Aeußerungen gegen den Admiral aufrichtig sein, aber wie leicht war er wieder umgelenkt. Was man auch zur Rechtfertigung des unerschütterlichen Vertrauens Coligni's auf die Versicherungen des Königs sagen mag, es ist nur zu gewiß, das leidenschaftliche Verlangen, seine Absichten, welche es auch sein mochten, zu erreichen, wirkte hier mehr auf ihn als die Gründe einer kalten Ueberlegung, und riß ihn über die Schranken der Klugheit und Vorsicht hinaus. Die Geschichte ist reich an Beispielen einer ähnlichen Verblendung, welche oft so unerklärbar scheint, daß sie die unmittelbare Einwirkung einer höheren, die Schicksale der Menschen leitenden Macht unwidersprechlich zu beweisen scheint.

3.

Die Anstalten zu der nahen Vermählungsfeier verbreiteten große Thätigkeit in Paris. Die Königinn Mutter schien nur mit Anordnung der Lustbarkeiten beschäftigt, und auf nichts anders zu denken, als die bevorstehende Festlichkeit zu verherrlichen, um ihrer Prachtliebe ein Opfer zu bringen. Die ausgezeichnetsten Personen der Monarchie strömten in der Hauptstadt zusammen. Schon vor dem Admiral erschien daselbst der Dûc de Guise, von seinem Oheim dem Dûc d'Aumale, seinem Schwiegervater dem Dûc de Nemours, seinem Vetter dem Dûc d'Elboeuf und dem Dûc de Montpensier, mit einem zahlreichen Gefolge seiner zum Theil besoldeten Anhänger begleitet. Dieses Korps bestand aus Leuten von verschiedenen Nationen, welche stets bereit waren die Befehle des Dûc auszuführen, weil er sie

durch seine Freigebigkeit auf das innigste an sein Interesse zu fesseln wuste. Er hatte im Namen der Prinzen seines Hauses dem Könige das Versprechen gegeben: den Familienzwist mit dem Admiral, welcher schon seit dem Tode seines Vaters dauerte, während ihres gemeinschaftlichen Aufenthalts in Paris ruhen zu lassen und ihn nicht zu beleidigen. Der Kardinal von Lothringen befand sich nicht unter den Gästen, denn er hielt sich schon seit einiger Zeit in Rom auf. Um dem Admiral noch einen öffentlichen Beweis von der Vorsorge der Regierung für seine persönliche Sicherheit zu geben, erging an die Bewohner der Hauptstadt eine königliche Verordnung, wodurch ihnen alle Gewaltthätigkeiten wider ihn und sein Gefolge bei der schärfsten Ahndung untersagt wurden.

Endlich hielt dieser berühmte Hugonotten-Chef, in Begleitung des Königs von Navarra, des Prinzen von Conde und eines Gefolges von sieben bis achthundert Edelleuten, unter welchen sich die Elite dieser Parthei befand, seinen Einzug in Paris. Alle waren, wegen des Todes der Königinn von Navarra, in Trauer gekleidet, und die Zuschauer fanden irgend eine unglückliche Vorbedeutung in dem lügibern Ansehn, welches die schwarze Farbe der Gewande

ihrem Aufzuge gab. Viele von den Hugonotten brachten ihre Frauen oder Verwandtinnen in ihrem Gefolge mit nach Paris. Auch dem Prinzen von Conde, der erst seit wenigen Wochen vermählt war, folgte seine junge Gemahlinn, Maria von Cleves; aber die Gattinn des Admirals war in Chatillon zurückgeblieben.

Der Empfang, welchen die Hugonotten am Hofe fanden, war höchst ausgezeichnet und ehrenvoll. Besonders ward dem Admiral geschmeichelt. König und Königinn unterhielten sich mit ihm, Teligni, Larochefaucauld und andern Chefs auf die vertrauteste Art, und alles Vergangene schien ganz vergessen. Papst Gregor der 13. hatte endlich die vom Könige nachgesuchte und von seinem Vorfahr Pius dem 5. verweigerte Dispensation zu der Vermählung der Prinzessinn Margaretha ertheilt. Aber die Form der darüber ausgestellten Bulle befriedigte den Kardinal von Bourbon, der die Trauung verrichten sollte, nicht, und er sandte sie noch einmal zurück, um eine Abänderung zu bewirken. Der König, ungeduldig über diesen Aufschub, sagte scherzend zu dem Admiral: der alte Scheinheilige bringt meine dicke Margot um viel Zeit!

Der gewöhnliche Inhalt ihrer Gespräche

war der Flandrische Krieg, und Coligni legte dem Könige einen Operationsplan vor, der mit großem Beifall aufgenommen ward. Bei einer dieser Unterhaltungen sagte der König zu dem Admiral: Mein Vater, es ist hiebei noch ein Umstand, den wir wohl beachten müssen; die Königinn Mutter, die wie ihr wisset, die Nase in Alles steckt, darf von dieser Unternehmung nichts erfahren, denn sie würde uns alles verderben. Der Admiral suchte ihm diese Meinung zu benehmen und behauptete, sie sei eine zu gute Mutter und dem Interesse seines Staats zu sehr ergeben, um dieß zu verderben, im Gegentheil könne sie bei der Unternehmung sehr nützlich werden. Ihr irrt Euch, erwiederte der König, ich sehe wohl daß Ihr meine Mutter nicht kennt; laßt mich nur allein machen, sie verwirrt Alles. Und doch war sie es, wie Letoile sagt, die Alles that, und der König durfte kein Ei umwenden, ohne daß sie es erfuhr.

Auch mit den übrigen Hugonotten besprach sich Karl oft über den Flandrischen Krieg. Einst sagte er zu Teligni, um ihm zu zeigen wie sehr er des Admirals bedürfe, dessen Tochtermann jener war: Soll ich aufrichtig sein, Teligni, so muß ich dir gestehen, ich traue allen diesen

Leuten nicht! des Tavannes Ehrgeiz ist mir verdächtig, Vielleville liebt den Wein, Cossé das Geld, Montmorenci die Jagd, und Retz ist ein Spanier. Die andern Herren an meinem Hofe und meine Räthe sind wie dummes Vieh, meine Staatssecretaire sind treulos, und so befinde ich mich denn in der äußersten Verlegenheit.

Diese Freimüthigkeit, dieses immer gleiche wohlwollende und zutrauenvolle Betragen war vollkommen geeignet, alle noch übrigen Zweifel der Hugonotten zu verscheuchen. Der größere Theil derselben überzeugte sich immer mehr von der Aufrichtigkeit des Königs, und Karl, der diese Wirkung seiner Verstellung bemerkte, sagte einst im Uebermaß seiner Freude darüber zu einem seiner Vertrauten: Ich locke die Vögel wie der Falkonier!

Indeß hegten doch bei weitem nicht alle Hugonotten ein so günstiges Vorurtheil von den Absichten und Gesinnungen des Hofes, wie der Admiral und seine nächste Umgebung, und mancherlei Bemerkungen, Gerüchte und kleine vielleicht zufällige Ereignisse erneuerten und nährten ihren Argwohn und ihre Besorgnisse. Es war gewiß, daß die Guisen insgeheim Kriegsvolk zusammengezogen hatten, und ver-

schiedene sonderbare Sagen gingen unter dem Volke umher, die auf irgend ein schreckliches Ereigniß deuteten. Einer hatte sagen hören, die Livereien am Hochzeittage würden blutroth sein; und der andere: es würde mehr Blut als Wein bei der Vermählung fließen. Bedeutender und der Beherzigung werther war, was die Bürger von Rochelle dem Admiral meldeten. Die katholischen Feldherren Strozzi und Delagarde, schrieben sie ihm, stehen vor unsern Mauern; sie häufen große Magazine auf, und ihre Soldaten sagen öffentlich, sie wären zum Angriff unserer Stadt bestimmt, und man habe ihnen die Plünderung derselben versprochen.

Coligni theilte die Besorgnisse seiner Warner nicht. Das sind Träume, sagte er zu denen, die ihm jene bedenklichen Gerüchte mittheilten, an die ich nicht glaube! Und was sich auch ereignen mag, ich bin fest entschlossen, die Begebenheiten ruhig abzuwarten; denn ich wollte mich lieber durch die Straßen von Paris schleifen lassen, als durch meine Entfernung von hier einen vierten Bürgerkrieg veranlassen. Seid ruhig, meine Freunde, der König will uns wohl! — Den Bürgern von Rochelle schrieb er zurück: sie sollten unbesorgt sein;

Strozzi und Delagarde würden ihre Nachbarschaft bald verlassen. — Er war fest überzeugt, daß jenes Korps nach den Niederlanden wider die Spanier bestimmt sei.

4

Es wat endlich ein Eilbote von dem königlichen Bothschafter in Rom mit der Nachricht angelangt, der Papst habe die Dispensation nach dem Verlangen des Kardinals Bourbon
1572 ertheilt, und der 17. August, ein Sonntag, war der Tag der Verlobung zwischen dem König von Navarra und der Prinzessinn Margarethe. Nach einer großen Abendmahlzeit und Tanz ward die Verlobte von der ganzen königlichen Familie in den bischöflichen Pallast gebracht, wo sie übernachtete, und Tages darauf, Montags am 18. August, erfolgte die Vermählung mit einem Pomp, in welchem der Geist der prachtliebenden Katharina von Medicis unverkennbar war. Vom bischöflichen Pallaste an bis zur Kirche Notredame waren hohe mit Goldstof behangene Gerüste erbaut. Ueber diese Gerüste hin ging, unter einem ungeheuern

Zusammenlauf des Volks, der Zug des Hofes, welcher im kostbarsten Putz erschien. Die Braut strahlte wie die Sonne an diesem glänzenden Horizont, und verdunkelte alles um sich her durch den Glanz ihrer Schönheit und reichen Kleidung. Sie trug ein Kleid von Violet-Sammet mit gestickten Lilien übersäet, war mit dem Krongeschmeide und der königlichen Krone geschmückt, und über ihre Schultern floß der große blaue Talar, dessen vier Ellen lange Schleppe drei Prinzessinnen trugen, und der kleine Hermelinmantel herab. Der König von Frankreich führte die Braut. In ihrem Gefolge waren die verwittwete und die junge Königinn, die Herzoginn von Lothringen und sämmtliche Hofdamen. Den König von Navarra führten die beiden Brüder des Königs, Prinz Conde und sein Bruder der Marquis Conti, die Dücs Guise, Aumale und Nevers, die Marschälle Cossé, Montmorenci, Damville und Tavannes, Coligni, Larochefaucauld und viele Herren beider Partheien. Der König von Navarra, der an diesem Tage, gleich den übrigen Hugonotten, die Trauer abgelegt hatte, die Herzoge von Anjou und Alençon, des Königs Brüder und der Prinz von Conde, trugen prächtige uniforme Kleider von blaßgelbem Atlas

mit Perlen und Edelgesteinen reich gestickt. Alle übrige Herren des Gefolges erschienen ebenfalls höchst elegant und kostbar gekleidet, doch weniger die Hugonotten als die Katholiken.

An der Kirche empfing der Kardinal von Bourbon, des Königs von Navarra Oheim, der die Trauung verrichten sollte, das Brautpaar, und führte es auf die vor der Kirche errichtete Tribüne. Hier geschah die Trauung nach einem Formular, über welches beide Theile sich vereinigt hatten. Als der Kardinal die Braut fragte: ob sie den König von Navarra zum Gemahl verlange? erfolgte keine Antwort. Da drückte ihr der König, welcher hinter ihr stand, zornig den Kopf nach vorn herab, und dieses erzwungene Nicken galt für ein Zeichen der Einwilligung. Dabei warf Karl dem Dûc de Guise, welcher sich etwas auf den Fußspitzen erhob, um die Braut in diesem entscheidenden Moment recht ins Auge zu fassen, einen so fürchterlich drohenden Blick zu, daß er sich schnell und erschrocken zurückzog. Nach geendigtem Trauungsakt begab sich die Braut und der katholische Theil des Hofes in das Kor der Kirche, zur Anhörung der Messe; während der König von Navarra, Prinz Conde, der Admiral und die übrigen Hugonottischen

Herren von der andern Seite abgingen, um in dem bischöflichen Hotel bis nach geendigter Messe zu verweilen. Es war Nachmittags um vier Uhr, als die Brautmesse gesungen ward. Die Braut kniete vor dem Altar unter einem Baldachin. Nach Endigung des Gottesdienstes führte der Marschall Damville, des Marschalls von Montmorenci Bruder, den König von Navarra und die übrigen Hugonotten in die Kirche zurück. Beim Eintritt in das Kor zeigte der Admiral dem Marschall die darin aufgehängten, von den Hugonotten in den Schlachten von Jarnac und Montoncourt eroberten Fahnen mit den Worten: bald wird man sie herabnehmen und andere dafür aufhängen, welche einen erfreulicheren Anblick darbieten! — Seine Gedanken waren stets mit dem Spanischen Kriege beschäftigt.

Der König von Navarra umarmte seine Braut in Gegenwart des Königs und besprach sich eine Zeitlang mit ihr. Darauf begab sich der Hof in die bischöfliche Abtei, wo das Mittagsmahl eingenommen ward, während dem die Herolde goldne Denkmünzen mit silberner Einfassung unter das Volk ausstreuten. Sie waren mit Inschriften und allegorischen Vorstellungen auf die Vermählung geziert. Auf

einigen las man die Worte: dieses Band fesselt die Zwietracht; auf andern: ich verkündige euch den Frieden. Nach der Tafel war Cour im Louvre, welcher ein Ball und endlich ein allegorisches Ballet folgte, wobei der König selbst den Neptun vorstellte. Weit nach Mitternacht trennte sich erst die Gesellschaft.

Der Admiral meldete seiner Gattinn die Ereignisse dieses Tages in einem Briefe, worin er ihr zugleich Hoffnung machte, daß er in der nächsten Woche Paris verlassen und nach Chatillon zurückkehren werde.

Die Tage nach der Vermählung bis zum Donnerstag verstrichen unter Festlichkeiten aller Art. Gastmahle, Bälle, kleine dramatische Vorstellungen und Ballets, zum Theil von Katharinens eigner Erfindung, wechselten mit einander ab, und alle diese Lustbarkeiten zeichneten sich durch Eleganz und verschwenderische Pracht aus. Auch herrschte dabei die gröste Eintracht zwischen den katholischen und protestantischen Herren und Prinzen, und des Vergangenen ward mit keinem Worte gedacht. Keine Spur des alten Hasses war hier zu finden, und das schöne Band der Harmonie schien auf das innigste geknüpft. Nie hatte man den König und die Königinn Mutter fröhlicher gesehen.

Sie vergaßen selbst den Schlaf in diesen Tagen und Nächten der Freude.

Am Dienstag gab der König von Navarra, der sich durch seinen liebenswürdigen Karakter, durch seine Großmuth und Liberalität, und seine feinen und einnehmenden Sitten, allgemeine Achtung und Zuneigung erworben hatte, eine große Mittagstafel im Hotel d'Anjou, welcher ein Ball im Louvre folgte. Das Fest am Mittwoch war von allen das prachtvollste und es scheint nicht unzweckmäßig, einige Details desselben hier mitzutheilen, weil es sich nicht nur durch eine höchst sonderbare Zusammenstellung und Vermischung der Ideen und Bilder aus der freundlichen Mithenwelt Griechenlands und der finstern und bisarren Dogmenpoesie des Kristenthums auszeichnet, sondern auch außerdem sehr karakteristisch und gleichsam eine allegorische Darstellung der wahren Gesinnungen des Hofes gegen die Protestanten war.

Im Pallast Bourbon war eine Bühne aufgeschlagen, welche das Paradies vorstellte, dessen Eingang der König und seine beiden Brüder, die Herzöge von Anjou und Alençon, in Rittertracht vertheidigten. Neben dem Paradiese, und von diesem nur durch einen Fluß

mit Charons Nachen getrennt, sah man die Hölle, worin eine Anzahl kleiner Teufel, unter seltsamen Sprüngen und Gebehrden, ein großes mit Schellen und Klökchen behangenes Rad umhertrieb. Im Hintergrunde des Paradieses breiteten sich, gleich einem reizenden Garten, die Elisäischen Felder aus, und zwölf schöne Mädchen als Nimphen gekleidet, wandelten darin umher. Verschiedene Ritter, unter Anführung des Königs von Navarra, näherten sich dem Eingange des Paradieses, um die Nimphen zu entführen. Aber sie wurden nach einem kurzen Kampfe von den Hütern desselben zurückgetrieben und in den Orkus hinabgestürzt, wo die Teufel sich ihrer bemächtigten und sie in Fesseln legten. Darauf flogen Merkur, den der berühmte Sänger Etienne le Roi machte, und Cupido, von einem Hahn getragen, vom Himmel herab, und ließen die Luft von ihren Gesängen ertönen. Als sie die Erde berührt hatten, wünschten sie den Wächtern des Paradieses Glück zu ihrem Siege, und bestiegen dann wieder ihren Hahn. Die Sieger führten darauf einen Tanz mit den Nimphen auf, befreiten auf die Vorbitte ihrer Tänzerinnen die gefesselten Ritter aus der Hölle und brachen eine Lanze mit ihnen. Darauf ent=

zündete sich plötzlich mit schrecklichem Geprassel ein künstliches Feuerwerk und verzehrte in einigen Minuten alle Dekorationen und die ganze Maschinerie der Vorstellung.

Die Zuschauer standen da, überrascht und voll Erstaunen über die sonderbare Entwickelung eines Schauspiels, von dem sie nie etwas Aehnliches gesehen hatten. Aber auf einen Theil der anwesenden Hugonotten macht es einen schreckenden Eindruck. Sie finden irgend einen geheimen Sinn darin, der Bezug hat auf ihr eigenes Schicksal, welches sie hier wie in einem Zauberspiegel erblickt zu haben glauben. Der alte Argwohn erwacht aufs neue. Man erinnert sich der Worte des Bischofs von Valence, welcher den Tag vor der Vermählung als Französischer Botschafter nach Polen ging, und in dem Augenblick seiner Abreise den Grafen von Larochefaucauld warnte, dem Hofe nicht zu viel zu trauen. Ein Umstand kömmt dazu, der die Besorgniß aufs höchste treibt. Gerade an diesem Tage war das Regiment der Leibwache in Paris eingerückt, zwar der Versicherung nach, welche der König dem Admiral gegeben hatte, in keiner andern Absicht, als den Guisen und dem katholischen Pöbel zu imponiren, damit sie es um so weniger wagen

dürften, ihn und seine Glaubensgenossen zu beleidigen. Aber eben diese zu große Sorgfalt für sie erregt ihren Verdacht, und mehrere von ihnen, von einer dunkeln schauervollen Ahnung ergriffen, beschließen, sich ungesäumt in Sicherheit zu bringen.

Schon am Mittwoch bittet der Hauptmann Blosset aus Bourgogne, derselbe welcher während des Kriegs die Feste Vezelai so tapfer wider die Katholiken vertheidigt hatte, den Admiral um die Erlaubniß, nach seiner Provinz zurückkehren zu dürfen. Coligni fragte, warum er sich entfernen wolle? Man ist uns hier nicht gewogen, war die Antwort. O seid versichert, erwiederte der Admiral, der König meint es gut mit uns. Ja nur zu gut, versetzte Blosset; das eben ist der Grund warum mir die Lust ankommt nach Hause zu gehen, und es würde sehr gut für euch sein, wenn ihr eben so dächtet. — Coligni dachte nicht so, aber der Geschichtschreiber d'Aubigné, der sich eines Zweikampfs wegen verborgen halten muste, der Marschall Montmorenci und einige andere folgten am Donnerstag dem Beispiel Blossets. Auch Langoiran, den der Admiral ebenfalls zurück zu halten suchte, reiste ab. Ich will lieber mit den Thoren fliehen, sagte

er, als mit denen, welche sich weise dünken, umkommen. Andere verlegten wenigstens ihre Wohnung, unter dem Vorwande, daß die Luft in der Stadt ihrer Gesundheit nachtheilig sei, in die Vorstädte, wo sie der Gefahr weniger ausgesetzt zu sein glaubten.

Am Donnerstag ward vor dem Louvre ein Turnier gehalten. Der König, seine beiden Brüder, der Dûc de Guise und der Dûc d'Aumale erschienen dabei als Amazonen, und der König von Navarra mit den Vornehmsten des Hugonottischen Adels als Türken gekleidet. Ringsumher waren Bühnen errichtet, von welchen herab die Königinn Mutter, die Königinnen von Frankreich und Navarra, die Herzoginn von Lothringen und die schönsten der Pariser Damen dem Kriegsspiel zusahen.

Es machte den Beschluß der Vermählungsfeierlichkeiten, und mit ihm fiel der Vorhang vor die Szenen der Freude, des Scherzes und des frohen Genusses, welche man bisher zu Paris gesehen hatte. Die schöne Illusion verschwand, die reizenden Fantome der Eintracht, des Friedens und der Versöhnung, welche die Leichtgläubigen eine Zeitlang täuschten, zerflossen wie die freundliche Abenddämmerung mit ihrer Welt voll magischer Gestalten, und

eine schauervolle Nacht des Grausens und Entsetzens, des Mordes und der ungeheuersten Verbrechen, lagerte sich über Paris und ganz Frankreich her.

V.

Meuchelmörderischer Angriff auf den Admiral Coligni.

1.

Der Admiral hatte seine Wohnung ohnweit dem Louvre im nachmaligen Hotel St. Pierre, in der Straße Betisi. Freitags am 22. August 1572 Vormittags war er nach dem Louvre gegangen, wo er dem Könige zusah, welcher mit Teligni und dem Duc de Guise Federball spielte. Er schlichtete darauf einen kleinen Zwist zwischen zweien seiner Freunde, Guerchi und Thianges, und kehrte sodann um elf Uhr Mittags nach seiner Wohnung zurück. Indem er, begleitet von Guerchi, Desprineaux und einigen Dienern, in der Nähe eines kleinen Hauses bei

St. Germain l'Auxerrois, langsam und eine eingegangene Depesche lesend vorübergeht, fällt plötzlich ein Büchsenschuß auf ihn. Zwei Kugeln treffen. Die eine, den meisten Nachrichten zufolge, nimmt ihm den Zeige- oder Mittelfinger der rechten Hand hinweg, die andere zerschmettert das Gelenk am Elnbogen seines linken Arms. Die Begleiter des Admirals stehen betäubt und erschrocken da. Er selbst verlor nicht einen Augenblick seine Besonnenheit, und zeigte auf das kleine Haus mit den Worten: dorther kam der Schuß! Sogleich eilen einige seiner Diener auf das Haus zu, sprengen die Thür und dringen hinein. Sie finden ein kleines, mit eisernen Gittern versehenes und mit einem leinenen Tuche bedecktes Fenster, hinter welchem der Meuchelmörder wahrscheinlich gestanden hatte, aber außerdem keine Spur von ihm und keinen Menschen im Hause, als einen Dienstjungen und eine Magd. Von diesen erfuhren sie, daß das Haus einem Stiftsherrn von St. Germain l'Auxerrois, Namens Villemüre, der vormals Hofmeister des Dúc de Guise gewesen, und seit einigen Tagen abwesend auf dem Lande sei, zugehöre, und gewöhnlich der Dienerschaft des Dúc zur Herberge diene.

Der verwundete Admiral hatte sich, auf seine Begleiter gestützt, nach seiner Wohnung begeben. Das ist die Frucht meiner Aussöhnung mit dem Dûc de Guise! sagte er, und sandte Monneins und Piles an den König, um ihn unverzüglich von dem Vorfall zu benachrichtigen. Karl war noch im Ballspiel begriffen, als jene ihm die Nachricht brachten. Er schien anfangs bestürzt, aber plötzlich gerieth er in den heftigsten Zorn. Das Raket zerbrechend und zur Erde schleudernd, rief er aus: Soll ich denn nie Ruhe haben? wird es täglich neue Verwirrungen geben? Aber ich schwöre bei Gott, fuhr er fort mit fürchterlicher Stimme zu schreien, ich will diese Unthat, die man unter den Thoren meines Pallasts zu verüben wagte, an den Thätern schrecklich rächen! — Der Dûc de Guise entfernte sich auf das eiligste, und der König sandte seinen Leibwundarzt, den berühmten Ambrosius Paré, und mehrere andere Aerzte und Wundärzte zu dem verwundeten Admiral.

Die Nachricht von diesem Ereigniß verbreitete sich schnell durch ganz Paris. Alle rechtliche Katholiken mißbilligten das meuchelmörderische Attentat, dessen Folgen nicht anders als unglücklich sein konnten, und die Hu-

gonotten geriethen in die äußerste Bestürzung darüber, welche bald in Zorn und Erbitterung überging. Der König von Navarra und Prinz Conde eilten sogleich zu dem Verwundeten, und fanden ihn unter den Händen Paré's, welcher eben beschäftigt war den zerschmetterten Finger abzulösen, welches mit einer stumpfen Scheere geschah und deshalb außerordentlich schmerzhaft war. In den Arm wurden zwei Einschnitte gemacht, um die Kugel herauszunehmen. Die Aerzte erklärten den Zustand des Kranken für höchst gefährlich. Er hatte die schmerzhafte und langwierige Operation mit ächt heroischer Standhaftigkeit und Geduld ertragen. Viele der gegenwärtigen Hugonotten, welche den Hof in Verdacht hatten, riethen ihm, sich unverzüglich in die Vorstadt St. Germain bringen zu lassen; aber voll Vertrauen auf die Redlichkeit des Königs weigerte er sich, ihrem Rathe zu folgen und blieb.

Navarra und Conde dagegen baten den König um die Erlaubniß, Paris verlassen zu dürfen, wo ihr Leben in Gefahr sei. Aber Karl wollte, sie sollten sich nicht entfernen, damit sie Zeugen von der Bestrafung des an dem Admiral verübten Verbrechens sein könnten. Er schwor dabei, daß er selbst in der Person

des Verwundeten beleidigt wäre, und den Meuchelmörder bis in die tiefsten Schlupfwinkel des Guiseschen Pallasts verfolgen wolle. Seine Theilnahme an dem Unfall des Admirals und seine Mißbilligung des Verbrechens schienen durchaus wahr und aufrichtig zu sein. Auch die Königinn Mutter heuchelte die tiefste Bekümmerniß. Wenn solche Verbrechen nicht bestraft werden sollten, sagte sie treuherzig, so würde man sich bald nicht mehr scheuen, den König selbst in seinem Bette zu ermorden.

Auch wurden die Anstalten zur Habhaftwerdung des Meuchelmörders sehr ernstlich und mit großem Eifer betrieben. Man sandte Reiter aus, ihm nachzujagen, und damit er nicht entfliehen könnte, wenn er vielleicht noch in der Stadt sein sollte, wurden alle Thore geschlossen bis auf zwei, welche für die Einfuhr der Lebensmittel offen blieben und mit starken Wachen besetzt wurden. Es ward eine besondere Commission zur Untersuchung des Verbrechens niedergesetzt, und wider den Dúc de Guise ein Verhaftsbefehl erlassen. Er war gezwungen sich zu verbergen, und der König nahm die Bevollmächtigten, die er an ihn sandte, um sich über das strenge Verfahren der Regierung wider ihn zu beklagen, sehr kaltsinnig

auf. Dieses Verfahren hob alles Mißtrauen des Königs von Navarra und des Prinzen von Condé, und sie gaben den Gedanken, Paris zu verlassen, wieder auf.

Bei dem allen ist es nur zu gewiß, die That ward mit des Hofes Vorwissen und Genehmigung unternommen. Ob aber die Königinn Mutter, ihre Vertrauten und der Dúc de Guise allein die Urheber derselben waren, oder ob auch der König darum wuste, darüber sind die Angaben und Urtheile der Geschichtschreiber getheilt. Es lassen sich Thatsachen und Vermuthungen anführen, welche für die eine und andere Meinung sprechen, und wer vermag das höllische Gewebe von Arglist, Heuchelei und Verstellung, welches über diesen Begebenheiten liegt, so genau zu durchschauen, um mit Gewißheit bestimmen zu können, welches die richtigere ist.

Einige, und unter diesen der Geschichtschreiber der bürgerlichen Kriege in Frankreich, d'Avila, behaupten: der versuchte Meuchelmord sei das Resultat einer gemeinschaftlichen Verabredung zwischen dem Könige, der Königinn Mutter und dem Dúc de Guise gewesen, und der Letztere habe die Ausführung veranstaltet, um seinen persönlichen Haß wider den Admiral

zu befriedigen. Des Königs geäußerte Theilnahme an dem Unfall des Letzteren, und sein Zorn wider den Thäter wären also nur Verstellung gewesen, die Anstalten sich des Mörders zu bemächtigen nichts als ein Gaukelspiel, und die Thore in keiner andern Absicht verschlossen und bewacht worden, als um den Hugonotten die Möglichkeit zur Flucht zu rauben.

Dagegen sprechen Andere Karl den 9. wenigstens von aller unmittelbaren Theilnahme an dem Verbrechen frei. Er gewann, sagen sie, den Grafen Larochefaucauld, Teligni, Lanoue und andere ausgezeichnete Hugonotten, während des nähern Umgangs mit ihnen, aufrichtig lieb. Besonders aber gelang es dem Admiral, durch das Ascendant, welches große Geister stets über gemeine Köpfe behaupten, durch den Plan zu einer leichten Eroberung Flanderns, den er dem Könige vorlegte, und durch seine Ermahnungen sich nicht länger wie ein Kind von der Königinn Mutter behandeln zu lassen und nicht zu dulden, daß sie den Herzog von Anjou an die Spitze der bewaffneten Macht stellte, — die Gunst und das Zutrauen dieses Fürsten zu gewinnen. Gern lieh Karl den Vorstellungen des Admirals sein Ohr, denn

er trug mit Unwillen das Joch seiner Mutter, haßte und beneidete seinen Bruder, und hätte selbst gern an der Spitze der Kriegsheere geglänzt. Aber es fehlte ihm an Energie des Karakters und Kraft des Willens, einen entscheidenden Entschluß zu fassen und auszuführen. Indeß schien er nach und nach ganz zu vergessen, was von ihm und seiner Mutter über den Admiral beschlossen war, als man diesen nach der Hauptstadt lockte. Katharinens forschenden Blicken entging des Königs Neigung zu Coligni nicht, und sie fürchtete die nachtheiligsten Folgen für sich und ihren Einfluß, von den günstigen Gesinnungen ihres Sohnes für diesen scharfsichtigen und entschlossenen Mann. Nur durch seinen Untergang konnte sie ihre Herrschaft über den schwachen König befestigen; und mit dem festen Entschluß, ihn zu verderben was es auch kosten möchte, begab sie sich zu ihrem Sohn. Sie entwickelt ihm die Gefahren, welche seine Verbindung mit dem Admiral und der Krieg mit Spanien, den dieser nur aus eigennützigen Gründen so dringend anriethe, über ihn und den Staat bringen würden, und erklärte endlich, daß, da sie so unglücklich gewesen sei, sein Zutrauen zu verlieren, sie aller Theilnahme an

den Geschäften entsagen und sich in ihr Vaterland zurückziehen wolle. Karl, gewohnt den Willen seiner Mutter wie ein Gesetz zu befolgen, gerieth in die heftigste Bestürzung über die Aeußerungen ihres Unwillens, bekannte ihr alles was zwischen ihm und Coligni vorgefallen und gesprochen worden war, und überließ ihr zu thun, was sie für gut fände. Jetzt hatte Katharina was sie wünschte, und sie säumte nicht, die königliche Vollmacht zu benutzen. Sie beschied den Dûc d'Aumale und seinen Neffen, den Dûc de Guise zu sich. Beide waren zweimal verlarvt bei ihr, und in den geheimen Unterredungen dieses edlen Dreiblatts ward der Tod des Admirals beschlossen, und der Dûc de Guise übernahm es, den Helden, den man in offner Fehde nicht erlegen konnte, durch Meuchelmörder hinrichten zu lassen. So wuste also der König nichts von der verabredeten That, und daher kam es, daß sie ihn überraschte und anfangs in so heftigen Zorn versetzte. Auch war es ihm mit der Verhaftung und Bestrafung des Dûc de Guise vollkommner Ernst, und nur die Königinn Mutter hielt ihn davon zurück, indem sie ihn, wie wir bald sehen werden, zu überreden wuste, daß die Aufopferung des Admirals eine abso-

lute Bedingung seiner Sicherheit und der Ruhe des Staats sei. Höchst wahrscheinlich ist es allerdings, daß der Angriff auf den Admiral ohne des Königs Vorwissen geschah. Ueberhaupt scheint so viel außer Zweifel, daß Karl bei weitem nicht ganz in die geheimen Plane seiner Mutter und ihrer Vertrauten eingeweiht war.

2.

Den Meuchelmörder hat man nie mit Gewißheit erfahren. Die zur Untersuchung des Angriffs auf den Admiral ernannte Commission hatte ihn nicht sogleich ausmitteln können, und die nachfolgenden Begebenheiten machten allem rechtlichen Verfahren in dieser Sache ein plötzliches Ende. Aber der allgemeine Verdacht fiel auf Nicolas Louviers de Maurevert, denselben, welcher bei der Belagerung von Niort den tapfern Hugonottenanführer Moui meuchelmörderisch erschossen. und sich schon durch mehrere Mordthaten berüchtigt gemacht hatte. Diesem hatte, wie man allgemein glaubte, der Duc de Guise die Ermordung des Admirals aufgetragen. Er verbarg sich zu dem Ende drei Tage in dem Villemürschen Hause, bis er eine günstige Gelegenheit zur Ausführung seines Auftrags fand. Unmittelbar nach voll-

brachter That entfloh er durch das Hinterpförtchen des Hauses, schwang sich auf ein bereit stehendes Pferd aus dem königlichen Marstall, und verließ Paris.

Der verwundete Admiral, dessen Zustand die Aerzte anfangs für tödlich hielten, ließ den König durch den Marschall Danville um einen Besuch bitten. Karl war auch gleich bereit, seinen Wunsch zu erfüllen, und nachdem er ein eilfertiges Mittagsmahl eingenommen hatte, begab er sich um zwei Uhr Nachmittags, in Begleitung seiner Mutter, seiner beiden Brüder, des Dûc de Montpensier, des Dûc de Nevers und noch einiger andern Herren vom Hofe, zu dem Kranken. Wie gehts euch, mein Vater? redete er ihn beim Eintrit in das Zimmer theilnehmend an. Ihr habt die Wunde und ich den Schmerz! Darauf ließ er sich alle Details der Verwundung erzählen, besah die aus dem Arm geschnittne kupferne Kugel, welche man anfangs für vergiftet hielt, und bewunderte die außerordentliche Standhaftigkeit des Kranken bei der Operation. Auch die Königinn Mutter äußerte die lebhafteste Theilnahme, und der König rief unter seinen gewöhnlichen Flüchen und Schwüren aus:

Ich will eine Rache wegen dieser That üben, daß sie zu einem ewigen Beispiel dienen soll! Coligni, indem er dem Könige für seine wohlwollenden Gesinnungen dankte, merkte an: die Entdeckung der Urheber des versuchten Meuchelmordes werde nicht schwer sein. Er betheuerte darauf: daß alle seine Handlungen aus der reinsten Liebe für den Staat und dessen Oberhaupt geflossen wären, ob man ihn gleich Seiner Majestät als einen Rebellen geschildert habe, beklagte sich über die steten Eingriffe der Katholiken in das Friedensedikt, und fügte zuletzt den Wunsch hinzu, Paris zu verlassen und nach Chatillon zu gehen, weil er einen Aufstand der Pariser wider sich und seine Freunde befürchten müsse.

Der König suchte ihn zu beruhigen, und versprach für seine Sicherheit zu wachen. Es ward der Vorschlag gethan, ihn in das Louvre zu bringen, wo er Schutz finden werde vor jeder Gewaltthätigkeit des dem Guiseschen Hause ergebenen Pöbels. Aber auf die Erklärung der Aerzte, daß die geringste Bewegung von den nachtheiligsten Folgen für ihn sein müsse, hielt man für besser, daß er in seiner Wohnung bliebe und erfand eine andere scheinbare Sicherheitsmaßregel für ihn. Der König befahl

nämlich: die treuesten Freunde und eifrigsten Anhänger des Admirals aus dem Hugonottischen Adel, sollten in die seiner Wohnung am nächsten gelegenen Häuser ziehen, und den Katholiken ward untersagt, diese Gegend der Stadt des Nachts zu betreten.

Verschiedenen Nachrichten zufolge bat der Admiral den König, ihm einige Worte insgeheim sagen zu dürfen. Dieser trat darauf an das Bette der Kranken, indeß die Königinn Mutter und die übrigen Anwesenden sich zurückzogen. Während der geheimen Unterredung warfen viele der gegenwärtigen protestantischen Herren so finstere und drohende Blicke auf die Königinn Mutter, daß sie für ihre Sicherheit fürchtete. Von dieser schreckenden Erscheinung, und vielleicht noch mehr durch die Vorstellung von dem, was der Admiral ihrem Sohn zu sagen haben könnte, beunruhigt, eilt sie, dem Gespräch ein Ende zu machen. Sie erinnert den König, daß der Kranke der Ruhe bedürfe, und Karl entfernt sich mit seinem Gefolge, nachdem er dem Admiral das feierliche Versprechen, ihn zu rächen, nochmals wiederholt hat. Auf dem Rückwege forderte Katharina ihren Sohn auf, ihr den Inhalt seiner Unterredung mit Coligni mitzutheilen. Karl schwieg

anfangs, aber als sie nicht abließ in ihn zu dringen, fuhr er endlich unwillig und mit Heftigkeit heraus: Er hat mich gewarnt vor eurer Herrschsucht und vor euren Kreaturen, die alle Gewalt an sich gerissen hätten!

Nicht alle Geschichtschreiber gedenken des ebenerwähnten geheimen Gesprächs, viele läugnen sogar, daß es je Statt gefunden habe, und bei den widersprechenden Angaben darüber müssen wir es dahingestellt sein lassen, auf wessen Seite die Wahrheit ist.

Unmittelbar nach der Entfernung des Königs und seines Gefolges, hielten verschiedene der vornehmsten Hugonotten in dem Zimmer Cabnaton's, eines von den Cavalieren des Admirals, eine Berathschlagung über die Maßregeln, welche sie zu ihrer eigenen und des Kranken Sicherheit zu nehmen hätten. Die Meinungen der Versammlung, welcher auch der König von Navarra und Prinz Conde beiwohnten, waren getheilt. Der Vicedom von Chartres bemerkte: die Verwundung des Admirals sei nur der erste Akt einer blutigen Tragödie, welche der Hof geben werde, wenn man ihm nicht zuvorkäme. Er selbst habe am Vermählungstage, als die Protestanten sich während der Messe aus der Kirche entfernt hätten,

verschiedene Katholiken sagen hören: Nur Geduld! in einigen Tagen wird man sie zwingen, wider ihren Willen die Messe anzuhören! Alles deute auf irgend ein gewaltsames Unternehmen. Die Gefahr sei dringend. Man müsse eilen, sich dagegen zu sichern, und den verwundeten Admiral, was es auch kosten möge, nach Chatillon bringen. Einige Mitglieder der Versammlung stimmten dem Vicedom bei; aber Teligni und andere, die so wie Coligni selbst noch immer fest an die Redlichkeit des Königs glaubten, und sich auch vielleicht nicht gern von den Genüssen des Hofes trennen wollten, erklärten seine Besorgnisse für Grillen. Die Heftigsten riethen zu den gewaltsamsten Maßregeln. Sie wollten, der Krieg sollte unverzüglich erneuert, der Dûc de Guise niedergestoßen und der Königinn und dem Herzog von Anjou die Macht, Verderben und Unheil über sie zu bringen, genommen werden. Die Versammlung trennte sich endlich, ohne einen festen Entschluß gefaßt zu haben.

Daß verschiedene Feuerköpfe unter den Hugonotten, in der ersten Aufwallung des Zorns über den meuchelmörderischen Angriff auf den Admiral, heftige Drohungen wider den Dûc de Guise und vielleicht auch wider die

Königinn Mutter und andere, die ihnen der Theilnahme verdächtig schienen, ausgestoßen hatten, wie man ihnen in der Folge von Seiten des Hofes zur Last legte, ist höchst wahrscheinlich, und ließ sich bei der Lebhaftigkeit des Nationalcharakters sogar nicht anders erwarten. Selbst an der Abendtafel der Königinn, zu welcher verschiedene Hugonottische Edelleute eingeladen waren, sprach einer von ihnen, Namens Perdillan, mit vieler Kühnheit und Freimüthigkeit über den Vorfall und bemerkte unter andern — wie uns die Königinn Margaretha als Augenzeuginn in ihren Memoirs versichert — man dürfe schwerlich hoffen, daß der König selbst wegen des versuchten Meuchelmordes Gerechtigkeit üben werde. Welche Aeußerungen und Drohungen sich aber auch die aufgebrachten Protestanten erlaubt haben mochten, so begnügten sie sich wenigstens, ihren Unwillen durch Worte auszugießen, ohne sich durch ihn zu irgend einer gewaltsamen Handlung hinreißen zu lassen. Selbst das scheinbare Einverständniß mit den Katholiken ward nicht unterbrochen. Der König sandte seine Edelleute oft an den Admiral, um Erkundigung über sein Befinden einzuziehen. Der König von Navarra verließ den Kranken fast

nie, und auch die junge liebenswürdige Gemahlinn desselben erschien an seinem Lager. Am Sonnabend fanden die Aerzte seine Wunden minder gefährlich, und seine Freunde schöpften neue Hoffnung für sein Leben.

3.

Katharina von Medicis war indeß ein Raub der quälendsten Besorgnisse. Das sichtbare Wohlwollen des Königs für den Admiral und die Drohungen der Hugonotten, welche ihr von ihren Spionen, deren sie selbst unter diesen Glaubensgenossen hatte, treulich hinterbracht wurden, ließen sie für ihren Einfluß und sogar für ihre persönliche Sicherheit fürchten. Sie kannte den schwachen und unbeständigen Charakter ihres Sohns, und wuste sehr gut, daß er sich ungern und nur aus Gewohnheit von ihr beherrschen ließ. Die Aussicht zur Wiedergenesung des Admirals vermehrte ihre Sorge. Sehr leicht konnte der letztere von seinen Freunden heimlich aus Paris und in Sicherheit gebracht werden. Dann war die Frucht einer jahrelangen Verstellung verloren, und ein neuer ungewisser Bürgerkrieg unvermeidlich. Das

erste Verbrechen macht ein zweites nothwendig. Die Gefahr ist dringend, und erfordert rasche und entscheidende Maßregeln. Sie bespricht sich darüber mit dem Herzog von Anjou, dem Marschall von Gondi-Retz und vielleicht mit noch einigen andern ihrer Vertrauten, deren die Geschichte nicht erwähnt, und alle Stimmen vereinigen sich dahin, daß der Tod des Admirals das einzige Rettungsmittel sei. Man beschloß, er müsse sterben; und würden die übrigen Hugonotten, ihn zu vertheidigen oder zu rächen die Waffen ergreifen, so müsten sie das Schicksal ihres Oberhauptes theilen.

Die Prinzen von Guise wurden insgeheim von dem gefasten Entschluß benachrichtigt, und zur Mitwirkung bei der Ausführung desselben aufgefordert, und sie erklärten sich zu Allem bereit, was den Untergang des Todfeindes ihres Hauses befördern könnte.

Jetzt war noch nöthig, die Einwilligung des Königs zu erhalten. Sich dieses zu versichern, welches nicht leicht schien, sandte die
Aug. 23 Königinn Mutter, Abends gegen neun Uhr, den Marschall von Retz an ihren Sohn. Der arglistige Italiener trat mit ängstlicher bekümmerter Miene in das Kabinet des Fürsten. Ich komme, euch zu sagen, hob er an, daß ihr euch

der äußersten Gefahr aussetzt, wenn ihr fortfahrt, auf die Bestrafung des Dûc de Guise zu bestehen; denn die Pariser, welche ihn anbeten, werden ohnfehlbar auf seine Seite treten. Noch mehr habt ihr zu fürchten von den 9 bis 10000 Hugonotten in der Hauptstadt, welche über die Verwundung des Admirals auf das heftigste ergrimmt, jeden Augenblick bereit sind, ein verzweifeltes Unternehmen auszuführen. Der Dûc de Guise, der Herzog von Anjou und eure Mutter sind zu Opfern ihrer Rache bestimmt; und auch ihr habt keine Schonung von ihnen zu hoffen, da sie euch im Verdacht der Theilnahme haben. Alle Anstalten, welche man sie treffen sieht, deuten darauf hin, daß sie noch in dieser Nacht zu dem Waffen greifen werden, wenn man ihnen nicht auf das schleunigste zuvorkömmt. In wenigen Stunden wird Paris ein Schlachtfeld sein, und eure Krone, eure Familie, ja eure Person selbst wird am Rande des Abgrunds schweben. Darum ist es durchaus nöthig, daß der, welcher schon so viel Unheil über Frankreich gebracht hat, und auch nur deshalb zu einem Kriege mit Spanien rieth, um neue Verwirrungen im Reiche zu stiften, — daß Coligni noch in dieser Nacht aufhöre zu sein. Die Gefahr schwebt

nahe über eurem Haupte. Es ist kein Augenblick zu verlieren. Also säumt nicht, sondern faßt auf der Stelle einen raschen und männlichen Entschluß. Das Wohl des Staats, eure Krone, euer Leben stehen auf dem Spiel!

Karl versank in tiefes Nachdenken. Das Bild der Gefahr, welche ihm so nahe und furchtbar geschildert ward, erschreckte ihn, aber er konnte sich zu nichts entschließen. Da trat die Königinn Mutter, nur von einer Kammerfrau begleitet, zu ihm herein, und nahm das Wort. Hugonotten und Katholiken, sprach sie, sind gleich heftig wider euch erbittert. Jene wegen der Verwundung des Admirals, diese, weil ihr ihren Liebling, den Dúc de Guise, verfolgt. Die Hugonntten, welche nie ernstlich eine Versöhnung gewollt haben, stehen abermals im Begriff, Teutsche Söldner auf den Boden Frankreichs zu rufen, um den Bürgerkrieg zu erneuern. Die Katholiken, von ihrem Könige verlassen, der ein Freund der Ketzer worden ist, werden sich ein anderes Oberhaupt wählen, und euch, ohne Macht und Ansehn, wird zuletzt die Rache und Verachtung beider Partheien treffen. Jetzt sind die Arroganz und die wahnsinnige Wuth der Ketzer zu einem solchen Grade gestiegen, daß sie beschlos-

sen haben, wegen der Verwundung des Admirals die schrecklichste Selbstrache zu üben. Mein und meiner Kinder Leben sind bedroht, und ihr selbst steht an einem offenen Abgrunde. Ein Dolchstoß auf Coligni kann Alles ändern. Denn ohne den Geist dieses gefährlichen Rebellen ist der Protestantismus nur ein ohnmächtiger Koloß. Und ist es nicht besser, setzt sie, wie in frommer Begeisterung hinzu, ein faules Glied zu vernichten, als daß die Kirche, die Braut des Herrn, untergehe?

Karl steht schweigend und in heftiger Bewegung, wie von Fieberschauern gerüttelt, da. Ueberrascht, erschüttert, betäubt, sieht er die erdichtete Gefahr über seinem Haupte schweben, aber noch immer ist er ungewiß und zweifelhaft über das, was er thun soll. Da weckt ihn der Vorwurf seiner Mutter: Ihr seid ein Feiger und ohne Liebe und Eifer für die geheiligte Religion! plötzlich aus seiner Betäubung und Unentschlossenheit. Schaam, Furcht und Erbitterung reißen ihn hin zur heftigsten Wuth. Wie ein Rasender, mit wild rollenden Augen und bleichem verzerrten Gesicht, fährt er auf, und schreit: So werde denn Coligni, und mit ihm die Ketzerbrut in ganz Frankreich vertilgt!

Durch dieses rasche und schreckliche Wort ward die entsetzliche Begebenheit veranlaßt, welche wir jetzt zu erzählen im Begriff sind. Viele Geschichtschreiber, besonders die protestantischen, haben behauptet, sie sei schon seit dem Friedensschluß von St. Germain, ja schon in den geheimen Konferenzen der Königinn Mutter mit dem Herzog Alba zu Bayonne, verabredet und beschlossen worden. Aber dieser Meinung scheint, außer mehreren andern Umständen, vorzüglich der in diesem Fall unerklärbare Angriff auf den Admiral am Freitage zu widersprechen, welcher den Verdacht der Hugonotten in dem Augenblick erregen muste, wo doch dem Hofe, wenn er schon damals zu dem Blutbade entschlossen war, Alles an ihrem Zutrauen gelegen war. Oder man müßte denn der Meinung derer beistimmen, welche behaupten, Maurevert habe das Attentat ohne höheren Auftrag nur für sich selbst, aus Privathaß wider den Admiral, unternommen, oder er sei, wenigstens ohne Vorwissen des Hofes, von dem Duc de Guise dazu aufgefordert worden. Einige haben den Angriff auf den Admiral auch dadurch zu erklären versucht, daß sie ihn mit dem projektirten allgemeinen Protestantenmorde in die genaueste Verbindung bringen. Sie sagen, der

Marschall von Gondi-Retz habe dem Hofe gerathen, mit der Ermordung des Admirals den Anfang zu machen, theils, um dadurch eine natürliche Veranlassung zu der allgemeinen Niedermetzelung der Hugonotten herbei zu führen, wenn diese über den Tod ihres Chefs ergrimmten Glaubensgenossen in der ersten Hitze die Waffen ergriffen, um ihn zu rächen, theils um in der Folge die Schuld des Blutbades auf die Prinzen von Guise zu wälzen, für deren Werk Jedermann den Mord des Admirals halten würde. Indeß auch diese Angabe hält die Probe der historischen Kritik nicht aus. Mit welcher Wahrscheinlichkeit konnte der Graf von Retz wol voraussetzen, daß die Hugonotten nach der Ermordung des Admirals die Waffen ergreifen würden, da sie sehr gut wußten, daß sich bei der ersten Gewaltthätigkeit von ihrer Seite 60000 Pariser Katholiken zu ihrem Untergange vereinigen würden! Gewiß sie hätten bei der Nachricht von dem Tode ihres Chefs eher auf schleunige Flucht als auf Rache gedacht.

Aber auch selbst aus der Natur nud schrecklichen Eigenthümlichkeit des Ereignisses scheint mit großer Evidenz erwiesen werden zu kön-

nen, daß, welche Plane zur Unterdrückung der Hugonotten auch von der Königinn und ihren Vertrauten entworfen sein mochten, doch wenigstens diese That, in der gräßlichen Gestalt, wie sie jetzt in der Reihe der Begebenheiten dasteht, ein so ungeheures Verbrechen, welches unauslöschliche Schande über seine Urheber brachte, ohne irgend einen folgenreichen Zweck zu erfüllen, — unmöglich die Frucht einer langen und ruhigen Ueberlegung sein konnte. Nein sie war nur das Werk eines unglücklichen Moments, die Geburt eines rohen, durch den Sturm der heftigsten Leidenschaften plötzlich empörten Gemüths, und kaum gedacht und beschlossen ward sie auch ausgeführt. Das Gegentheil ohne vollgültige historische Beweise, welche hier durchaus fehlen, behaupten wollen, heißt die Menschheit mit Unrecht noch tiefer herabwürdigen, als es außerdem schon in dem Jahrhundert der Bartholomäusnacht geschehen ist, wo von niedrigem Golddurst und wildem Fanatismus getrieben, die Spanier einen ganzen Welttheil entvölkerten, wo der Herzog von Alba in den Niederlanden durch das Schwert des Henkers 18000 Menschen ermordete, wo überall der Religion wegen die schauderhafte-

ſten Gräuel verübt wurden, und wo ſelbſt eine Eliſabeth von England auf einmahl 170 katholiſche Prieſter neben einander aufhenken ließ.

4.

Als König Karl im wilden Wahnsinn empörter Leidenschaft das Todesurtheil über die Hugonotten ausgesprochen hatte, ward augenblicklich der Geheime-Rath der Königinn in den Garten der Tuilerien beschieden, um über die Vollziehung desselben zu berathschlagen. Der Herzog von Anjou, der Dûc de Nevers, der Großprior Graf von Angouleme, der Siegelbewahrer Biraga, der Marschall von Tavannes und der Graf von Gondi-Retz bildeten das furchtbare Tribunal der Nacht, und eine Furie, mit Dolch und Brandfackel bewaffnet, hatte den Vorsitz.

Zuerst ward noch einmahl einstimmig beschlossen, daß alle Hugonotten in der Hauptstadt und im ganzen Reiche, welche sich unter der Aegyde des vom Hofe beschwornen Friedens in vollkommner Sicherheit glaubten, ge-

mordet werden sollten. Ihr Leben und Eigenthum wurden feierlich außer dem Schutz der Gesetze erklärt. Darauf ward die wichtige Frage aufgestellt, ob auch der König von Navarra und der Prinz von Conde das Schicksal ihrer Glaubensgenossen theilen sollten, oder nicht? Für die Erhaltung des ersteren vereinigten sich, in Rücksicht seines hohen Ranges und seiner nahen Verwandtschaft mit dem Könige die meisten Stimmen, die Rettung des Prinzen von Conde aber konnte nur durch die nachdrückliche Verwendung des Dûc de Nevers, dessen Gattinn die Schwester seiner Gemahlinn war, bewirkt werden. Beide Prinzen sollten jedoch ihr Leben durch die Rückkehr in den Schooß der katholischen Kirche erkaufen. Alle übrigen Protestanten, ohne Unterschied des Ranges, wurden dem Tode geweiht. Der Admiral sollte den blutigen Reihen eröffnen, und man beschloß, dem Dûc de Guise die Hinrichtung desselben aufzutragen, und der Marschall von Tavannes, aus reiner Glaubenswuth der unversöhnlichste Feind der Hugonotten, erhielt den Auftrag gemeinschaftlich mit dem Dûc die Soldaten und die Bürgergarden unter die Waffen zu stellen, und alle Anstalten zur Vollziehung des Blutbades, so schnell und geheim

als nur immer möglich, zu treffen. Die Frühmettenklocke auf dem Thurme St. Germain l'Auxerrois sollte das Zeichen zur Ermordung des Admirals geben, und die Sturmklocken den Anfang der allgemeinen Niedermetzelung signalisiren.

Nach diesen vorläufigen Bestimmungen trennte sich die Versammlung. Der König kehrte in das Louvre zurück, und der Dûc de Guise ward von Allem auf das schleunigste benachrichtiget. Er war sehr bereit, ein Geschäft zu übernehmen, wodurch sich ihm eine schöne Gelegenheit darbot, dem Schatten seines ermordeten Vaters ein Rachopfer zu bringen, und sich selbst eines gefährlichen Feindes zu entledigen. Alle Anstalten und Zurüstungen wurden mit außerordentlicher Schnelligkeit und Stille betrieben. Der Dûc de Guise, welcher als Großmeister von Frankreich den Befehl über das Louvre führte, und der Marschall Tavannes ließen den Präsidenten und ersten Bürgermeister Charon, den Prevot der Kaufleute Claude Marcel, welcher der Vorsteher und Repräsentant des Pariser Volks war, die Viertelsmeister, Schöppen und Hauptleute der Bürgergarden, auch die Hauptleute der Schweizer und einige Colonels des Französischen Kriegs-

volks in das Louvre fordern, und ertheilten ihnen in Gegenwart des Königs folgende Instruction:

Die Bürger und Soldaten treten ungesäumt unter die Waffen. Das Militär stellt sich vor dem Louvre, und die Bürgermiliz vor dem Hotel de Ville auf. Einzelne Detaschements vertheilen sich in alle Quartiere der Stadt. Die Kriegsleute und bewaffneten Bürger tragen als Erkennungszeichen ein weißes Kreuz an den Hüthen, und um den Arm ein weißes Tuch. Nach Mitternacht werden alle Straßen um das Louvre mit Ketten gesperrt, und mit Bewaffneten besetzt, die Häuser der Katholiken erleuchtet und Pechfackeln angezündet. Beim ersten Hall der Sturmklocke dringen die Soldaten und bewaffneten Bürger in die Wohnungen der Hugonotten, und hauen ohne Schonung alles nieder, was Ketzer heist und zum Gefolge des Admirals Coligni gehört.

Brantome in seiner Zeitgeschichte bemerkt: dieser unerwartete und überraschende Befehl habe auf die anwesenden Vorsteher der Bürgerschaft einen so erschütternden Eindruck gemacht, daß einige von ihnen erschrocken und schaudernd zurückgetreten wären und erklärt hätten, ihr Gewissen erlaube ihnen nicht zu ge-

horchen. Der Marschall Tavannes aber habe sie hart angefahren und ihnen gedrohet, der König werde sie henken lassen, wenn sie sich weigerten, seine Befehle zu vollziehen, worauf sie ihm endlich Gehorsam versprochen hätten. Andere Geschichtschreiber erwähnen diesen Umstand nicht. Das gibt jedoch keinen Beweis von seinem Ungrunde. Denn es konnte ja wohl geschehen, daß in einigen dieser Männer in dem Moment, da sie einen so entsetzlichen Auftrag empfingen, das Gefühl für Recht und Menschlichkeit mächtiger war, als jede andere Regung, und selbst den Religionshaß überwog. Der Eifer, womit die Bürger nachher den erhaltenen Auftrag ausführten, beweiset nichts, als daß jene Empfindungen nur momentan waren, und bald vom wilden Strudel der Leidenschaft und Begierden verschlungen wurden.

Nach der Entfernung der Hauptleute ließ Karl seinen Schwager, den König von Navarra, rufen, und sagte zu ihm: es würden mancherlei Bewegungen unter den Guisarden bemerkt, welche den Urheber der Verwundung des Admirals nicht mehr zweifelhaft machten. Er sei noch immer fest entschlossen, die That auf das strengste zu ahnden; da die Prinzen

von Guise aber einen zahlreichen Anhang unter dem Pariser Volke hätten, so sei ein Aufstand des letzteren zu besorgen. Navarra möchte daher einige der tapfersten und entschlossensten Hugonotten bei sich im Louvre schlafen lassen, um im äußersten Fall sich ihres Arms zu seiner Vertheidigung bedienen zu können. Der König von Navarra dankte ihm für seine Vorsorge, und befolgte den hämischen Rath, wodurch er eine Anzahl seiner treuesten Anhänger selbst in die Hände der Mörder lieferte. Der Admiral, zu dem das Gerücht von dem vermeinten Aufstande der Guisen und ihrer Rotte ebenfalls gekommen war, ließ den König durch Cornaton um einige Leibschützen als Sauvegarde bitten. Karl befahl sogleich, daß Cosseins, Oberster über die Leibwache, die Wohnung des Admirals mit 50 Mann bewachen sollte. Cornaton bemerkte zwar, daß ein Dutzend Bewaffneter zu diesem Zweck schon hinreichen würde; aber der König bestand auf seinem Willen, und Coligni, dessen erbitterter Feind Cosseins war, hatte nun so viel Mörder als Wächter um sich her.

Indeß wurden die Anstalten zu dem Blutbade mit der grösten Eile und Stille betrieben: aber bei aller Vorsicht konnte man doch nicht

vermeiden, daß sie nicht einiges Aufsehen gemacht hätten. Die dadurch beunruhigten Hugonotten eilten zum Admiral, und hielten eine neue Berathschlagung. Einige hatten sehr merkbare Bewegungen unter dem Volke, und in allen Quartieren der Stadt Bewaffnete wahrgenommen, Andere im Louvre Lastträger mit Waffen gesehen. Der Vicedom von Chartres drang nochmals darauf, den Admiral, da er sich etwas besser befände, ungesäumt nach der Vorstadt St. Germain hinauszuschaffen, wo er sicherer sein würde als in der Stadt und in der Nachbarschaft des Louvre. Aber Andere erklärten die vermeinte Gefahr für ein leeres Schreckbild. Sie behaupteten, die in das Louvre gebrachten Waffen wären zum Angriff einer kleinen zur Belustigung des Hofes im Schloßhof erbauten Festung bestimmt, auch würde, im Fall eines wirklichen Aufstandes, der Pöbel es nie wagen, sich an den königlichen Wachen vor der Wohnung des Admirals zu vergreifen. Derselben Meinung waren auch der König von Navarra und Prinz Conde, denen ebenfalls gerathen ward, sich eilend aus Paris zu entfernen. Der feurige Teligni, der die Verblendung des Admirals theilte, fuhr zürnend auf und sagte: Man sollte den Ver-

breitern solcher Nachrichten und Mährchen den Lohn mit Dolchstichen geben. Coligni selbst hielt unerschütterlich fest auf seinem Glauben an die Aufrichtigkeit und Redlichkeit des Königs. Die unglücklichen Hugonotten, in dem Augenblick, da sie sich noch über Gefahr und Rettung stritten, waren schon mit undurchdringlichen Netzen umstellt, aus denen kein Entrinnen mehr war.

5.

In Karls Brust stieg ein Gefühl der Menschlichkeit auf. Es kam ihm der Wunsch, Teligni und Lanoue zu retten und den liebenswürdigen Grafen Franz von Larochefaucauld, welcher der Sprößling eines ansehnlichen Geschlechts, zwar ein eifriger Protestant, aber ihm der willkommenste Gesellschafter, und durch die Anmuth seines Umgangs und eine immer frohe Laune, der Liebling des ganzen Hofes war. Der Graf hatte an diesem verhängnißvollen Abend mit ihm gespeiset und gespielt. Als er nach der Tafel aufbrechen wollte, war der König einen Augenblick unentschlossen, was er thun sollte; denn durch einen warnenden Wink an den Grafen, fürchtete er das schreckliche Geheimniß zu verrathen. Er that ihm endlich den Vorschlag, im Louvre zu schlafen; und als Larochefaucauld es ablehnte, ließ er seinen

Freund ungewarnt dem nahen Verderben entgegen gehen, und sagte ungerührt zu einem seiner Vertrauten: ich sehe wohl, Gott will daß er sterbe!

Nur seinen ersten Wundarzt Paré, dem die Chirnrgie die erste Anwendung der Unterbindung bei Amputationen verdankt, beschloß er zu retten, weil er die Kenntnisse dieses Mannes achtete und ihn nicht entbehren zu können glaubte. Er ließ ihn zu sich rufen, und verschloß ihn mit eigner Hand in seine Garderobe. Darauf stieg der fühllose Barbar in seine Schmiede hinab, und beschäftigte sich darin auf seine gewöhnliche Weise, die Stunde des Blutbades erwartend.

Montpensier, Gonzaga, Nevers, und eine große Anzahl bewaffneter katholischer Edelleute befanden sich im Louvre, und Guise umstellte mit den Schweizern und den Soldaten der Leibwache die Ausgänge der Königsburg.

Wie Karl die Empfindungen der Freundschaft, so verläugnete die grausame Katharina die noch heiligeren Gefühle der mütterlichen Liebe. Ihre Tochter, die junge Königinn von Navarra, hatte den Abend voll Unruhe über die unglückweißagenden Bewegungen im Louvre, deren Veranlassung man ihr verschwieg, im

Zimmer ihrer ältern Schwester, der Herzoginn von Lothringen, zugebracht. Jetzt, da die entscheidende Stunde herannaht, befiehlt ihr Katharina, sich in das Schlafgemach ihres Gemahls zu begeben. Die von Allem unterrichtete und für das Schicksal der Schwester besorgte Herzoginn, stellt der Königinn vor, wie leicht der Sturm dieser Nacht auch die unschuldige Margarethe treffen könne, und bittet, ihre Schwester bei sich behalten zu dürfen. Aber mit empörender Gleichgültigkeit erwiedert die Rabenmutter: wenn es nicht Gottes Wille ist, wird ihr kein Leid widerfahren. — Sie wiederholt ihren Befehl, und die zitternde Tochter wankt schaudernd nach ihrem Schlafgemach, wo sie ihren Gemahl mit dreißig bis vierzig Hugonottischen Edelleuten in tiefem Gespräch begriffen findet. Auf sein Verlangen legt sie sich nieder, aber tausend bange Ahnungen und Besorgnisse verscheuchen den Schlaf von ihren Augen. —

Die Rollen sind vertheilt, die Maschinen in Bewegung gesetzt, und Alles ist zur Aufführung der großen Tragödie bereit. Bald wird der Vorhang aufgerollt werden, der das gräßliche Geheimniß bedeckt. Mitternacht ist vorüber, angebrochen die erste Stunde des blu-

tigen vier und zwanzigsten Augusts *), dieses 1574
Tages des ewigen Entsetzens. Eine tiefe Todtenstille liegt über Paris. Noch ist es ein Sitz der Ruhe, aber tausend Mörder lauern hinter dem Schleier der Nacht, und bald wird es ein Schauplatz des Schreckens und tausendfacher Gräuel sein.

König Karl, begleitet von seiner Mutter, dem Herzog von Anjou, Nevers, Montpensier und einigen Edelleuten, tritt hinaus durch die Pforte am Louvre auf den Balkon der nach der Straße sieht, um hier den Anfang der Mordszene abzuwarten. Schweigend blicken sie umher. Ueberall tiefes Dunkel und eine gräßliche Stille. Ein unwillkührlicher Schauer ergreift den König. Auch der verruchteste Bösewicht hat Momente der Rührung, wo die Stimme der Natur lauter zu seinem Herzen spricht, und das erwachende Gewissen sein Gemüth erschüttert. Erst jetzt erscheint ihm sein blutiges Werk in seiner ganzen Entsetzlichkeit. Seine Gefühle theilen sich den Uebrigen mit. Alle schweigen mit gepreßter Brust. Da hallt plötzlich der Todesruf vom Thurme St. Germain herab, und ein Pistolenschuß, man weiß

*) Es war ein Sonntag.

nicht woher, kracht in der Nähe. Sie schrecken zusammen, als hätte der Schuß ihre Brust getroffen. Bleich und starr wie Marmorbilder stehn sie da. Der Genius der Menschheit tritt noch einmal warnend zu Karl. Ganz außer sich sendet er eilend einen seiner Cavaliere an den Dûc de Guise, mit dem Befehl, noch nichts wider den Admiral zu unternehmen. Aber es ist zu spät. Der Bote kömmt zurück mit der Antwort: man sei schon zu weit gegangen, um jetzt noch einen Schritt zurück thun zu können. Und Karl, immer nur ein Spielwerk der ersten Eindrücke und schon wieder frei von den Erschütterungen einer augenblicklichen Reue, ruft aus: nun so gehe denn immerhin alles seinen Gang! Sein Schutzgeist verläßt ihn auf immer, und der letzte Funke eines menschlichen Gefühls erstirbt in seiner Brust.

VI.

Das Bartholomäusblutbad.

1.

Noch hatte die Frühmettenklocke vom Thurme der Abtei St. Germain l'Auxerrois nicht angeschlagen, da eilte schon der ungeduldig harrende Guise, von seinem Oheim dem Dûc d'Aumale, dem Grafen von Angouleme, Großprior von Frankreich, und 300 Soldaten mit ihren Hauptleuten begleitet, nach der Wohnung des Admirals. Sobald Cosseins, der mit seinen 50 Gardisten das Haus umstellt hat, ihn anrücken sieht, schlägt er an das Thor des Vorhofs. Labonne, des Admirals Haushofmeister kömmt herab und fragt, wer da sei? Macht auf, ruft Cosseins, ich befehle es im Namen

des Königs! Labonne gehorcht ohne Bedenken, aber in dem Angenblick da er das Thor öffnet, fällt er auch von hundert Stichen durchbohrt zu Boden, wahrscheinlich als das erste Opfer dieser schrecklichen Nacht. Zugleich drangen Cosseins Schützen in den Hof, und Guise mit seiner Schaar folgt ihnen nach.

Indeß waren einige von der Dienerschaft des Admirals und die Schweizer des Königs von Navarra, welche sich in Coligni's Wohnung befanden, herbeigeeilt. Als sie aber den Hof voll Bewaffneter sahen, zogen sie sich schnell in das Haus wieder zurück, verschlossen die Thür und verrammelten sie mit Kasten und anderm schweren Geräthe. Ein Schweizer ward dabei durch eine Oeffnung in der Thür erschossen.

Der Admiral, welcher geschlummert hatte, erwachte beim ersten Geräusch. Anfangs glaubte er, der von den Guisen aufgereizte Pöbel wolle seine Wohnung stürmen, und hoffte, die ihm vom Könige gesandte Wache werde die zügellosen Rotten bald verscheuchen. Aber als er den Schuß im Hofe hörte, und Cornaton zitternd und todtenbleich in das Zimmer stürzte und ausrief: Mein Herr, Gott ruft uns zu sich! fing er an, die Wahrheit von dem was

sich zutrug zu ahnen, und war überzeugt, daß er ohne Rettung verloren sei. Doch, weit entfernt bei dieser schauerlichen Vorstellung einen Kleinmuth zu äußern, ergab er sich mit ruhiger Resignation in sein unabwendbares Schicksal, erhob sich mit schmerzhafter Anstrengung auf seinem Lager, warf ein Nachtkleid um und sagte zu Cornaton, dem Arzt Thomas, dem Prediger Merlin und einigen andern seiner Leute, welche bei ihm waren: Rettet euch, meine Freunde, menschliche Hülfe ist mir hier unnütz! Sie eilten auch sogleich insgesammt davon, ohne eine Anstalt zum Widerstande zu treffen, verbargen sich auf den Böden oder versuchten durch die Lukenöffnungen auf die benachbarten Dächer zu flüchten, Der von allen verlassene Held blieb einsam und durch seine Wunden wehrlos gemacht, ohne Schutz und Hülfe zurück.

Cosseins mit seinen Leuten hatte die Hausthür gesprengt, und indeß die letzteren alle ihnen in die Hände fallen, den Schweizer und Bedienten des Admirals niedermachten, eilten Lebesme, Sarlabous und Achilles Petrucci, von einigen Schützen begleitet, nach seinem Zimmer hinauf. Der erstere, welcher eigentlich Dianowicz hieß, aber gewöhnlich Lebesme,

der Böhme, genannt ward, weil er aus Böhmen gebürtig war *), hatte von Kindheit an im Guiseschen Hause gedient, anfangs als Lakai beim Kardinal von Lothringen, und zuletzt als Stallmeister beim Dûc de Guise. Sarlabous war Französischer Colonel, und Petrucci, ein Sieneser, gehörte zu Guise's besoldeten Edelleuten.

Der Admiral lag einigen Berichten zufolge im Bette, nach andern kniete er betend neben demselben, oder stand hinter der Stubenthür, als die Mörder in voller Rüstung, wie bei einem Sturme, in das Zimmer drangen. Lebesme brüllte ihn an: Bist du der Admiral? Coligni, ohne seine Standhaftigkeit zu verlieren, erwiederte: Ich bin es, und du solltest billig meine grauen Haare ehren, junger Mensch! doch thue was du willst, du wirst mein Leben nur um wenige Tage verkürzen! — Ein Degenstoß in seine Brust war Lebesme's Antwort. Sterbend sank der Admiral zurück und seufzte: Ach! daß ich nicht durch die Faust eines braven Mannes, sondern durch einen Schurken falle! — Lebesme gab ihm noch einen Hieb über das Gesicht, der ihn ganz un-

*) Einige machen ihn zu einem Teutschen oder Lothringer.

kenntlich machte, und die andern durchbohrten ihn mit ihren Dolchen. Jetzt rief der erstere dem im Hofe harrenden Dûc de Guise zu: Es ist vollbracht! — Das wird der Graf von Angouleme nicht glauben, wenn er den Todten nicht sieht! erwiederte der Dûc. Sogleich ergriffen die Mörder den Leichnam, und stürzten ihn aus dem Fenster in den Hof hinab. D'Aubigné versichert, der Admiral, von dem in diesem Augenblick das Leben noch nicht ganz gewichen war, habe beim Hinabwerfen in der Todesangst noch ein Stück Kalk und Sand aus der Wand gerissen. Sein Gesicht war mit Blut übergossen und nicht zu erkennen. Der Großprior zog sein Schnupftuch heraus und wischte ihm das Blut ab; und da man ihn jetzt erkannt hatte, gab Guise dem Leichnam einen Fußstoß mit den Worten: Giftige Bestie, jetzt kannst du deinen Geifer nicht mehr ausspeien! — Mehrere Geschichtschreiber läugnen diese brutale Handlung und versichern, der Dûc habe weder durch Worte noch Bewegungen seine Freude über die ihm gelungene Rache geäußert; aber was kann man dem nicht zutrauen, welcher sich zum Anführer einer Rotte von Meuchelmördern hergibt, und die Mörder auffordert, den Leichnam des Erschlagenen aus

dem Fenster zu stürzen, um sich an dem Anblick desselben zu weiden. Guise war jetzt zwei und zwanzig, und der ermordete Admiral sechs und funfzig und ein halbes Jahr alt. Man warf den Leichnam in einen Stall, und alle Hugonotten, welche man in des Admirals Wohnung fand, theilten das Schicksal ihres unglücklichen Chefs. Teligni, des Ermordeten Tochtermann, und Guerchi, sein Lieutnant und vertrauter Freund, befanden sich unter diesen Schlachtopfern. Zweimal entging der erstere dem über seinem Haupte schwebenden Mordstahl; denn seine Liebenswürdigkeit, sagt ein Französischer Schriftsteller, war so unwiderstehlich, daß sie selbst den Blutdurst dieser Tiger zu bezähmen schien. Endlich ließ ihn Archant, Hauptmann bei der Leibwache des Herzogs von Anjou, niederstoßen. Guerchi hatte sich in einen Mantel gewickelt, und vertheidigte sich mit der grösten Tapferkeit wider die ihn umringenden Mörder, bis er endlich mit Wunden bedeckt erlag.

Der Anfang war gut, meine Freunde! — rief nach geendigter Mordszene in des Admirals Wohnung der Dûc de Guise seinen Gefährten zu: — fort jetzt zu andern Thaten, der König befiehlt es! — Mit wilder Freude

folgte die blutdurstige Schaar ihrem Führer, stürzte sich auf die benachbarten Häuser und drang hinein, um die darin wohnenden Hugonotten, alle des Admirals eifrigste Anhänger, zu ermorden.

2.

Coligni's Tod war die Losung zu dem allgemeinen Blutbade. Vom Louvre herab und von allen Thürmen tönen die Sturmklocken. Alle Fackeln und Pechkränze lodern auf. Die Todtenstille der Nacht verwandelt sich plötzlich in lautes unglückverkündendes Getümmel. Die Wohnungen der Hugonotten, wohin der Fackelschein den zum Morden ausgesandten Kriegsleuten ein sicherer Wegweiser ist, werden erbrochen, und alle Protestanten, welche man darin findet, erschossen, niedergehauen oder mit Dolchen erstochen. Viele dieser Unglücklichen ereilt der Tod auf ihrem Lager. Andere, welche durch das plötzliche Getümmel aufgeschreckt, zum Theil halb angekleidet, wehrlos und noch schlaftrunken auf die Straßen hinabeilen, fallen hier unter den Streichen der lauernden Mörder, oder werden am Eingange des Louvre, wohin

sie wie zu einer sichern Freistatt fliehen, von den Französischen und Schweizer Wachen niedergestoßen. Wer den Soldaten entgeht, der fällt den bewaffneten Bürgern in die Hände, welche mit jenen im Morden wetteifern. Nirgend ist Rettung für die Verfolgten, denn die ausgespannten Ketten verhindern jede Flucht. Sie werden gejagt und erlegt wie eingefangenes Wild, und bald sind alle Straßen um das Louvre, wo die meisten ihre Wohnung hatten, mit Blut und Leichen bedeckt. Das Knallen der Musketen und Pistolen, das Aechzen und Wehklagen der Zerfleischten und Sterbenden, das Krachen und Klirren der zerschmetterten Thüren und Fenster und das dumpfe Geheul der Mordenden: Schlagt todt, schlagt todt! nieder mit den Ketzern! — welch grausenvolles Gemische erschütternder und herzzerreißender Töne!

Nevers, Montpensier und Tavannes schritten wie Todesengel, im bleichen Schimmer der Leichenfackeln, durch die Straßen. Montpensier rief den Mördern zu: Auf, ihr rechtgläubigen Franzosen, ausgerottet das ganze Geschlecht dieser giftigen Schlangenbrut, daß man in Zukunft nur von einer Religion in Frankreich höre! bemächtigt euch aller Habe der Kezzer, denn so will es der König! — Und der

Marschall von Tavannes, ein tapferer Soldat, aber von so wildem Religionseifer, daß er sich noch auf dem Sterbebette der Thaten dieser Nacht als der verdienstlichsten seines Lebens erfreute, fügte mit gräßlichem Scherze hinzu: Nur immer frisch Ader gelassen, es ist so gesund im August als im Mai! — Diese Aufforderungen vermehrten die fanatische Wuth der katholischen Bürger bis zur Raserei. Alle Empfindungen lösen sich in einer unersättlichen Blutgier auf. Weder Alter noch Geschlecht, weder Rang noch Verdienste werden geachtet. Man erschlägt Verwandte und Freunde. Selbst zehnjährige Kinder ermorden die kleineren in der Wiege.

Der Graf von Larochefaucauld gehörte zu den ersten Opfern der Mordnacht. Sorglos schlafend liegt er auf seinem Lager, als ihn ein Geräusch an der Thür erweckt. Er glaubt anfangs, es sei der König mit den Hofleuten, welche kämen einen Scherz mit ihm zu treiben. Die Thür öffnet sich und eine Schaar verlarvter Männer, wahrscheinlich der Hauptmann LaChatre-Nancai mit einigen Schottischen Leibschützen, tritt herein, und von ihren Händen empfängt er den Tod. Andern Angaben zufolge ward er nicht in seinem Zimmer, sondern

auf einem Speicher, wohin er sich geflüchtet hatte, ermordet. Der König erinnerte sich noch einmal seines Freundes und Gespielen. Er sandte einen Edelmann aus, ihn wo möglich noch zu retten; aber sein Mitleid kam zu spät.

Während diese Gräuel in den Häusern und Straßen vorfielen, bot das Louvre, die geheiligte Wohnung der Französischen Monarchen, wo der Bedrängte ein sicheres Asil gegen jede Gewaltthat hätte finden sollen, dieselben blutigen Szenen dar. Die Schweizer und Gardesoldaten standen am Eingange des Hofes in zwei langen Reihen aufgestellt. Einzelne Wachen und Runden durchsuchten das Schloß, rissen überall die Hugonotten, welche sie darin fanden, aus ihren Gemächern hervor, und schleppten sie auf den Hof hinab, wo der Garde-Oberst d'O sie sogleich niederhauen ließ. Selbst in den Zimmern und Gängen wurden sie gemordet, und eine Stunde nach dem Anfange des Blutbades gab es keinen Winkel des Schlosses ohne Leichen.

Der König von Navarra hatte die Nacht in Gesellschaft seiner vertrautesten Freunde und treuesten Diener vor dem Bette seiner Gemahlinn zugebracht. Sie unterhielten sich, nach den Memoirs dieser Fürstinn, über die Verwün-

dung des Admirals, und beschlossen, den folgenden Tag noch einmal Genugthuung dafür vom Könige zu fordern, und wenn sie verweigert werde, sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen. Gegen Anbruch des Tages verließ Navarra mit seiner Gesellschaft das Zimmer, um, bis der König würde aufgestanden sein, Ball zu spielen; so wenig ahnete er die schrecklichen Vorfälle in seiner Nähe und das was ihm selbst und seinen Getreuen bevorstand. Kaum treten sie auf den Vorsaal hinaus, so sehen sie sich plötzlich von einer starken Wache angehalten und umringt. Navarra und Conde müssen ihre Degen abgeben, ihre Begleiter werden ergriffen, in den Schloßhof hinabgeschleift und niedergemacht.

Beide Prinzen wurden von der Wache zum Könige geführt, der sie mit funkelnden Augen und drohenden Blicken empfing. Alles was ihr hier seht, rief er ihnen entgegen, geschieht auf meinen Befehl, eure rebellischen Glaubensgenossen zu bestrafen, die nicht aufhören sich wider den Staat zu verschwören. Ihr seid die Einzigen, die ich freigesprochen habe von der allgemeinen Hinrichtung; darum macht euch dieser Gnade werth, entsagt der Ketzerei und kehrt in den Schooß der Kirche zurück! — Der

König von Navarra antwortete mit Sanftmuth und Unterwürfigkeit. Er erinnerte den König bescheiden an das den Protestanten ertheilte Versprechen der freien Religionsübung, ohne sich über die geforderte Apostasie bestimmt zu erklären. Der heftige und leidenschaftliche Prinz von Conde gab eine kühnere und entschloßnere Antwort, und reizte dadurch den König zur wildesten Wuth, die in den beleidigendsten Invektiven hervorbrach. Unter heftigen Flüchen und Verwünschungen nannte er den Prinzen einen Verräther, einen Rebellen und Sohn eines Rebellen, dem er den Kopf würde abschlagen lassen, wenn er nicht nach drei Tagen Katholik wäre.

Beide Prinzen wurden abgeführt, um in sichere Verwahrung gebracht zu werden. Auf dem Rückwege vom Könige drang von allen Seiten das Todesgewimmer ihrer Getreuen, die man überall im Schlosse aufsuchte und niedermachte, in ihr Ohr und erfüllte sie mit Schmerz und Entsetzen. Einer von jenen Unglücklichen, Namens Gaston von Leyran, welcher sich aus den Händen der nachsetzenden Mörder zu retten suchte, flüchtete in der Todesangst nach dem Schlafgemach des Königs von Navarra, wo er eine schützende Freistatt zu finden

hoffte. Mit Händen und Füßen an die verschlossene Thür des Zimmers stürmend, ruft er: Navarra! Navarra! Die junge Königinn, welche nach der Entfernung ihres Gemahls die Gefahr, vor welcher sie ohne sie zu kennen gezittert hatte, vorüber glaubte, und sich dem Schlaf überließ, ward durch das heftige Rufen und Pochen aufgeschreckt. Sie dachte es sei ihr Gemahl, und befahl ihrer Amme die Thür zu öffnen. Da stürzt Gaston, aus mehreren schon erhaltenen Wunden blutend und durch vier Schützen auf der Ferse verfolgt, mit wildem Ungestüm herein und wirft sich auf das Bette der Fürstinn. Margaretha, halb todt vor Schrecken über den sonderbaren Auftritt, dessen Zusammenhang sie sich nicht erklären kann und von dem sie für sich selbst Gefahr ahnet, springt unbekleidet und mit dem Blute des Verwundeten benetzt, hinter das Bette. Leyran folgt ihr nach und drängt sich, in der Todesangst alle Gesetze der Ehrerbietung und Decenz vergessend, dicht an die junge, schöne, zitternde Frau. Glücklicherweise tritt in diesem Augenblick der Gardehauptmann Nancai in das Zimmer, treibt die Schützen hinaus und schenkt der Königinn das Leben des Ketzers. Von dem Hauptmann erfährt sie alles was vorgeht, und

erhält zugleich die beruhigende Versicherung, daß ihr Gemahl beim Könige und außer Lebensgefahr sei. Während seiner Erzählung kleidet sie sich an und läßt sich durch jenen nach dem Zimmer ihrer Schwester, der Herzoginn von Lothringen, führen. Auf dem Wege dahin war sie Zeuginn eines gräßlichen Schauspiels. Bause, ein Hugonottischer Edelmann, ward nur drei Schritte von ihr mit einer Hellebarde durchstochen. Vor Entsetzen sinkt sie ohnmächtig nieder und wird ohne Bewußtsein zu der Herzoginn gebracht.

Das Morden im Louvre dauerte fort. Karl selbst war ein Augenzeuge davon, und man hörte ihn die Schweizer und Gardesoldaten ermahnen: keines Ketzers zu schonen! Mehr als zweihundert Edelleute fanden in der Wohnung der Französischen Könige ihren Tod. Unter ihnen fiel auch Piles, der tapfere Vertheidiger von St. Jean d'Angeli. Der König hatte ihn während seines Aufenthalts in Paris sehr ausgezeichnet, und zwei Tage vor dieser schrecklichen Nacht war er noch sein Gesellschafter beim Schwimmen gewesen. Seine Freimüthigkeit und Unerschrockenheit verließen ihn auch im Tode nicht. Auf die Leichen seiner erschlagenen Glaubensgenossen zeigend ruft er dem Könige, wel-

cher gleichgültig auf den blutgefärbten Schloß-
platz herabblickt, mit lauter Stimme zu: dies
ist das Wort unsers Königs, der Beweis des
beschwornen Friedens! räche, Allmächtiger, die
fluchwürdige That! — Pardillan, der mit dem
edlen Piles die Nacht im Schlafzimmer des
Königs von Navarra durchwacht hatte, war
auch sein Gefährte im Tode. Bons, der Stall-
meister Navarra's und Armagnac, sein erster
Kammerdiener flüchteten zu der Gemahlinn ih-
res Gebieters und flehten ihren Schutz an. Sie
eilte sogleich zum Könige und warf sich ihm
und der Königinn Mutter bittend zu Füßen.
Karl gewährte ihre Bitte, und auch Dûras und
der Dûc de Grammont wurden von ihm be-
gnadigt.

Während das Louvre durch so viel Morde
entweiht ward, war Guise an der Spitze einer
Anzahl Soldaten zu Roß und zu Fuß nach der
Vorstadt St. Germain aufgebrochen, um die
dort wohnenden Hugonotten niederhauen zu
lassen. Diese Vorstadt, jenseit der Seine ge-
legen, war damals noch durch das Thor Büssi,
welches in der Folge geschleift ward, von der
Stadt getrennt. Der Dûc fand es verschlossen,
und es muste erst nach den Schlüsseln gesandt
werden. Es wurden welche gebracht, aber sie

schlossen nicht, und man muste warten bis die rechten kamen. Darüber verging eine geraume Zeit, und der Tag dämmerte schon auf. Als endlich das Thor geöffnet war und die in der Vorstadt wohnenden Protestanten den Fluß mit Nachen bedeckt sahen, die mit Schweizern und Französischen Soldaten besetzt waren, erriethen sie den Auftrag derselben und ergriffen augenblicklich in der äußersten Verwirrung die Flucht zu Pferde und zu Fuß, ohne Sattel und Zaum, ohne Schuhe und unbewaffnet. Der Dûc jagte ihnen nach, und alle die welche er einholte, wurden ohne Schonung erschlagen. Nur wenige entgingen ihren Verfolgern, und unter diesen der Vicedom von Chartres und der Graf Montgommeri, welche nach mancherlei Gefahren das Meerufer erreichten und die Englische Küste gewannen.

3.

Die Nacht war endlich gewichen. Ein schöner heiterer Tag ging am Horizonte herauf. Aber das erfreuliche Sonnenlicht besänftigte die Wuth der Mordenden nicht, sondern schien den Blutdurst nur noch heftiger zu entflammen. Die ganze Stadt glich einem tobenden Meere, im wilden Steigen und Sinken der empörten Wogen. Kein Ort in der Welt, sagt ein neuerer Schriftsteller, bietet ein Schauspiel dar, dem ähnlich, welches Paris aufstellt, wenn es durch irgend eine große Leidenschaft in Bewegung gesetzt wird. Denn in keiner Stadt geht die Communication so reißend schnell, in keiner herrscht eine so allgemeine und ungestüme Thätigkeit und Regsamkeit. Es ist mit Bürgern aus allen Theilen Frankreichs angefüllt, und aus der Vermischung dieser verschiedenen Charaktere bildet sich ein eigener

Nationalcharakter, der sich von jeher durch eine staunenswürdige Heftigkeit und durch den wildesten Fanatismus ausgezeichnet hat.

Diese hohe Leidenschaftlichkeit, dieser wilde blutgierige Fanatismus, welche Gräuel erzeugten sie an dem unglücklichen vier und zwanzigsten August! welch ein Bild des ewigen Entsetzens, aus tausend grauenvollen Zügen zusammengesetzt, beleuchtet die aufgehende Sonne! Welche Szenen bieten sich überall dem Aug' und Ohre dar! Ein hundertfaches Schreckengetön durchdringt die Luft. Mordgeheul und Todesächzen, Musketen- und Pistolenschüsse, Krachen und Geklirr der zerschmetterten Thüren und Fenster und der dumpfe Todtenruf der Sturmklocken. Die Angst und Verzweiflung der Verfolgten und Zerfleischten, die sich wimmernd auf der Erde wälzen, und die unerbittliche Grausamkeit der Mörder. Hier sieht man Greise, deren graues Haupt so lange wider die Steine gestoßen wird, bis ihre Klage mit dem letzten Athem verhallt. Kraftvolle blühende Männer, welche oft mit Ruhm gegen tapfere Feinde in der Schlacht gefochten haben, und hier wehrlos von den Händen feiger Buben sterben müssen. Aufblühende Mädchen, denen weder Tugend noch Schönheit das Leben

retten. Verzweifelnde Mütter, welchen man die Kinder aus den Armen reißt, und sie vor ihren Augen wider die Steine und Mauern zerschmettert. Kannibalen mit Blut übergossen, und an den Hüthen, statt der weißen Erkennungszeichen die abgeschnittenen Ohren der Erschlagenen aufgesteckt. Einem Schlächter, der sich stolz vor den König pflanzt, und mit pralerischer Selbstzufriedenheit erzählt, daß in der vergangenen Nacht hundert und funfzig Ketzer unter seinem Beile geblutet hätten. Einen Goldarbeiter, Crûce hieß der Unmensch, der, auf seinen blutgefärbten Arm zeigend, mit kannibalischer Freude ausruft: er allein habe vierhundert Hugonotten geschlachtet. Einen Grafen Colonas, Piemont war sein Vaterland, der mit raffinirter Grausamkeit mehr als dreißig Protestanten aus den Händen des Pöbels loskauft, durch Drohungen und Versprechungen die Verläugnung ihres Glaubens von ihnen erpreßt, und sie dann langsam zu Tode martert. Ein Ungeheuer, welches ein hülfloses, in der Schreckensnacht seiner Eltern beraubtes Kind von der Erde aufhebt, und das arme verlassene Geschöpf, indem es ihm zutraulich die Wangen streichelt, lachend in den Strom wirft. Eine rasende Furie, welche ih-

ren eigenen Mann, als er sich eben durch Schwimmen aus den Händen der Verfolger gerettet, und in das Haus eines Bekannten geflüchtet hat, den Dolchen der Mörder aufs neue überliefert.

Dort werden Unglückliche, die sich versteckt hatten, aus ihren Schlupfwinkeln hervorgerissen und unter Spott und Verwünschungen mit zahllosen Hieben und Stichen zerfleischt. Andere schiest man von den Dächern herab, auf denen sie in Verzweiflung und Todesangst umherkrochen und Rettung suchten. Unbärtige Knaben streiften in Rotten umher, treiben ihr kannibalisches Spiel mit den Todten, und fahren auf kleinen Rollwagen schreiende Wickelkinder nach dem Strome. Dort stürzt der in die Häuser eingedrungene Pöbel die Leichname der darin Erschlagenen aus den Fenstern herab, andere Buben fangen sie auf und schleifen sie mit gräßlichem Pfeifen und Gezisch durch die Straßen. Flüchtlinge werden verfolgt, ergriffen, nach dem Strome gezerrt und hineingestoßen. Eine Gebährende wird ermordet in dem Augenblick, da sich die Frucht zur Geburt gestellt hat.

Magdalene Brissonet, erzählt der Geschichtschreiber de Thou, Witwe eines Requettenmei-

sters und Schwester des Kardinals Wilhelm Brissonet, eine sehr rechtliche, achtungswerthe und durch wissenschaftliche Kenntnisse gebildete Frau, eilte, ihre kleine Tochter Francisca an der Hand, nach der Seine, um über den Strom zu entfliehen. Johann Spina, ein berühmter protestantischer Prediger und Freund ihres Hauses, begleitet sie. Unglücklicher Weise wird die Flüchtende von den Schiffern, Fischern und andern Pöbel, der sich am Ufer umhertreibt, erkannt, mit Stangen und Rudern zu Boden geschlagen, in den Strom geworfen, und da sie nicht untersinkt, mit langsamen Schlägen im Wasser getödtet. Spina verschwand im Getümmel, und Francisca ward durch Claude Marcel, den Prevot der Kaufleute, gerettet.

Ein rasender Schwarm plündert die Wohnung des Admirals, und reißt seinen Leichnam aus dem Stalle hervor, wohin die Mörder ihn geworfen hatten. Er wird auf die schamloseste und brutalste Art gemißhandelt, verstümmelt, und unter Geschrei und Gespött durch die Straßen gezogen, in die Seine geworfen, wieder herausgerissen, zu Montfaucon, einem gemeinen Richtplatz an den Galgen gehängt, und an einem unter ihm angezündeten Feuer halb geröstet. Sein Haupt aber ward, einigen Nach-

richten zufolge, einbalsamirt und nach Rom an den Kardinal von Lothringen gesandt.

Auf allen Thürschwellen lagen Todte und Verstümmelte mit noch zuckenden Gliedern. In den Rinnsteinen rieselte das Blut wie vor einem Schlachthause, floß nach der Seine herab, und röthete den mit Leichnamen bedeckten Strom.

Aber den gräßlichsten Zug in diesem entsetzlichen Bilde gibt der König selbst. Der fühllose Barbar, ein größerer Unmensch in diesen Momenten als selbst ein Crûce und Coconas, weil sein hoher Beruf ihn zum Vater derer machte, die er hier kaltblütig mordet, schoß vom Altan des Louvre mit eigener Hand, unter dem Geschrei tués! tués! mit langen Büchsen, die man ihm nach einander laden muste, auf die verfolgten Hugonotten, welche sich durch Schwimmen über den Strom zu retten suchten. Das einstimmige Zeugniß mehrerer glaubwürdigen Geschichtschreiber bestätigt die Wahrheit dieser Thatsache, welche unglaublich scheinen würde, wenn das Gemüth des Fürsten, der sich dadurch entehrte, und die Gräuel dieser unseligen Tage, an der Möglichkeit irgend eines Verbrechens, wie empörend es auch immer sein mag, zweifeln ließen.

Wie der unmenschliche Monarch durch

seine mehr als Neronische That das geheiligte Band, welches den Fürsten und Unterthan verbindet, selbst gewaltsam zerriß, so wurden auch durch die Wuth des Fanatismus und Partheihasses, durch Rachgier, Raubsucht und andere niedrige Leidenschaften, alle Bande der Liebe und Freundschaft, der Dankbarkeit und Treue aufgelöst und getrennt. Verwandte, Freunde und Gatten verriethen und ermordeten einander. Anton Clermont Renel ward von seinem eigenen Vetter Büssi d'Amboise, mit dem er in einen Rechtsstreit verwickelt war, erstochen. Die verwaltende Nemesis rächte diese schwarze That. Sieben Jahre später fiel der Mörder selbst durch einen Meuchelmord.

René Bianchi, gewöhnlich Meister Renatus genannt, derselbe, welchen man als Werkzeug der Vergiftung der Königinn Johanne von Navarra in Verdacht hatte, lockte seinen besten Freund, einen reichen Juwelier in seine Wohnung durch das Versprechen, ihm eine sichere Zuflucht darin zu geben. Aber als er ihn in seiner Gewalt hatte, verletzte er die heiligen Pflichten der Gastfreundschaft, welche selbst der Hurone achtet, ermordete seinen Freund mit eigener Hand und warf den Körper in den Strom. Auch dieser Bösewicht entging der

rächenden Hand des Schicksals nicht. Er starb als ein Bettler und von Jedermann verachtet auf einem Misthaufen, und sein Sohn, der in des Vaters Ferse trat, endete sein Leben auf dem Rabenstein.

Kein Alter, kein Stand, kein Verdienst retteten die verfolgten Hugonotten vom Tode. Neben Larochefaucauld, Guerchi, Teligni und Piles fielen François Monneins, ein treuer Freund des Admirals, Charles Macin, Lehrer Katharinen's, der Schwester des Königs von Navarra, ein trefflicher Philologe, Francourt, der Kanzler der Königinn von Navarra, der zu der unglücklichen Heirath gerathen hatte, Perrot, berühmt durch seltne Kenntniß der Gesetze, und Gougeon, Meister in der Kunst, dem todten Steine Leben einzuzaubern, der berühmteste Bildhauer Frankreichs. Beauvoir, der Hofmeister des Königs von Navarra, ward, da er schwach und kränklich war, in seinem Bette ermordet. Dübrion, den achtzigjährigen Erzieher des Prinzen von Conti, retteten weder sein eisgraues Haupt noch der hohe Rang seines Zöglings. Der junge Prinz ward mit dem Blute seines geliebten Erziehers bespritzt, und dieses schreckliche Schauspiel bewirkte eine solche Zerrüttung seiner Organe, daß er sein

ganzes Leben hindurch geistesschwach blieb. Der tapfere Soubise starb, nach einer muthigen Vertheidigung, unter dem Fenster der Königinn Mutter mit dem Degen in der Hand. Karl Lavardin, der einige Zeit Hofmeister des Königs von Navarra gewesen war, rettete sich vor den ersten Banden der Mörder in das Haus eines Procurators, aber eine nachfolgende Rotte, welche aus dem Louvre kam, befahl seinem Wirth im Namen des Königs, ihn auszuliefern. Man riß den Unglücklichen aus seinem Asil, durchbohrte ihn mit Dolchen, und sterbend ward er von der Müllerbrücke in die Seine hinabgestürzt. Seinen Sohn würde dasselbe Schicksal getroffen haben, hätte er nicht zufälliger Weise diese Nacht bei einer Dame zugebracht, die ihn mehrere Tage in ihrer Wohnung verbarg.

In der allgemeinen Verwirrung, wo die Stimme der Gesetze schwieg, war die herrschende Religion selbst keine schützende Aegide wider die Furien der Rachgier, der Habsucht und des Hasses, welche sich hinter der Maske des Fanatismus verbargen. Wer einen Feind hatte, der ergriff die günstige Gelegenheit, ihn aufzuopfern, er mochte die Messe hören oder Psalmen singen. Peter Ramus, ein berühm-

ter Mathematiker und Lehrer an der Universität zu Paris, war ein guter Katholik. Dennoch ermordete ihn Charpentier, einer seiner Mitlehrer und Neider, und ließ durch seine Schüler seinen Leichnam mit Ruthen peitschen und aus dem Fenster stürzen. Lambin, ein anderer gelehrter Katholik, starb vor Schrecken bei der Nachricht von Ramus Tode. Ruilliard, von derselben Religion, ein Pariser Senator und Mitglied des heiligen Collegiums, hatte sich, von einer Mörderrotte verfolgt, zu einem Priester, seinem Freunde, geflüchtet, der ihn aufnahm und verbarg. Aber eine plauderhafte Magd verrieth den Unglücklichen, und er starb von Crûce's Hand, nachdem man ihn gebunden und eine Zeitlang auf der schrecklichen Folter der Ungewißheit zwischen Todesfurcht und Hoffnung hingehalten hatte. Auch Willemûre und der Spanier Salleda, obgleich Katholiken, musten sterben, weil sie sich den Unwillen des Hauses Guise zugezogen hatten.

Den Großzeugmeister Biron retteten nur seine Standhaftigkeit und die Warnungen seines Freundes Tavannes von einem ähnlichen Schicksal. Er war ein eifriger Katholik, aber seine Feinde am Hofe hatten durch das verbreitete Gerücht, er stehe mit den Hugonotten in

heimlicher Verbindung, den Pöbel und die Bürger wider ihn aufgereizt. Ein zahlreicher Haufe stürmte nach dem Arsenal. Der vermeinte Verräther der Kirche sollte sterben, doch dieser war auf einen solchen Besuch vorbereitet. Die Thore des Arsenals waren verschlossen, an den Eingängen desselben Kanonen aufgestellt und alle seine Leute unter den Waffen, und der wüthende Schwarm ward durch diese Anstalten und durch die Drohung, daß man ihn mit Kugeln empfangen werde, zurückgeschreckt. Der Dûc de Montmorenci war ebenfalls von seinen Feinden dem Tode geweiht, aber es ist schon oben erwähnt, daß er sich ein Paar Tage vor dem Blutbade nach Chantilli entfernt hatte, wodurch er der Gefahr entging.

4.

Die Schwärmerei der fanatischen Pariser noch mehr zu entflammen, diente trefflich ein zufälliger Umstand, der sich gerade an diesem Unglückstage ereignete. Ein Weißdorn auf dem Kirchhofe der Innocens hatte zum zweitenmahle Blüthen getrieben. Eine so seltene Erscheinung muste für etwas Uebernatürliches gelten. Die Pfaffen schrieen: Wunder! und das exaltirte Volk rief es nach. Seht diesen Baum! sprachen sie. So wird die Kirche des Herrn wieder aufblühen nach der Vertilgung der Kezer! Die wichtige und erfreuliche Nachricht ward bei Trompetenschall in der Stadt bekannt gemacht. Jedermann eilte nach dem Kirchhofe, um das Zeichen des himmlischen Beifalls anzustaunen, und einen Zweig oder nur ein Blatt von dem Wunderbaume zu haben. Der Andrang war so ungeheuer, daß eine starke

Wache vor den Weißdorn gestellt werden mußte, um ihn vor gänzlicher Entlaubung zu schützen.

Gegen die Vesperzeit, als schon einige tausend Hugonotten in Paris geschlachtet waren, ritt ein Herold durch die Straßen, und machte unter Trompetenschall im Namen des Königs bekannt: daß jeder Einwohner sich in seine Wohnung begeben und bei Lebensstrafe keinen Fuß hinaussetzen sollte; nur der Leibwache und den Hauptleuten der Reiterei sollte verstattet sein, durch die Stadt zu marschiren. Doch dieser Befehl mochte wol so ernstlich nicht gemeint sein, und es war auch in der That nicht leicht, das aufgeregte Volk, dem man einmahl die Zügel abgenommen hatte, wieder in die Schranken der bürgerlichen Ordnung zurück zu zwingen. Das Morden und Rauben ward daher auch die folgende Nacht fortgesetzt, ohne daß die Regierung es weiter zu hindern suchte.

Der Louvre blieb den ganzen Tag hindurch verschlossen. Gegen Abend zog der König mit seiner Mutter, seinen Brüdern und allen Damen des Hofes nach dem Kirchhofe der Innocens zu dem wunderbaren Weißdorn. Auf dem Rückwege durch die blutgefärbten

Straßen, verweilte die Gesellschaft an dem Ufer der Seine, wo die nackten Leichname der im Louvre ermordeten Hugonottischen Edelleute lagen. Katharina und ihre Damen weideten sich an diesem Anblick. Besonders zog der Körper Karls von Soubise-dü Pont, eines Bretagners, dessen Gattinn wegen seines Unvermögens auf Trennung der Ehe geklagt hatte, die Neugierde der Damen auf sich. So groß war das Sittenverderbniß dieser Menschen, daß selbst das Werk der rohesten Brutalität eine Quelle wollüstigen Genusses für sie ward. Der König selbst schien ungewöhnlich vergnügt. Die eifrige Vollziehung seiner Befehle und der Gedanke, der Chef dieser Unternehmung gegen die Protestanten zu sein, gewährten ihm eine Art von kindischer Freude. Voll froher Selbstzufriedenheit rief er mit seinen gewöhnlichen Flüchen aus: Ma grosse Margot en se mariant a pris tous les Rebelles Huguenots à sa pipée! Und zu dem Wundarzt Paré sagte er halb scherzend: Heut muß alle Welt katholisch werden! Aber Paré, einer der eifrigsten Protestanten Frankreichs, erwiederte sehr ernst und bestimmt: er werde nie seinem Glauben entsagen.

Auch am Montag verließ den König seine

gute Laune nicht; denn als er am Fenster stand und den reinen wolkenlosen Himmel ansah, wandte er sich an die Umstehenden mit den Worten: Ich glaube, das Wetter erfreut sich auch der Protestantenverfolgung, weil es so heiter und freundlich ist!

Er hatte befohlen, daß alle Hugonotten in ganz Frankreich sterben sollten. Es wurden daher eine Menge Eilboten und Schreiben mit dem königlichen Befehl, sie zu tödten, an die Statthalter der Provinzen und Befehlshaber der Städte gesandt. In einem Schreiben der Königinn an Philipp Strozzi, den Befehlshaber des bei Rochelle stehenden Korps, hieß es: „Strozzi, ich melde euch, daß heut, den 24sten des Erndtemonats, der Admiral und alle hier befindlichen Hugonotten getödtet worden sind. Brecht daher sogleich mit größter Vorsicht auf, macht euch Meister von Rochelle, und verfahrt mit den Hugonotten, die euch dort in die Hände fallen, eben so, wie wir mit den hiesigen. Hütet euch wohl, hierin etwas zu versehen, so lieb euch meine und meines Sohnes Gnade ist. Katharine.“ — Viele von denen, die der Meinung sind, daß das Bartholomäus-Blutbad lange vor der Ausführung schon beschlossen gewesen sei, behaupten, dieser Brief sei schon

mehrere Monat vor dem 24sten August geschrieben, und dem Strozzi mit dem Befehl zugeschickt worden, ihn erst an diesem Tage zu eröffnen. Aber die Unwahrscheinlichkeit dieser Behauptung leuchtet von selbst ein, und bedarf daher keiner näheren Prüfung. Denn, gesetzt auch das Blutbad wäre schon vorher beschlossen gewesen, wie konnte die Königinn versichert sein, daß man es bestimmt an dem festgesetzten Tage werde ausführen können, da es mehrere Monat vorher sogar noch zweifelhaft war, ob der Admiral und die übrigen Protestantenhäupter zur Vermählung nach Paris kommen würden. —

Die Gräuelszenen in der Hauptstadt dauerten auch den Montag und Dienstag fort. Der zügellose Pöbel durchschwärmte alle Straßen, und führ fort, Raub, Mord und Plünderung ungescheut zu üben. Fenster und Thüren wurden mit Steinen eingeschlagen, und mehr als sechshundert Häuser durchsucht und ausgeraubt.

Pierre Place, erster Präsident der Zollkammer, ein durch gelehrte Kenntnisse und Rechtlichkeit sehr achtungswerther Mann, und ein bekannter Hugonott, war am Sonntag durch Hülfe einiger Schützen, die der Bürgermeister Charon zur Bewachung seines Hauses

gesandt hatte, den Gewaltthätigkeiten des Pöbels entgangen. Den Montag kommt Nicolas Beauvremont in seine Wohnung und erklärt ihm: der König habe zwar den Tod aller Protestanten ohne Unterschied beschlossen, aber ihm wolle er aus besondern Gründen Gnade widerfahren lassen; er sollte jedoch augenblicklich in das Louvre kommen, weil ihn der König über die geheimen Angelegenheiten der Protestanten zu sprechen wünschte. Place bat um eine Frist von einigen Tagen, bis die wilde Raserei des Volks sich gelegt habe. Aber Beauvremont hatte Befehl von der Königinn, ihm keinen Aufschub zu verstatten; denn das Verderben des unglücklichen Mannes war beschlossen. Er muste sich entschließen, jenem auf der Stelle zu folgen. Aber kaum hat er die Straße betreten, so wird er von Mördern umringt, von seinem Maulthier gerissen und mit Dolchen erstochen. Seinen Körper warf man in einen Stall, und sein Haus ward geplündert.

Alles Eigenthum, was man den Protestanten entriß, galt für rechtmäßige Beute, und noch lange schmückte man sich mit dem Raube dieser Tage und trug ihn, gleichsam als ein ehrenvolles Erinnerungszeichen an die

begangenen Verbrechen. Selbst der König und seine Mutter sollen von den entwendeten Kostbarkeiten Geschenke angenommen haben.

Der Herzog von Anjou rückte an der Spitze des Garderegiments aus dem Louvre, und durchzog die Stadt und die Vorstädte, um die Häuser der Hugonotten, welche noch Widerstand leisten würden, zu forciren. Aber nur das einzige Haus des Advocaten Tavarin widersetzte sich eine Zeitlang der Gewalt. Der Besitzer desselben vertheidigte sein Eigenthum und Leben mit männlicher Entschlossenheit wider die Angriffe der Mörder. Er schoß unter sie mit zinnernen Kugeln, die er aus seinem Hausgeräthe gießen ließ, und als er sein Haus überwältigt und überall keine Möglichkeit mehr zum Entrinnen sah, warf er sich, mit dem Degen in der Hand, mitten unter die Mörder, und focht, bis er unter den Streichen der Menge erlag.

Die Soldaten des Herzogs von Anjou, geführt von dem grausamen Dügüa, suchten, vereint mit dem blutgierigen Pöbel, die noch übrigen Hugonotten aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und stießen sie nieder. Aber die meisten waren schon ermordet oder hatten das weiße Kreuz an den Huth gesteckt, um für

Katholiken gehalten zu werden. Manchem gelang es auch, durch dieses Simbol der Rechtgläubigkeit die Henker zu täuschen; wer aber erkannt oder verrathen ward, dessen Loos war augenblicklicher Tod. Die umherstreifenden Mörder bedroheten jeden mit dem Verlust des Lebens, der einen Hugonotten verheimlichen oder verbergen würde.

Der König begab sich in Gesellschaft der Königinnen, seiner Brüder und des gesammten Hofes nach Monfaucon, wo der Leichnam des Admirals in Ketten am Galgen hing. Mit Wohlgefallen betrachtete der leichtsinnige Barbar den verstümmelten Körper des unglücklichen Mannes, den er noch vor wenigen Tagen Vater genannt hatte. Als einer aus seinem Gefolge sich die Nase zuhielt, weil der Leichnam schon einen starken Verwesungsgeruch aushauchte, sagte er, dem Tirannen Vitellius nachsprechend: ein todter Feind riecht immer gut! In der That, ein solcher Grad von roher Fühllosigkeit scheint so unnatürlich, daß man ihn fast für erkünstelt halten sollte.

Der König hatte den Hauptmann Nancey nach Chatillon gesandt, um die Kinder des Admirals und seines früher verstorbenen Bruders Dandelot einzuziehen. Coligni's ältester

Sohn Francois und Dandelot's ältester, waren mit der Mutter und Teligni's Witwe schon nach Genf entflohen. Die übrigen, noch sehr kleinen Kinder wurden nebst dem besten Hausrath des Schlosses nach Paris gebracht. Als die Kutsche mit den Kindern bei Monfaucon über die Seine ging, riefen die Wachen ihnen zu, sie sollten ihren Vater und Oheim dort im Galgen ansehn! Aber sie wandten sich alle, mit niedergebeugtem Antlitz und nassen Augen, ab, bis auf einen, der den Leichnam mit festen Blicken anstarrte. Der Dûc de Montmorency ließ bald darauf die Ueberreste seines unglücklichen Vetters heimlich durch seinen Kammerdiener vom Galgen nehmen, und sorgfältig verbergen, bis sie in der Folge nach Chatillon gebracht wurden. Des Admirals hinterlassene Schriften, deren man sich in seiner Wohnung zu Paris bemächtigte, wurden aus der Plünderung gerettet. Es fand sich darunter ein von ihm geschriebenes Manuskript, über die Begebenheiten seiner Zeit und des Bürgerkriegs, welches dem König eingehändigt und von ihm, auf den Rath des Grafen von Retz. ins Feuer geworfen ward.

5.

Es war anfangs des Hofes Wille, dem Hause Guise die ganze Schuld des Blutbades aufzubürden; und der König wünschte deshalb, daß die Prinzen dieses Hauses unmittelbar nach der Hinrichtung des Admirals und seiner Freunde Paris verlassen und sich nach ihren auswärtigen Wohnsitzen zurückziehen sollten, um jener Beschuldigung durch ihre schleunige Entfernung einen höheren Grad von Wahrscheinlichkeit zu geben. Beweise dafür sind die königlichen Schreiben an die auswärtigen Höfe über diesen Gegenstand. Es heist darin: „Der tragische Vorfall zu Paris war lediglich eine Wirkung des unglücklichen Faktionsgeistes. Die Anhänger des Admirals hielten dessen Verwundung für das Werk seiner Todfeinde der Prinzen von Guise, und beschlossen, Rache dafür an ihnen zu üben. Die letzteren aber kamen ihren Gegnern zuvor,

und brachten insgeheim und ohne Vorwissen der Regierung, eine so große Anzahl Soldaten in die Waffen, daß es mir unmöglich war, den Aufstand und dessen schreckliche Folgen zu lindern."

Schon waren diese Schreiben ausgefertigt und lagen zur Absendung bereit, als der Hof, nach nochmaliger Erwägung der Umstände, besonders auf die Vorstellungen der Königinn Mutter, plötzlich seine Meinung änderte und für besser hielt, daß der König sich selbst öffentlich für den Urheber der Hinrichtung der Hugonotten erkläre. Zufolge dieses Entschlusses verfügte er sich am Mittwoch in feierlicher Procession und in Begleitung seiner Mutter, Aug. 27
Gemahlinn und Brüder in die Messe, um Gott für den über die Ketzer erfochtenen Sieg zu danken. Aus der Kirche erhob er sich mit seinem Gefolge in das Parlement, hielt ein Lit de Justice, und trug darin das Resultat des nach dem Rathe seiner Mutter gefaßten Beschlusses vor. Die Hinrichtung der Hugonotten, wovon ihr Zeugen gewesen seid, hob er an, ist das Werk meines Willens und meiner Befehle. Nur der Drang der Umstände konnte mich zur Anwendung einer so gewaltsamen und ungewöhnlichen Maßregel bestim-

men. Ich ward benachrichtigt und durch unwidersprechliche Beweise überzeugt, daß der Admiral und seine Glaubensgenossen eine neue Verschwörung wider mich und mein Haus, ja selbst wider den König von Navarra angesponnen hatten, die den Prinzen von Conde auf den Thron und den Protestantismus zur herrschenden Kirche in Frankreich erheben sollte. Die Gefahr war dringend, die Verschwörung zum Ausbruch reif, und es blieb mir daher, um mich und den Staat zu retten, nichts übrig, als durch die schleunige Bestrafung der Verräther der Ausführung ihrer verbrecherischen Plane zuvor zu kommen.

Das Vorgeben von der den Hugonotten aufgebürdeten Verschwörung war allein auf jene Drohungen motivirt, welche einige von ihnen in der ersten Aufwallung des Zorns über die Verwundung des Admirals ausgestoßen hatten. Gültige Beweise für die wirkliche Existenz einer solchen Verschwörung sind überall nicht vorhanden. Dennoch nahm sie das Parlement als faktisch gegründet und vollkommen erwiesen an, und um dem Blutbade das Ansehn eines Akts der Gerechtigkeit zu geben, beschließt es: Coligni und seinen Anhängern als Hochverräthern den Proceß zu ma-

chen. Zwei Tage darauf ward dieser Beschluß in die Register des Parlements eingetragen, wogegen der König eine öffentliche Proclamation erließ, worin alles fernere Blutvergießen im ganzen Reiche untersagt ward. Doch welche Erfolge konnte dieser Befehl haben, wenn er auch ernstlich gemeint war! In Paris gab es schon keine Hugonotten mehr, und wie viele musten auswärts 'noch unter den Schwertern ihrer Henker bluten, ehe er zur Kenntniß der übrigen Städte, besonders in den entlegenen Provinzen des Reichs, kommen konnte.

Sieben Tage lang hatten in Paris die Würgeszenen fortgedauert: die ersten drei mit der heftigsten, die letzten mit geringerer Wuth, weil der Schlachtopfer immer weniger wurden. Ueber die Anzahl der in der Hauptstadt ermordeten Protestanten sind die Angaben sehr ungewiß und verschieden. Sülli in seinen Memoirs und einige andere rechnen auf 10000 Erschlagene in Paris; nach andern gab es damals überhaupt nur 8000 Kalvinisten in der Hauptstadt, von denen viele sich retteten. Ohne Uebertreibung läßt sich daher annehmen, daß wenigstens 7000, und unter diesen 5 bis 600 Edelleute in Paris gemordet wurden. Die Leichname, welche nicht in den Strom gewor-

fen wurden, blieben mehrere Tage unbeerdigt liegen. Im Archive des Hotel de Ville finden sich zwei Rechnungen vom 9. und 23. September 1572. Nach der ersteren bewilligten die Bürgermeister und Schöppen den Todtengräbern bei den Innocens 15 Livres 2 Sous, für das Beerdigen der todten Körper um das Kloster Nigeon, zur Verhütung einer Verpestung der Atmosfäre in jener Gegend; nach der zweiten erhielten dieselben Todtengräber 20 Sous für 1100 Leichname, welche sie binnen acht Tagen um St. Cloud, Anteuil und Chaillot eingescharrt hatten, wahrscheinlich solche, die vom Strome angetrieben und ausgeworfen waren.

Eine nicht geringe Anzahl der Pariser Hugonotten entging jedoch dem Tode. Der König selbst schenkte einigen das Leben. Der Dûc de Guise ließ die Thore seines Hotels öffnen und die Verfolgten darin eine Freistatt finden, während er selbst an der Spitze seiner Bewaffneten beschäftigt war, alle, die ihm in die Hände fielen, niederhauen zu lassen. Es retteten sich auf diese Art über hundert Protestanten, die er durch die Dankbarkeit, weil sie ihm das Leben schuldig waren, für seine Parthei zu gewinnen hoffte. Selbst der fanatische

Tavannes schenkte einem Edelmann das Leben, der, von den Mördern verfolgt, sich ihm bittend zu Füßen warf.

Wie Montgommeri und der Vicedom von Chartres, so retteten sich auch Henrich von Albret, ein naher Anverwandter des Königs von Navarra. Bouchavannes, den seine Glaubensgenossen für einen Verräther hielten, und mehrere andere durch die Flucht. Mornay entfloh über die Dächer und verbarg sich in der Studierstube eines Procurators, bis die Gefahr vorüber war.

Einige erhielten ihr Leben auf eine sehr außerordentliche Art. Der junge Sulli, in der Folge Henrichs 4. berühmter Minister, welcher damals zu Paris im Collegium Bourgogne die Wissenschaften studirte, verdankte seine Rettung einem glücklichen Einfall. Das plötzliche Getümmel in der ersten Mordnacht schreckte seine Bedienten vom Schlafe auf. Sie sprangen auf die Straße hinaus, kehrten aber nicht zurück, und man hat nie wieder etwas von ihnen gehört. Auch Sulli eilte aus dem Hause, um in dem Collegium Schutz zu suchen. In der Bestürzung hatte er ein Heft gedruckter Horen unter den Arm genommen, und diese wurden seine Schutzgeister. Denn die Mör-

derrotten, welche ihm begegneten, ließen ihn ruhig seinen Weg fortsetzen, sobald sie die Horen, als ein offnes Schild seiner Rechtgläubigkeit erblickten. So langte er endlich unbeschädigt vor dem Gebäude des Collegiums an, und ward eingelassen. Der menschenfreundliche Vorsteher desselben nahm seinen hoffnungsvollen Schüler liebreich auf, und verbarg ihn mehrere Tage, bis er von seinen besorgten Anverwandten ausgeforscht und abgeholt ward.

Ein ähnlicher Gedanke rettete dem zweiten noch sehr jungen Sohne des Herrn von Laforce das Leben. Er schlief mit seinem Vater und älteren Bruder auf einem gemeinschaftlichem Lager, als die Mörder hereinbrechen. Man riß sie auf und schleppte alle drei bis in die Straße des petits Champs. Hier erhielt zuerst der älteste Sohn einige Stöße und fiel mit den Worten: Ach! mein Vater! ach! Gott, ich sterbe! Darauf empfing auch der Vater den Todesstoß. In diesem Augenblick hatte der kleinere den Einfall, sich auf die Leichname der beiden andern zu werfen, indem er ausrief: ich bin todt! Die Mörder, welche ihn ohne Bewegung und mit Blut bedeckt da liegen sahen, wurden getäuscht, und glaubten wirklich, sie hätten ihn schon ermordet.

Sie gingen davon, aber sogleich kam ein Schwarm Plünderer, welche die todten Körper auszogen. Auch diese hielten den Knaben für todt, und ließen ihm die leinenen Strümpfe, die er auf den Füßen trug. Ihnen folgte eine andere umherstreifende Rotte. Einer davon, menschlicher als die übrigen, betrachtete den Knaben eine Zeitlang, und brach dann in die Worte aus: Ach, Schade um das schöne Kind, was kann das wol verbrochen haben! Dieser Ausruf, der ein Gefühl von Mitleid zu verrathen schien, machten dem Knaben Muth, dem Manne leise zuzuflüstern: Ich bin nicht todt, rettet mich! Still, erwiederte jener, gedulde dich noch! Gegen Abend kam er wieder, bedeckte ihn mit seinem Mantel und führte ihn mit sich. Bald begegnete ihnen einer von den Mördern: Wen führst du da? brüllt er den Retter des Knaben an. Er erhielt eine feste und entschlossene Antwort, und setzte seinen Weg fort. Der junge Laforce wünschte zu seinem Verwandten, den Großzeugmeister Biron gebracht zu werden, und sein Retter führte ihn in der Kleidung eines Bettlerknaben dahin. Als das Fräulein Lachetaigneraye, Ehrendame der Königinn, seinen Aufenthalt erfuhr, forderte sie ihn von dem Großzeugmeister zurück.

Aber Biron erwiederte: ich will ihn wol seiner Verwandtinn, doch nicht seiner Erbinn in die Hände geben! eine Aeußerung, die das große Sittenverderbniß der Zeit bestätigt. Der junge Laforce ward in Pagenkleidung in Sicherheit gebracht, und stieg in der Folge bis zur Würde eines Marschalls von Frankreich empor.

Regnier, ein protestantischer Edelmann, ward durch die Großmuth eines Feindes gerettet. Dieser Feind war Vezins, Statthalter von Guerci, ein eifriger Katholik von rauhen Sitten und heftigem rachsüchtigen Gemüth, welcher Regnier, von dem er sich beleidigt hielt, blutige Rache geschworen hatte. Beide befanden sich am Bartholomäustage in Paris. Vezins hört, daß sein Feind in Todesgefahr und dessen Wohnung schon von den Mördern bestürmt sei. Sogleich eilt er mit einigen Reitern dahin, verjagt den Pöbel, sprengt die Thür und tritt mit zwei Bewaffneten in Regnier's Zimmer. Dieser erkennt seinen Feind, und hält sich für verloren. Stoß zu, ruft er dem Eintretenden entgegen, du wirst mein Leben sehr wohlfeil erhalten! Vezins blickt ihn finster an, und befiehlt ihm mit hartem Tone, ihm augenblicklich zu folgen. Regnier gehorcht. Er muß ein bereit stehendes Spanisches Pferd

besteigen; Vezins sprengt mit ihm durch die Reihen der Mörder zur Stadt hinaus, und bringt ihn, ohne ein Wort mit ihm gewechselt zu haben, nach Guerci auf seine Güter. Jetzt sagte er zu ihm, das lange Stillschweigen unterbrechend, jetzt bist du in Sicherheit, und wir können, wenn du willst, unsern Streit mit gleichen Waffen abthun! Aber der dankbare Regnier wirft sich gerührt an die Brust seines Retters, und ihre Feindschaft ist auf immer vergessen.

Mancher Hugonott erkaufte sein Leben durch Geld von den Mördern. Andere wurden von ihren katholischen Freunden und Verwandten, ja selbst von Priestern, oft mit eigener Lebensgefahr gerettet. So verbarg zu Troyes ein katholischer Geistlicher einen gewissen Tronchin mehrere Tage in einer Tonne, bis er Gelegenheit fand, glücklich nach Genf zu entfliehan.

Sehr auffallend ist die Erscheinung, daß von einer so großen Anzahl tapferer und kraftvoller Männer, welche zum Theil lange mit Ruhm im Kriege gefochten hatten, so viel man weiß, nur zwei, nämlich Guerchi und Soubise mit dem Degen in der Hand, die übrigen alle aber ohne Gegenwehr starben.

6.

Die fanatische Wuth der Hauptstadt verbreitete sich über alle Provinzen und Städte des Reichs. An den meisten Orten gehorchte man mit der grösten Bereitwilligkeit dem königlichen Mordbefehl, und überall sah man die empörendsten Ausbrüche des Hasses und der Religionswuth. Das nahe Meaux ahmte zuerst das Beispiel der Hauptstadt nach. Am Bartholomäustage wurden 200 Protestanten eingekerkert, und am folgenden Morgen ging das Rauben und Morden an, und dauerte mehrere Tage nach einander. Cosset, ein Prokurator und schamloser Bösewicht, Rolland ein Stadtknecht, und Colombe ein Schiffer, waren die Anführer der Mörder. Alle, die man für verdächtig hielt, wurden niedergehauen oder lebendig in die Marne gestürzt, und ihre Häuser ausgeplündert. Fünf und zwanzig Weiber, von

denen die schönsten vorher gemißbraucht wurden, fielen auf einmal unter den Streichen der fühllosen Barbaren, und Cosset ermahnte die benachbarten Orte, das gute Werk fortzusetzen.

Für Orleans bedurfte es dieser Ermahnung nicht. Die Hugonotten hatten während des Kriegs diese Stadt zweimal in ihrer Gewalt gehabt, und der Anblick der von ihnen entweihten und gemißhandelten Kirchen entflammte den Haß der Katholiken wider sie zur heftigsten Wuth. Bouillé, ein königlicher Rath, ward das erste Opfer derselben. Drei Tage lang dauerte das Mordfest, und über 500 Männer, Weiber und Kinder verloren ihr Leben unter den Streichen der Mörder, oder in den Fluthen der Loire. Spottend rief man den Unglücklichen nach, indem sie zum Tode geführt wurden: wo ist jetzt euer Gott, daß er euch rette? — Und auch hier wandelte die Raubsucht mit dem blutdurstigen Fanatismus Hand in Hand. Die Wohnungen der Protestanten werden geplündert, ihr Eigenthum wird für rechtmäßige Beute erklärt, und selbst die an schätzbaren Manuskripten reiche Bibliothek und eine schöne Sammlung seltner mathematischer Instrumente, der Nachlaß des vor wenigen Tagen an einer Gemüthskrankheit gestorbenen ge-

lehrten Pierre Monterai, entgingen den räuberischen und zerstörenden Händen der Vandalen nicht.

Troyes, Bourges, Nevers, Poitiers, Toulouse und Bordeaux zeichneten sich durch ähnliche Gräuel aus. In Rouen allein wurden 600 Protestanten ermordet.

Aber am gräßlichsten nach der Hauptstadt ward das große und volkreiche Lion mit Blut überschwemmt. François Mandelot war Gouverneur dieser Stadt. Als er den königlichen Befehl zur Ermordung der Protestanten erhielt, konnte er sich aufangs nicht entschließen, ihm Folge zu leisten. Indeß ließ er die Thore verschließen, die Protestanten auf das Rathhaus fordern, und alle die sich einfanden verhaften, weil er diese Maßregel für das einzige Mittel hielt, sie gegen die Gewaltthätigkeiten des Pöbels zu schützen, der, von den Pariser Vorfällen benachrichtigt, mit Ungestüm ihre Hinrichtung forderte. In dieser Lage blieb Alles bis zur Ankunft des Prokurators Pierre Auxerre, eines boshaften, durch die schwärzesten Infamien gebranntmarkten Mannes. Er kam mit Postpferden von Paris, und erklärte dem Gouverneur: Es sei des Königs und der Königinn unwiderruflicher Wille, daß alle Ver-

ächter des katholischen Glaubens vertilgt würden. — Einem so bestimmten Befehle wagte der schwache Mandelot nicht länger zu widerstehen. Er sagte zu Auxerre: Freund, was du bindest das sei gebunden, was du lösest sei gelöst! — Der Stab war auch hier über die Unglücklichen gebrochen, und die zu ihrer Sicherheit getroffene Maßregel beraubte sie jetzt aller Möglichkeit, sich zu retten.

Man fordert die Besatzung des Schlosses auf: die gefangenen Ketzer in ihren Kerkern niederzuhauen. Aber sie weigert sich und erwiedert mit edlem Unwillen: es ziemt sich nicht für Kriegsleute, wehrlose Menschen hinzurichten, von denen sie nie beleidigt wurden. — Was das fremde Kriegsvolk abschlug, nahm die Stadtmiliz ohne Weigerung an. Dreihundert Mann von der letzteren erklärten sich bereit, das Henkersgeschäft an ihren Mitbürgern zu verrichten. Sie zogen unter der Anführung Boidon's, eines Schlächters, der in der Folge sein verruchtes Leben am Galgen endete, und von einem zahlreichen Schwarm von Fischern, Lastträgern, Schiffern und anderm Gesindel begleitet, nach der Franziskanerkirche, wo ein Theil der gefangenen Hugonotten eingesperrt war. Den Unglücklichen wird ihr Todesurtheil

angekündigt, man durchsucht ihre Taschen und zerfleischt und ermordet sie mit kaltem Blute, ob sie gleich fußfällig und um Gotteswillen um ihr Leben bitten. Es war ein herzzerreißendes Schauspiel, wie hier Eltern und Kinder, Brüder und Freunde sich zum letztenmal umarmten, und sich gegenseitig zur Standhaftigkeit ermahnten. Die Mörder blieben ungerührt. Das Jammergeschrei der unglücklichen Schlachtopfer durchdrang die ganze Stadt. Bald schwamm die Kirche im Blute, selbst das Altar war mit zuckenden Leichnamen bedeckt.

In der Cölestinerkirche, im erzbischöflichen Hotel und in den Rhonegefängnissen sah man dieselben Würgeszenen. Die ganze Nacht vom Sonntag auf den Montag verging unter Raub und Mord. Häuser und Waarenlager wurden geplündert, und die noch hier und dort versteckten Protestanten aus ihren Schlupfwinkeln hervorgezogen, mit Stricken um den Hals durch die Straßen geschleift, und in die Rhone oder Saone gestürzt. Mandelot that nichts, dem Blutvergießen zu wehren. Mehr als 900 Protestanten von jedem Alter und Geschlecht, und unter ihnen Prediger, Kaufleute und andere achtungswerthe Bürger, auch der berühmte Tonkünstler Claude Gondimel, der die Psalmen

zum Gesang für seine Glaubensgenossen komponirt hatte, fanden in diesem Blutbade ihren Tod.

Die Leichname der im erzbischöflichen Hotel Ermordeten, lagen auf dem Vorplatz umher. Der schauervolle Anblick veranlaste einen Befehl des Gouverneurs, daß sie in Kähne gepackt und nebst einer Anzahl von Todtengräbern nach dem jenseitigen Rhoneufer übergesetzt und auf dem dortigen Klosterkirchhof eingescharrt werden sollten. Aber die Mönche des Klosters widersetzten sich. Sie riefen: die Kezzer verdienten kein Begräbniß. Ihr Geschrei zog den Pöbel herbei, der die Todtengräber davon jagte und die Leichname in die Rhone warf. Der Strom führte sie fort, und sie drängten sich bei Tournon unterhalb Lion in eine so dichte Masse zusammen, daß sie durch Leute mit Stangen vom Ufer abgestoßen werden musten.

So war ganz Frankreich ein Schauplatz des Bürgermordes, des Raubens und der entsetzlichsten Gräuel. Nur wenige Orte hielten sich von der großen Blutschuld rein. In den kleinsten Dörfern gab es Mörder und Gemordete. Magistratspersonen, Gelehrte, Priester, Kaufleute, Handwerker und Bauern mit ihren

Weibern und Kindern, ja selbst gute Katholiken so wie die friedlichsten Bürger, wurden auf tausendfache Art ermordet. Wer Geld hatte, beneidete Aemter, hungrige Erben oder rachsüchtige Feinde, den schützte selbst seine Rechtgläubigkeit nicht. Den gelehrten Franziskus Hotomannus und seinen Kollegen Hugo Donellus, welche Vorlesungen über das bürgerliche Recht hielten, konnte nur die Liebe ihrer Schüler, besonders der Teutschen retten. Väter wurden in den Armen ihrer Kinder, Bräute an der Seite ihrer Verlobten, Brüder von Brüdern und Freunde von Freunden getödtet. Die Felder lagen voll todter Leichname, deren Ausdünstungen die Luft verpesteten, und die Rhone, Saone und Loire waren eben so wie die Seine mehrere Tage vom Blute geröthet und mit Kadavern bedeckt, so daß die Einwohner von Arles an der Rhone, welche keine Brunnen und Quellen haben, in die äußerste Verlegenheit geriethen, weil sie aus dem Strom, dessen Anblick sie mit Abscheu erfüllte, weder Wasser trinken noch Fische essen wollten. An manchen Orten, wie zu Lion, trieb man sogar einen Handel mit Menschenfett und verkaufte es Pfundweise, als ein Heilmittel an die Apotheker; indeß erklärt de Thou, der diesen scheus-

lichen Zug des grauenvollen Gemäldes mittheilt, ihn nur für ein unerwiesenes Gerücht. Den ganzen Monat September dauerte das Morden in den Provinzen. Mehr als 50000, ja nach Sülli's und Anderer Angaben gegen 100000 Hugonotten von jedem Alter und Geschlecht, größtentheils ganz unschuldige Menschen, denen man keinen andern Vorwurf machen konnte, als daß sie andern religiösen Meinungen anhingen als den herrschenden, fielen als Schlachtopfer des großen Blutbades.

Einer solchen Verwilderung und so ungeheurer Frevel ist die menschliche Natur im Sturme empörter Leidenschaften fähig. Wir würden die Möglichkeit derselben bezweifeln, wenn uns nicht eine vielfach bestätigte Erfahrung lehrte, daß zu allen Zeiten und unter allen Völkern der Religionshaß die Menschen zu den entsetzlichsten Verbrechen hingerissen hat. Glücklicherweise sprechen uns selbst auf diesem gräßlichen Bilde menschlicher Verworfenheit und Bestialität, einige Züge der Humanität und des Edelmuths an, welche den Glauben an die Tugend und Gutartigkeit unsers Geschlechts nicht ganz untergehen lassen. Mancher edle Katholik rettete einzelne Hugonotten mit der größten Aufopferung und Lebensgefahr. König Lud-

wigs des 12. Tochter, Renate von Frankreich, eine Zierde ihres Hauses und Beschützerinn der Wissenschaften, öffnete 600 verfolgten Protestanten die Thore ihres Schlosses zu Montargis. Umsonst forderte der Dûc de Guise, der ihnen nachsetzte, ihre Auslieferung; und als er drohete, das Schloß mit Kanonen zu beschießen, ertheilte sie die entschlossene Antwort: ich werde mich in die Bresche stellen und erwarten, ob er es wagen wird die Königstochter zu tödten.

Von den Statthaltern der Städte und Provinzen weigerten sich viele, den Mordbefehl des Königs zu vollziehen; doch entsprang ihre Weigerung nicht immer aus einem reinen Gefühl für Recht und Redlichkeit, sondern bei Manchem war sie nur die Folge eines individuellen Interesses für die eine oder andre Parthei. Als Claudius von Savoyen, Graf von Tendes in der Provence den königlichen Befehl zur Hinrichtung der Hugonotten empfing, brachte er ihn nicht zur öffentlichen Publicität, denn er behauptete: das könne unmöglich der Wille des Monarchen sein, sondern nur ein Mißbrauch seines Namens von den Feinden der öffentlichen Ruhe. — Eben so handelte Degordes, Gouverneur in Dauphiné. Als im Parlamente zu Grenobel der Befehl des Kö-

nigs verlesen ward, sagte er: ich kann es mir nicht als möglich denken, daß der König den Tod so vieler Unschuldigen fordern sollte. Er verbot darauf bei Todesstrafe jeden Angriff auf das Leben der Protestanten. Heran von Montmorin, Statthalter von Auvergne, erklärte: nicht eher werde er gehorchen, als bis der Monarch selbst zugegen sei. DeHortes schrieb dem Könige zurück: Sire, ich habe Ihren Willen den Kriegsleuten und Einwohnern von Bayonne bekannt gemacht, aber nur brave Soldaten und gute Bürger, und keinen einzigen Henker unter ihnen gefunden.

Der Statthalter von Rouen, Leveneur de Tillieres, verhinderte den Ausbruch des Blutbades so lange als möglich. Ich habe die Protestanten zu tapfer bekämpft, so lange sie in den Waffen standen, sagte er, um jetzt ihr Henker werden zu können! — Die Thränen einer von ihm geliebten Dame und sein eigenes menschenfreundliches Herz bewogen ihn, selbst zum Könige zu eilen und für die Protestanten zu bitten. Dennoch gelang es seinen großmüthigen Bemühungen nur eine kleine Anzahl von ihnen zu retten.

Daß selbst der Geist der Unduldsamkeit und Verfolgung, der den katholischen Klerus

beherrschte, nicht auf allen Gliedern desselben ruhte, davon gab Jean Hennůiyer, Bischof von Lizieux, einen růhmlichen Beweis. Als ein guter Hirt, schrieb er an den Statthalter seines Sprengels, dem der Befehl wegen Hinrichtung der Protestanten zugeschickt worden war, werde ich die verirrten Schafe zu der Heerde zurück zu führen suchen; aber daß man sie morde, kann ich nicht dulden. — Er gewann durch seine Vorstellungen den Statthalter, gab ihm auf sein Verlangen ein schriftliches Zeugniß, daß er allein die Ermordung der Hugonotten in seinem Sprengel verhindert habe, und erhielt ihnen dadurch das Leben.

Der berůhmte Staatsmann Jeannin, damals noch Advokat, wandte ebenfalls von vielen dieser Glaubensgenossen das nahe Verderben ab. Zwei Eilboten nach einander brachten dem Grafen Charin, Statthalter von Bourgogne, das Todesurtheil der Protestanten in seinem Gouvernement. Jeannin war bei der Berathschlagung über die Vollziehung desselben zugegen. Er suchte diese so lange als möglich zu verzögern. Erinnert euch, so schloß er seine Rede an die Versammlung, an jenes Gesetz, welches der Kaiser Theodosius aus Reue über das auf seinen Befehl zu Thessalonich ausge-

übte Blutbad gab, und wodurch er seinen Statthaltern die Pflicht auflegte, ähnliche Befehle von ihm nicht früher, als nach einer dreißigtägigen Frist zu vollziehen. Laßt uns jetzt nach gleichen Grundsätzen handeln! — Dieser glückliche Einfall rettete die Protestanten. Die Vollziehung des königlichen Befehls ward aufgeschoben, und nach zwei Tagen kam ein neuer, der jenen widerrief. Villars, Consul zu Nismes, bot nicht minder die ganze Kraft seiner Beredtsamkeit zur Erhaltung der dortigen Protestanten auf. Auch Charles, der edle Scharfrichter von Troyes, werde hier nicht vergessen. Man forderte ihn auf, die Gefangenen im Kerker zu erwürgen, aber der hochherzige Mann erwiederte: meine Hände arbeiten nur für Recht und Gericht!

Einige dieser Edlen, die es werth sind, zur Ehre der Nation der Nachwelt genannt zu werden, starben bald nach diesen Ereignissen, und ihr schneller Tod erweckt den Verdacht, daß ihr Ende beschleunigt ward, um sie für ihren menschenfreundlichen Ungehorsam zu bestrafen. Je erfreulicher übrigens die Erscheinung dieser leuchtenden Foenomene in einer trüben und verpesteten Atmosfäre voll Verbrechen und Schlechtigkeiten ist, desto widriger

sicht gegen ihren Glanz des Pariser Parlaments feiges und unwürdiges Betragen ab. Es übernahm nicht nur mit großer Bereitwilligkeit den Auftrag des Königs, wider den Admiral und seine Anhänger, wegen der angeblichen Verschwörung rechtlich zu verfahren, sondern machte auch zwei in Paris lebendig ergriffenen Hugonotten, Namens Briquemault und Cavagnes, den Prozeß als Theilnehmern jener Verschwörung. Sie hatten die Unterhandlung wegen des Friedens von St. Germain geführt, und damals die ehrenvollste Auszeichnung am Hofe genossen. Während des Blutbades versteckte sich Briquemault, ein siebzigjähriger Greis, in der Wohnung des Englischen Gesandten; aber man riß ihn, ohne Rücksicht auf die Würde des Gesandten zu nehmen, aus seinem Zufluchtsort hervor. Beide wurden jetzt verhört, gefoltert und endlich als überwiesen verurtheilt, mit glühenden Zangen gezwickt und aufgehängt zu werden. Die Hinrichtung geschah des Abends bei Fackelschein, und der König, die Königinn und der ganze Hof sahen ihr vom Hotel de Ville herab wie einer Lustparthie zu.

Den Admiral erklärte das Parlament durch
Okt. 27. ein rechtsförmliches Urtheil für einen Hochver-

räther, Rebellen, Störer der öffentlichen Ruhe, und für das Haupt der wider den König gebildeten Verschwörung, und erkannte für Recht: daß sein Leichnam oder Bildniß durch den Henker zur Gerichtsstäte geschleift und aufgehängt, sein Andenken für ehrlos geachtet, seine Wohnung zu Chatillon niedergerissen und seine Nachkommenschaft des Adels und aller persönlichen Rechte verlustig erklärt werden sollte. Zugleich ward auch festgesetzt, daß jährlich am Bartholomäustage ein feierlicher Umgang gehalten werden sollte, um Gott für die Entdeckung der Verschwörung zu danken.

Bei dem allen verfuhr das Parlament wider seine eigene bessere Ueberzeugung. Es opferte seine Würde und Pflicht dem selbstsüchtigen Wunsche auf, sich dem Hofe gefällig zu erzeigen. Selbst der erste Präsident desselben, Christoph de Thou, der Vater des berühmten Geschichtschreibers dieses Namens, eiferte außer den Sitzungen auf das heftigste über das barbarische Verfahren des Hofes wider die Hugonotten.

Um diesen Glaubensgenossen auch noch ihre letzten Stützen zu entziehen, drang der König mit Ungestüm in Navarra und Conde, dem Protestantismus zu entsagen. Viele von der

Hofparthei äußerten sogar unverholen ihre Unzufriedenheit darüber, daß man das Leben der Prinzen geschont habe. Warum wurden nicht zwei Paletten Blut mehr vergossen? sagten sie; und man muß gestehen, daß die Erhaltung der beiden Bourboniden eine große Inconsequenz in dem Verfahren des Hofes war. Aber sie war im Geiste von Katharinens Politik, welche die Prinzen erhielt, um sie im Nothfall den Guisen entgegen zu stellen. Der König hatte dem Pater Juan Maldonado, einem Spanischen Mönche, die Bekehrung der beiden Prinzen aufgetragen, und außer diesem arbeitete der ganze Hof daran, sie in den Schooß der rechtgläubigen Kirche zurück zu führen. Dennoch verweigerten sie noch immer die verlangte Apostasie. Besonders erklärte sich der Prinz von Conde mit unbezwinglicher Standhaftigkeit dawider, und wollte durchaus von keiner Bekehrung wissen. Seine fortdauernde Weigerung versetzte den König in den heftigsten Zorn. Er ließ den Prinzen vor sich kommen und rief ihm mit einem fürchterlichen Blick entgegen: Messe, Tod oder Bastille! Unerschrocken und freimüthig erwiederte der Prinz: meine Pflicht verbietet mir das erstere zu wählen, Ew. Majestät kömmt es zu, zwischen den beiden andern

zu entscheiden, und ich bitte Gott, Ihre Wahl zu leiten. — Der König entließ ihn, ohne seine Drohung zu erfüllen. Endlich erreichte der Hof seine Absicht, denn die Prinzen entschlossen sich, in die Messe zu gehen, ohne dadurch ihre unangenehme Lage am Hofe zu verbessern.

Während indeß das wider den Admiral ausgesprochene Parlaments-Urtheil an einer Strohpuppe vollzogen ward, der man, um sie noch kenntlicher zu machen, einen hölzernen Zahnstocher in den Mund gesteckt hatte, dessen der Admiral sich gewöhnlich zu bedienen pflegte, wurden zur Feier des großen Blutbades, wie eines Sieges über die Protestanten, in allen Kirchen Dankfeste gehalten, öffentliche Prozessionen angestellt, und Freudenfeuer angezündet. Niedrige Schmeichelei, worin es die Franzosen schon damals zu einer Virtuosität gebracht hatten, welche nie eine andere Nation erreicht hat, erfand für den König den Beinamen Piissimus. Man errichtete ihm am Ende der Brücke Notre-Dame ein Ehrendenkmal, welches ihn darstellte wie er die Hugonotten mit Füßen trat und die Inschrift: Virtus in Rebellis, trug. Dieselben Worte las man auf einer von den verschiedenen Denkmünzen, die zur Verewigung dieser entsetzlichen That geschlagen wur-

den. Sie zeigte den König auf dem Throne sitzend, in der Rechten ein bloßes Schwert und in der Linken die Hand der Gerechtigkeit, und mit den Füßen auf die zu Boden geworfenen Hugonotten tretend. Auf dem Avers sah man zwei Säulen mit der Inschrift: Pietas excitavit Justitiam. Eine andere Denkmünze auf diesen Gegenstand stellt auf dem Avers das Brustbild des Königs dar, mit der Umschrift: Charles IX. dompteur des Rebelles; und auf der Kehrseite einen Herkules, der in der einen Hand eine Fackel hält, und in der andern eine Keule, mit welcher er eine Hidra erschlägt.

So ward damals in Frankreich das Andenken einer Begebenheit verewigt, die alle nachfolgende Generationen mit Abscheu und Grausen erfüllt hat, und die der bessere Theil der Nation gern aus den Annalen der Weltgeschichte vertilgt hätte. Erst unter der Regierung des menschenfreundlichen Henrichs des 4. hob man die vom Parlamente verordnete schimpfliche Jahresfeier derselben auf.

7.

Die Nachricht von den Gräueln des Bartholomäusblutbades durchflog bald alle Länder Europa's, und erregte überall Entsetzen und Abscheu. Es gab fast nur Eine Stimme des Unwillens darüber unter Protestanten und allen gebildeteren Katholiken. Selbst in Frankreich ward sie von dem größten Theil der eifrigsten Bekenner der herrschenden Kirche gemißbilligt. Und gab es auch Einzelne unter ihnen, einen Dorat, Favet, Jodal, die aus Heuchelei oder selbstsüchtigen Motiven die verruchte That einen feinen Staatsstreich nannten; so fehlte es dagegen auch nicht an solchen, welche öffentlich sagten: man müsse einen König verabscheuen, der das Brautkleid seiner Schwester so tief in Blut getaucht habe. Selbst Karls Gattinn, Elisabeth von Oestreich, eine fromme und sanfte Frau, ein schuldloses Lamm unter diesen hin=

terlistigen und blutgierigen Tigern, brach in Thränen aus als sie erfuhr, daß ihr Gemahl den Befehl zu dem Protestantenmorde ertheilt habe, und bat Gott, ihm diese Missethat zu vergeben.

Nirgend äußerte sich der Unwille darüber heftiger und allgemeiner, als in England, obgleich auch hier religiöse und politische Blutszenen keine seltne Erscheinungen waren. Die ganze Nation forderte Krieg wider die Protestantenmörder, und die Königinn, zwar zu staatsklug um sich durch die leidenschaftliche Aufwallung des Volks zu einem Kriege hinreißen zu lassen, äußerte wenigstens in ihrem Betragen gegen den Französischen Gesandten Lamotte-Fenelon, ihre Theilnahme an der allgemeinen Indignation. Bei der ersten Audienz, die sie nach jener tragischen Begebenheit dem Gesandten ertheilte, erschien sie in Trauerkleidern, und der Audienzsaal war schwarz ausgeschlagen. Fenelon selbst gibt in seinem Bericht an seinen Souverän folgende Details von dieser Audienz: Auf jedem Gesicht, sagt er, lagen Schmerz und Verachtung, und eine Todtenstille herrschte in allen Zimmern des Pallasts. Die Damen und Herren standen auf beiden Seiten in tiefer Trauer, und als ich

durch sie hinging, warf mir keiner einen freundlichen Blick zu, oder machte nur die geringste Bewegung, meine Grüße zu erwiedern. Der Gesandte, schon vorher durch die in seinem Vaterlande vorgefallenen Schandthaten tief gebeugt, verlor bei diesem Anblick alle Fassung. Er überreichte der Königinn das Parlamentsurtheil wider den Admiral und dessen Anhänger, nebst einem Memoir, welches die Gründe des Französischen Hofes zu ihrer Hinrichtung enthielt. Elisabeth erwiederte, sie bedaure seinen Herrn, daß er zur Anwendung solcher Maßregeln habe schreiten müssen. Fenelon besaß Freimüthigkeit genug, seinen Bericht an den König mit dem Ausruf zu schließen: er schäme sich jetzt ein Franzose zu sein.

Verschiedenen andern auswärtigen Mächten ward das Urtheil des Pariser Parlaments, mit ähnlichen Erläuterungen über die Motive des Verfahrens der Französischen Regierung wider die Hugonotten, mitgetheilt, um die übeln Eindrücke auszulöschen, welche die Nachricht von der Barthelemi gemacht hatte. Unterm 13. des Herbstmonats schrieb der König an 1572 Schomberg, seinen Bevollmächtigten bei den Teutschen Fürsten: die Bekenner der neuen Religion leisteten dem Admiral mehr Gehorsam

als mir, und er mißbrauchte seinen großen Einfluß auf sie dazu, daß er sie, so oft es ihm gefiel, zum Kampfe wider mich aufrief. Ich war kein souveräner Fürst, und konnte die Beschränkung meiner Macht nicht länger dulden; darum entschloß ich mich, der Gerechtigkeit einen Lauf zu lassen, der zwar ungewöhnlich ist und meinen Gefühlen widerstrebte, den aber bei so gefährlichern Verbrechern die Nothwendigkeit gebietet.

Dieselben Rechtfertigungsgründe seines Herrn entwickelte der Französische Geschäftsträger Bellievre in einer weitläuftigen Rede, welche er zu Baden im Aargau vor den Abgeordneten der Eidgenossen hielt. Er sagte unter andern: der Admiral habe den König unaufhörlich mit neuen Bürgerkriegen bedroht, und sei stets mit den erforderlichen Hülfsmitteln dazu versehen gewesen. Er habe auch nach dem Frieden die gefährlichsten Verbindungen innerhalb und außerhalb des Reichs unterhalten, und dadurch sein dem Könige gegebenes Wort gebrochen. Endlich bürdet er ihm alle nur erdenklichen Laster und Schlechtigkeiten auf, spricht ihm sogar seine großen und allgemein anerkannten Vorzüge und Verdienste ab, und stellt ihn in dem gehässigsten Lichte dar.

1572 Dec. 18.

Welche Gründe aber auch der Französische Hof zur Rechtfertigung seines Verfahrens wider die Hugonotten anführen mochte, es gelang ihm nicht, die Völker von der Rechtmäßigkeit desselben zu überzeugen, und das empörte Gefühl zu beruhigen. Niemand glaubte dem Vorgeben von der neu entdeckten Verschwörung der Protestanten; und was auch geschehen sein mochte, nichts konnte den Hof berechtigen sie zu betrügen, zu verrathen und zu meuchelmorden. Wie wenig in dieser Hinsicht die Proklamationen und Memoirs der Regierung und ihrer Organe auf die allgemeine Meinung wirkten, hat eine zweihundertjährige Erfahrung gelehrt. Kaiser Maximilian der 2., auf welchem der Geist der Duldung mehr als auf irgend einem andern der früheren Sprößlinge des Habsburgischen Fürstenstammes ruhete, sagt in einem Schreiben an seinen General Lazarus Swendi: diese That ist ein unauslöschbarer Flecken in der Regierung meines Schwiegersohns; wollte Gott, er hätte mich darüber um Rath gefragt, ich würde ihn väterlich abgemahnt haben. Frankreich mag thun was es für gut findet, aber es wird Gott dem gerechten Richter dafür Rechenschaft geben müssen. —

Ganz Teutschland theilte die Empfindungen seines guten Kaisers.

Als der Herzog von Anjou unter den Kandidaten zur Polnischen Krone genannt ward, weigerten sich anfangs Protestanten und Katholiken in Polen, ihm ihre Stimme zu geben, weil man ihn für einen der vornehmsten Urheber des Bartholomäusblutbades hielt. Gold und Ränke, woran es der Französische Gesandte nicht fehlen ließ, lenkten endlich, nach vielen Schwierigkeiten, die Wahl auf den Herzog, der
1573 im folgenden Jahre nach Polen ging, um von der Krone Besitz zu nehmen. Auf der Reise dahin muste er manche bittere Kränkung erfahren. In mehreren Niederländischen Städten lief bei seiner Ankunft das Volk zusammen und rief ihm Schmähungen nach; und nicht selten überraschten ihn in seinen Nachtlagern die Bildnisse ermordeter Hugonotten. Aber am stärksten und empfindlichsten äußerte ihm der alte Kurfürst von der Pfalz, Friedrich der 3., seinen Unwillen. Nur mit einem geringen Gefolge und unter einer starken Eskorte Pfälzischer Reiter, ward ihm auf seiner Durchreise durch die kurfürstlichen Lande verstattet, nach der Residenz Heidelberg zu kommen. Bei sei-

ner Ankunft findet er eine doppelte Wache an den Thoren des Schlosses, und vor allen Zugängen Kanonen aufgepflanzt. Die Wachen stehen unter den Waffen, und die Officiere anstatt ihn zu begrüßen, werfen ihm trozige und erzürnte Blicke zu. Niemand kommt ihm entgegen, niemand empfängt ihn. Erst im Vorsaal wird er von dem Rheingrafen und von zwei der Pariser Mordnacht entronnenen Edelleuten bewillkommt. Man führt ihn in ein Zimmer ohne alle andre Verzierung als ein großes Gemälde, welches die Bluthochzeit mit allen ihren schauderhaften Auftritten und den Bildnissen der handelnden und leidenden Personen, Mördern und Gemordeten, nach dem höchsten Leben darstellt. Hier wird der Prinz von dem alten Kurfürsten empfangen, dessen Blicke stets auf das Bild gerichtet sind, um ihn darauf aufmerksam zu machen. Kennt ihr jene dort? fragt er endlich nach langem Stillschweigen den Herzog. Anjou bejahet es. Die Ermordeten, fährt der Kurfürst mit erhöheter Stimme fort, waren brave Männer und gute Franzosen, aber ihre Mörder sind Verräther und Bösewichte. — Nach einer sehr unangenehmen Unterhaltung über diesen Gegenstand, auf den der Kurfürst immer wieder zurückkam,

wird zur Abendtafel gegangen. Im Gefolge des Prinzen befanden sich der Dúc de Nemours, aus dem Lothringenschen Hause, und der Dúc de Gonzaga-Nevers. Bei der Tafel sehen sie sich zu ihrem Schrecken von lauter geflüchteten Hugonottischen Edelleuten bedient. Ueberall sind drohende Blicke auf sie geheftet, und ein halblautes Geflüster von Lothringenschen Schlächtern und Italienischen Banditen vermehrt ihre Angst. Während der Nacht entsteht ein Feuer in einem Rauchfange des Schlosses, und das dadurch veranlaste Getümmel treibt ihr Entsetzen auf den höchsten Grad. Von tausend Schreckbildern gefoltert, tritt die Erinnerung jener entsetzlichen Nacht des 24. Augusts, wie ein drohendes Gespenst vor ihre Seele, und in seinem Gefolge erscheint die Rachegöttinn mit aufgehobenem Schwerte. Alles ging jedoch glücklich vorüber. Der Kurfürst war am andern Morgen weit freundlicher gegen den Prinzen, und dieser rächte sich für die empfangene harte Lehre dadurch, daß er sich vor seiner Abreise im Schlosse heimlich eine Messe lesen ließ, worüber der Kurfürst, der wie alle eifrige Protestanten diesen Theil des katholischen Kultus außerordentlich verabscheute, sich heftig erzürnte, als er es in der Folge erfuhr.

Die Höfe von Rom und Madrid theilten nicht die Empfindungen der übrigen kultivirten Welt. Dort ward die Nachricht von dem großen Hugonottenmorde mit Freude aufgenommen. Der Eilbote, welcher sie dem Könige von Spanien brachte, hatte die Reise von Paris nach Madrid in drei Tagen und drei Nächten zurückgelegt, und empfing von Philipp dem 2., dem dieses Ereigniß in politischer und religiöser Hinsicht höchst willkommen war, ein ansehnliches Geschenk. Philipp ließ die Niederlage der Ketzer durch ein solennes Tedeum und andere öffentliche Freudenfeste feiern; eine Lobschrift auf ihre Vertilgung unter dem Namen: Triumpf der streitenden Kirche, in seiner Gegenwart ablesen, und ein Glückwünschungsschreiben an den Französischen Monarchen ergehen. Auch der Kardinal von Lothringen, welcher sich damals in Rom befand, wo er troß seines strengen Religionseifers die schöne Momeni, eine reizende Italienerinn öffentlich unterhielt, schenkte dem Courier, den ihm sein Bruder, der Dúc d'Aumale, von Paris sandte, tausend Goldthaler für die erfreuliche Nachricht. Als Gregor der 13. sie erhielt, rief er in seiner Freude aus: Gute Botschaft! alle Lutheraner sind erschlagen bis auf drei Vendome's,

welche der König von Frankreich seiner Schwester wegen begnadigt hat.

Am Abend verkündigten die Kanonen der Engelsburg den über die Ketzer erfochtenen Sieg. In allen Straßen Roms wurden Freudenfeuer angezündet, an den König von Frankreich ward ein Nunzius mit Glückwünschen gesandt, und der Kardinal von Lothringen hielt in der Kirche des heiligen Ludwigs ein feierliches Hochamt, welchem der Papst, die Kardinäle, der Klerus und der gesammte Römische Adel beiwohnten. Die Künste wurden, wie in Frankreich so auch zu Rom in ihrem Heiligthum, zur Verewigung des Andenkens der Pariser Mordnacht entweihet. Man schlug eine Denkmünze, die auf dem Avers das Bildniß des Papstes trug, und auf der Kehrseite die Figur eines Würgengels, der in der einen Hand ein Kreuz, das Sinnbild der Kirche, und in der andern ein Schwert hielt, womit er die Protestanten niederhieb; oben standen die Worte Hugonottorum Strages. Ein großes historisches Gemälde, welches das Blutbad und den glorreichen Sieg der Kirche darstellte, ward in den Sälen des Vatikans aufgestellt. Bei dem allen wird von mehrern Geschichtschreibern behauptet: der menschenfreundliche Gregor habe

nur äußerlich aus politischen Gründen eine verstellte Freude geäußert, und insgeheim Thränen vergossen.

Neben dem Spanischen und Römischen Hofe war der Großherzog Cosmo von Florenz der einzige Fürst in Europa, welcher sich damals so tief erniedrigte, daß er dem Könige von Frankreich und der Königinn Mutter durch einen außerordentlichen Gesandten zu der Vertilgung der Ketzer, wie zu einem Siege, Glück wünschen ließ.

8.

War es nur ein wunderbares Zusammentreffen zufälliger Umstände, oder die Hand der vergeltenden Nemesis, was über die Urheber und Theilnehmer des Bartholomäusblutbades waltete? warf sich das Schicksal selbst zum Rächer des unschuldig vergoßnen Blutes auf? Den meisten von ihnen fiel früher oder später ein unglückliches Loos, und nur wenige entgingen einem gewaltsamen, schmerzhaften oder schimpflichen Tode.

Schwer büßte König Karl die Verbrechen, welche sein Mordbefehl sanktionirte. Nicht nur, daß sie den Abscheu und die Verwünschungen der Zeitgenossen und der Nachwelt über ihn brachten, raubten sie ihm auch die Ruhe und das Glück seines noch übrigen Lebens. Grauenvolle Fantasien verfolgten den geistesschwachen Fürsten. Wachend und im

Traume standen die Gestalten der Erschlagenen, in Blut gebadet und mit verzerrten Gebärden, vor ihm. Ueberall trug er eine Hölle mit sich umher. Dabei hatte er seine ganze innere Natur verschlechtert, und diese Veränderung war auch in seinem Aeußeren sichtbar, denn sogar seine Gesichtszüge schienen verwildert und entstellt. Er war härter und blutdürstiger geworden. Ein finsterer Unmuth und das äußerste Mißtrauen gegen Alles, was ihn umgab, hatten sich seiner bemächtigt, und schreckten jeden von ihm zurück. Er fühlte, daß er nur das verächtliche Werkzeug einer herrschsüchtigen Mutter war; aber es fehlte ihm an Kraft und Energie, ein schimpfliches Joch abzuwerfen, das er mit Unwillen trug. Die Prinzen von Guise, und besonders sein Bruder Anjou, waren Gegenstände seines Hasses und Neides, und er freute sich, als den letzteren der Ruf zur Polnischen Krone aus Frankreich entfernte. Körperliche Leiden, die Folgen eines zu wilden Lebensgenusses, vermehrten seine Schwermuth, und unmittelbar nach seines Bruders Abreise verschlimmerte sich sein krankhafter Zustand. Abzehrung nagte an seinem Körper. Zu ihr gesellte sich ein blutiger Schweiß, der aus allen Poren hervordrang. Dabei ward er von

einer Angst gefoltert, die ihn dem Wahnsinn nahe brachte. So welkte er sichtbar dem Grabe entgegen. Als er den nahen Tod fühlte, übertrug er seiner Mutter die Reichsverwaltung bis zur Ankunft seines Bruders, des Königs von Polen, der sein Nachfolger ward. Kurz vor seinem Ende wünschte er, den König von Navarra zu sehen, und als dieser Fürst an seinem Lager erschien, empfahl er ihm seine Gattinn und seine Mätresse Marie Touchet, umarmte darauf seine Mutter, und sagte, er freue sich, daß er keinen rechtmäßigen Sohn hinterlasse, denn die schwere Bürde der Regierung sei nicht für einen unmündigen Knaben, sondern erfordere einen kraftvollen Mann. So starb Karl der 9te zu Vincennes, am Pfingsttage, den 30. Mai 1574, im jugendlichen Alter von fünf und zwanzig Jahren, nachdem er vierzehn Jahre König ven Frankreich geheißen hatte. Er hinterließ eine rechtmäßige Tochter, welche ihn aber nur wenige Jahre überlebte, und von Marie Touchet einen unehelichen Sohn, den Dûc Charles d'Angouleme, Großprior von Frankreich und Grafen von Auvergne. Seine Gemahlinn, die tugendhafte Elisabeth, verließ im Jahre 1575 Frankreich, wo sie wenig geachtet ward, ging nach Teutschland zu

ihrem Vater zurück, und beschloß ihr Leben in klösterlicher Eingezogenheit.

Die sonderbare Krankheit, welche den König ins Grab stürzte, veranlaßte den Verdacht einer Vergiftung, und das Gerücht nannte seine Mutter die Mörderinn, welche dem älteren Sohne den Tod gegeben habe, um dem jüngeren auf dem Throne Platz zu machen. Die Beschuldigung ist durchaus unerwiesen, und wahrscheinlich auch ungegründet. Aber so war der Geist jener schrecklichen Zeit, daß man kein Bedenken trug, selbst an die ungeheuersten Verbrechen zu glauben. Und konnte man einer Mutter, in deren Brust die Herrschbegierde so sehr das Muttergefühl erstickt hatte, daß sie, um jene zu befriedigen, den Sohn vorsätzlich verwildern ließ, konnte man der nicht zutrauen, daß sie auch seine Mörderinn ward, wenn er ihrem Interesse und ihren Wünschen im Wege stand!

Fast funfzehn Jahre überlebte Katharina von Medicis ihren unglücklichen Sohn. Ganz Europa hielt sie mit Recht für die eigentliche Urheberinn der hier erzählten schrecklichen Begebenheit, und der allgemeine Unwille ergoß sich wider sie in unzählbaren Satiren und Schmähschriften. Geübter in Verbrechen als

Karl, beruhigte sie sich leicht über ihr entsetzliches Werk, durch den Gedanken, daß sie nur vier bis fünf Morde unmittelbar verschuldet habe. Die Astrologen, deren eifrige Beschützerinn sie war, hatten ihr verkündigt, daß alle ihre Kinder Kronen tragen würden. Auch bestiegen wirklich drei ihrer Söhne nach einander den Französischen Thron, und zwei ihrer Töchter wurden Königinnen; aber keines von allen machte der Besitz der Krone glücklich. Der Geist der Herrschsucht und Intrigue verließ Katharinen bis an das Ende ihres Lebens nicht, obgleich ihre Gewalt und ihr ehemaliges Ansehn unter der Regierung ihres Lieblingssohnes Henrich des 3. nach und nach auf andere übergingen. Unter immerwährenden Stürmen und Unruhen, von unbefriedigten Leidenschaften umhergetrieben, und alles um sich her verwirrend, erreichte sie ein Alter von neun
1589 und sechzig Jahren, und starb endlich zu Blois
Jan. 5. an empfangenem Gifte, oder wahrscheinlicher durch Gram und Verdruß aufgerieben; denn sie hatte nach und nach Alles, was ihr theuer war, verloren, und alle ihre Kinder unglücklich gesehn. Mit einem Leben voll Schande und Verbrechen hatte sie nichts erkauft, als das unbeneidete Glück, eine Zeitlang geherrscht zu

haben. Noch auf ihrem Sterbebette gab sie ihrem Sohne Henrich den Rath: den Hugonotten die Gewissensfreiheit zu bewilligen und sich seinem Schwager, dem Könige von Navarra, diesem von ihr so lange verfolgten und mißhandelten Fürsten, in die Arme zu werfen, und vereinigt mit ihm die rebellischen Ligisten zu bekämpfen. Sie ging in die Gruft, ohne irgend etwas Gutes, zur Vergeltung des unermeßlichen Unheils, welches sie über Frankreich gebracht hatte, gewirkt zu haben. Kaum hatte sie die Augen geschlossen, so war sie auch schon vergessen, und keine Thräne der Liebe und des Bedauerns fiel auf ihr Grab. Von allen Frauen, die ich kannte, sagte einst der menschenfreundliche Henrich der 4., war sie die einzige, die ich aufrichtig gehaßt habe.

Wunderbar war die Fügung des Schicksals, daß der eitle und bigotte Henrich der 3., der als Herzog von Anjou zur Vertilgung der Hugonotten so kräftig mitgewirkt hatte, in der Folge Coligni's Rächer an dessen unversöhnlichem Feinde werden muste, ehe ihn selbst die Rache ereilte. Auf seinen Befehl wurden der Dúc Henri de Guise und dessen Bruder, der Kardinal zu Blois gemeuchelmordet, und we- 1588 Decemb
nige Monate nach dieser That erstach Jaques 1589 August.

Clement, ein fanatischer Dominikanermönch den König zu St. Cloud, in eben dem Hause und in demselben Zimmer, worin er einst mit seiner Mutter *) und ihren Vertrauten das Verderben der Hugonotten beschlossen hatte. Henrich starb, von seinen zahlreichen Feinden tödtlich gehaßt, von seinen treugebliebenen Unterthanen verachtet, von seinen Lieblingen betrogen, und von keinem bedauert. Mit ihm erlosch die Dinastie der Valois, welche 260 Jahre über Frankreich geherrscht und unter dreizehn Königen, die sie diesem Reiche gab, kaum zwei oder drei nicht unwürdige Regenten hervorgebracht hatte.

Nicolas Louvier de Maurevert, derselbe, welcher wahrscheinlich den ersten meuchelmörderischen Angriff aus dem Villemürschen Hause auf den Admiral gethan hatte, versuchte an-

*) Nach der ersten Anwesenheit des Admirals Coligni zu Blois, 1571, begab sich der Hof von da nach St. Cloud, und schon damals soll hier in dem erwähnten Zimmer eine Berathschlagung zwischen der Königinn Mutter, dem Düc d'Anjou, dem Cardinal von Lothringen, dem Düc de Guise, dem Düc d'Aumale und dem Siegelbewahrer Biraque Statt gefunden haben, worin der Tod der Protestantenhäupter zuerst beschlossen ward.

derthalb Jahre später auch den tapfern LaNoue zu ermorden; aber das Vorhaben mißlang. Im Jahre 1579 schoß ihm einer seiner Verwandten durch den Arm, der ihm abgenommen werden muste. Das Jahr darauf ward er von dem jungen Moui, dessen Vater er während des Bürgerkriegs gemeuchelmordet hatte, in der Rüe St. Honoré zu Paris angegriffen und tödtlich verwundet. Seine Begleiter hieben den letzteren auf der Stelle nieder, aber auch er starb den folgenden Tag an den empfangenen Wunden.

LeBesme, der Mörder des Admirals, ward im Jahre 1575 in der Provinz Xaintonge, wo die Hugonotten den Meister spielten, verhaftet, und auf das Schloß Hauteville gesetzt. Er fand Mittel zu entfliehen, aber Bertauville, der Befehlshaber des Schlosses jagte ihm nach und erreichte den Flüchtling. Dieser ergriff schnell ein Pistol, schlug es auf seinen Verfolger an, und rief ihm zu: Du weist ich bin ein böser Kerl! Ich aber, erwiederte Bertauville kaltblütig, indem er, ohne sich schrecken zu lassen, auf ihn eindrang und ihn durchstach, ich will, daß du es nicht mehr sein sollst! *)

---

*) In einer uralten lateinischen Bibel, welche im Jahre

Dúgúa und Cosseins hatten in der Mordnacht ihre Hände tief in Blut getaucht. Jener ward drei Jahre darauf zu Paris durch eine Rotte verlarvter Männer ermordet; dieser fiel in der Belagerung von Rochelle, nach-
1573 dem er ein Raub der finstersten Melankolie und der quälendsten Gewissensfoltern gewesen war.

In derselben Belagerung starb auch der Dúc d'Aumale zur allgemeinen Freude der Belagerer und Belagerten, denn er ward von beiden Theilen gleich sehr gehaßt. Lange nachher, erst im Jahre 1602, folgte ihm in die Gruft der Marschall von Gondi-Retz, Karls und Katharinens Rathgeber und Vertrauter, nach einem langen und schmerzhaften Krankenlager.

Crúce, der schreckliche Goldschmid, welchen

1811 in Paris verkauft ward, fand man auf dem Titelblatte den Namen LeBesme, und darunter in fünf Zeilen ein Gebet an Gott, worin er ihn um die Gnade anfleht, aus dem Lesen dieser Bibel Nutzen zu ziehen (de lui faire la grace d'y recueillir profit). Also auch dieser Bösewicht vereinigte nach dem Geiste seiner Zeit, mit äußerer Religiösität innere Schlechtigkeit und Verderbtheit, die sich in Schandthaten und Verbrechen aussprachen.

der Geschichtschreiber de Thou oft mit Schaudern sah, und ihn seiner Thaten in der Barthelemi sich rühmen hörte, nahm in der Folge die Kutte und ward ein Einsiedler. Aber er konnte seine blutdürstige Natur nicht unterdrücken, und es entstand bald ein dringender Verdacht wider ihn, daß er einen reisenden Niederländischen Krämer in seine Klause gelockt und ermordet habe. Der Piemonteser Coconas ward im Jahre 1574, wegen seiner Theilnahme an den Unruhen, die der Düc d'Alençon erregt hatte, enthauptet. Viele von den übrigen Mördern der Bartholomäusnacht starben am Galgen, oder durch Unglücksfälle; andere wurden wahnsinnig, oder fielen aus Gewissensangst in Melankolie und Verzweiflung, und die meisten von denen, welche sich damals durch Raub und Plünderung bereichert hatten, endeten ihr Leben in Mangel und Dürftigkeit.

Vielleicht war von allen, die sich durch ihre thätige Theilnahme an jenen Blutszenen ausgezeichnet haben, der Marschall von Tavannes der einzige, welcher ohne Vorwürfe ruhig auf seinem Bette starb. Als er seinem 1573
Beichtvater die letzte allgemeine Beichte abgelegt hatte, fragte ihn dieser verwundert: wie,

ihr schweigt von der Barthelemi? Ich halte sie, erwiederte der Sterbende, für eine verdienstliche Handlung, welche meine Fehler versöhnt.

VII.

Ueberblick der Folgen des Bartholomäus-Blutbades und der ferneren Schicksale der Protestanten in Frankreich.

Es ist eine allgemein bestätigte Erfahrung, daß Maßregeln, die auf Schwäche motivirt sind, die beabsichtigten Zwecke nicht erfüllen. Das Bartholomäusblutbad mit seinen Folgen stellt einen überzeugenden Beweis für diese Wahrheit auf, und ein Blick auf die nachfolgenden Begebenheiten wird uns zeigen, daß keiner der unmittelbaren Urheber dieser schrecklichen Unternehmung seine Absichten erreichte;

weder der Hof und die fanatischen Katholiken, deren Absicht es war, die Parthei, welche die Hugonotten im Staate bildeten und den Protestantismus in Frankreich auszurotten, noch die Prinzen von Guise, die das Haus Bourbon mit seinen Anhängern vernichten wollten, weil es der Ausführung ihrer höheren Plane im Wege stand. Der Düc de Guise hatte seine Rache an dem Admiral befriedigt, und der Spanische Hof sah die Kräfte Frankreichs durch sich selbst zerrieben und geschwächt; das waren die einzigen Früchte, welche den Gegnern der Hugonotten aus den Strömen des vergoßnen Bluts erwuchsen.

Zwar hatte der Protestantismus in Frankreich viele seiner eifrigsten Bekenner und unerschrockensten Vertheidiger nicht nur durch das Blutbad, sondern auch durch Flucht in das Ausland und Uebertritt zur herrschenden Kirche verloren; aber vernichtet, wie Karl und Katharina und selbst der Papst anfangs wähnten, war er nicht. Ja es blieben ihm, wie die Folge zeigte, noch Kräfte übrig, seinen Verfolgern einen energischen Widerstand zu leisten. Der Stamm, obgleich mehrerer seiner stärksten Zweige beraubt, stand immer noch da, und bot den Stürmen Trotz, welche Intoleranz und Partheigeist

aufs neue wider ihn erregten. Dazu kam, daß die Feinde der Hugonotten die über sie erlangten Vortheile nicht schnell und kräftig genug benutzten. Es gab sogar unter den Anhängern der königlichen Parthei viele angesehene Männer, welche aus Haß gegen das Haus Guise, mit welchem die Königinn seit der Barthelemi in der engsten Verbindung zu stehen schien, den gänzlichen Untergang der Protestanten nicht wünschten. Unglück, Verfolgung und gemeinschaftliche Gefahr wurden ein noch festeres Band für diese Glaubensgenossen, und anstatt sich unter die Hand ihrer Henker zu demüthigen, ergriffen sie aufs neue die Waffen zu ihrer Vertheidigung und zur Rache für ihre ermordeten Brüder.

Der Krieg ward mit abwechselndem Er- 1572
folge geführt. Rochelle war das Hauptbollwerk des Protestantismus. Philip Strozzi machte einen vergeblichen Versuch, sich dieses wichtigen Platzes mit List zu bemächtigen. Darauf rückte die katholische Armee, geführt durch den Herzog von Anjou, vor die Stadt, und unternahm eine förmliche Belagerung derselben. Die Einwohner vertheidigten sich mit Muth und Standhaftigkeit, sie schlugen alle Stürme zurück, und vier und zwanzig tausend

Katholiken fielen vor ihren Mauern. Endlich bot der Herzog von Anjou, nach dem Genuß der Hoflustbarkeiten sich sehnend, den Bürgern einen Vergleich an, wodurch ihnen und den Einwohnern von Montauban und Nismes, die Uebung ihrer Religion in ihren Häusern, und die Bestätigung ihrer meisten Vorrechte und Freiheiten bewilligt ward.

Unter diesen Bedingungen unterwarf sich Rochelle dem Könige. Dieselbe eingeschränkte Religionsfreiheit versprach der Hof allen übrigen Hugonotten, welche die Waffen niederlegen und zum Gehorsam zurückkehren würden. Aber in mehreren Provinzen verweigerten sie die Unterwerfung und protestirten wider die Kapitulation von Rochelle, weil sie ihnen keine Sicherheit gegen ähnliche Gewaltthaten, wie der Bartholomäusmord gäbe, so lange ihre Todfeinde noch einen überwiegenden Einfluß auf die Regierung und den Staatschef behaupteten. Ihre Forderungen waren äußerst kühn, denn sie verlangten nicht nur eine ausgedehnte Religionsfreiheit, sondern auch ein hinreichendes Unterpfand für die Sicherheit ihrer Personen und ihres Eigenthums. Zugleich trafen sie sehr kräftige Vertheidigungsanstalten zur Abwendung künftiger Angriffe. So loderte

troz der Kapitulation von Rochelle die Flamme der Zwietracht fort.

Die Unruhen und die Verwirrung im Reiche stiegen noch höher nach der Abreise des Herzogs von Anjou, welcher Frankreich verließ, um Besitz von der Polnischen Krone zu nehmen. Eine schmerzhafte und unheilbare Krankheit zerrieb die Lebenskraft des Königs, und seine Mutter, die ihn unumschränkt beherrschte, schien seit dem Blutbade mit dem Prinzen von Guise auf das engste verbunden. Das Haus Montmorency, von den Guisen gehaßt, fürchtete ein Opfer dieser Verbindung zu werden, und stiftete, um sich gegen die Folgen derselben zu sichern, eine neue Parthei im Reiche, die den Namen der Mißvergnügten, Politiker oder Statisten erhielt, weil die Verbündeten das Interesse des Staats zum Vorwande ihrer Vereinigung nahmen, so wie die Guisen und Bourboniden jenes der Religion. Die Gemäßigteren von beiden Religionen traten zu dieser Parthei, deren angeblicher Zweck war, eine Reform der Staatsadministration und die Entfernung der Italiener, welche sich der bedeutendsten öffentlichen Aemter bemächtigt hatten, zu bewirken. Des Königs jüngster Bruder, der Duc François d'Alencon, ein kleiner

und beschränkter Geist, ohne Karakter und Energie, aber eitel und ehrgeizig, und ein unruhiger zu Empörungen aufgelegter Kopf, warf sich zum Chef der Mißvergnügten auf, weil er unzufrieden darüber war, daß man ihm die Reichsgeneralstatthalterstelle versagte, die sein Bruder, der neue König von Polen bekleidet hatte. Die Hugonotten vereinigten sich mit den Mißvergnügten, und es ward gemeinschaftlich der Plan entworfen, den Dûc d'Alençon vom Hofe zu entführen und an ihre Spitze zu stellen. Aber der schwache und unentschlossene Prinz ward selbst ein Verräther dieses, mit seiner Einstimmung gefasten Anschlages, die Marschälle von Montmorenci und Cossé wurden in die Bastille gesetzt, und LaMole und Coconas, die Günstlinge des Prinzen, nebst
1574 mehreren andern seiner Anhänger, verloren ihr Leben auf dem Blutgerüste. Dieses Strafgericht trug jedoch nichts zur Beruhigung des Landes bei. Die Hugonotten, des Beistandes der Politiker versichert, griffen abermals zu den Waffen, und man schlug sich mit abwechselndem Erfolge.

1574 Mai 30. Mitten unter diesen Stürmen starb Karl der 9. Sein Tod vermehrte die Unruhen. Der Partheihaß und Sektengeist zerrissen alle Ban-

de des Gehorsams und der bürgerlichen Ordnung. Es hätte eines genialischen Kopfs bedurft, um in dieses Chaos Licht und Ordnung zurück zu bringen. Aber Henrich der 3., des verstorbenen Königs Nachfolger, welcher nach seines Bruders Tode Polen heimlich verließ und nach Frankreich zurückkehrte, besaß unglücklicher Weise weder einen umfassenden Geist noch Stärke des Gemüths. Anstatt den weisen und menschlichen Rath zu befolgen, welchen Kaiser Maximilian der 2. und der Venetianische Senat, bei seiner Durchreise durch Wien und Venedig ihm gaben: daß er seine Regierung durch Erlassung eines allgemeinen Friedensedikts, verbunden mit dem Befehl an alle Partheien, die Waffen niederzulegen, anfangen sollte, erklärte er vielmehr, aus Bigotterie oder fehlerhafter Politik, daß er den Krieg wider die Hugonotten auf das kräftigste fortsetzen wolle, und goß dadurch aufs neue Oel in die Flammen, welche das Glück seines Volks verzehrten. Krieg und Blutvergießen dauerten fort. Die Hugonotten verloren zwei ihrer tapfersten Anführer, den Grafen Montgommeri und Montbrün. Beide wurden gefangen und starben auf dem Blutgerüste; jener als ein Rachopfer, welches die Königinn Mut-

ter ihrem verstorbenen Gemahl Henrich dem 2. brachte, dessen Tod Montgommeri unvorsätzlich verschuldet hatte, und dieser, weil der schwache König sich persönlich von ihm beleidigt hielt.

Im Herbstmonat des Jahrs 1575 entwich der Dûc d'Alençon heimlich vom Hofe und stellte sich an die Spitze der vereinigten Statisten und Hugonotten. Der König von Navarra folgte seinem Beispiel. Er verließ den Hof, wo er seit dem Bartholomäustage wie ein Gefangener behandelt worden war, und begab sich nach der Normandie. Prinz Conde hatte schon früher denselben Schritt gethan. Beide Prinzen, sobald sie sich in Freiheit sahen, traten wieder zum Calvinismus über. Conde, der nach seiner Entfernung vom Hofe nach Teutschland gegangen war, kehrte an der Spitze eines Korps Teutscher Hülfsvölker, unter dem Herzog Kasimir von Zweibrücken, nach Frankreich zurück, und vereinigte sich mit dem Dûc d'Alençon, welcher jetzt über ein Heer von 35000 Mann gebieten konnte.

Aber dieser leichtsinnige und wankelmüthige Prinz, dessen ganzes Leben eine Kette angefangener und unvollendeter Unternehmungen war, wünschte schon wieder, sich mit der

Regierung auszusöhnen, wozu der König und die Königinn Mutter auch willig die Hände boten, weil sie sich in Verlegenheit sahen. So kam abermals ein Friede zu Stande, der den Hugonotten die größten Vortheile gewährte. 1576 Mai 14. Der König bewilligte ihnen eine vollkommene Religionsfreiheit und die öffentliche Uebung ihres Kultus überall, nur nicht in der Hauptstadt und an den Orten, wo der Hof seinen Aufenthalt hätte. Sie erhielten das Recht, alle Staatsämter gleich den Katholiken zu besitzen, und das Versprechen, daß bei jedem Parlamente eine besondere, halb aus katholischen und halb aus protestantischen Mitgliedern bestehende Kammer errichtet werden sollte. Ueberdem wurden ihnen und den Mißvergnügten acht Sicherheitsplätze eingeräumt und die bürgerliche Ehre und der gute Name des Admirals wieder hergestellt.

Der König beschwor den Frieden, aber er war weit entfernt, den Hugonotten die ihnen zugestandenen vortheilhaften Bedingungen halten zu wollen. Es war nur eine momentane Vergünstigung, durch den Drang der Umstände erzwungen; doch die übrigen Katholiken wurden dadurch auf das äußerste empört, denn sie glaubten, der König begünstige insgeheim die

Ketzerei, und hielten ihre Religion in Gefahr. Die Prinzen von Guise, stets auf die Vergrößerung ihres Hauses sinnend, benutzten die Stimmung des zahlreicheren Theils der Na-
1576 tion, eine enge Verbindung der Katholiken zu stiften, wozu schon der im Kristmonat 1574 verstorbene Kardinal von Lothringen die ersten Ideen angegeben haben soll. Diese Verbindung, die Wiege der schrecklichen Zerrüttungen und revolutionären Stürme, welche die Französische Monarchie bis in ihre Grundfesten erschütterten, erhielt den Namen der heiligen Ligue. Schwärmerei und Ehrsucht hatten sie geschlossen, und die Politik der Höfe von Madrid und Rom beförderte und unterstützte sie auf das thätigste. Des Bundes öffentlich genannter Zweck war die Erhaltung der katholischen Religion: aber die geheime, nur wenigen auserwählten Mitgliedern bekannte Tendenz desselben, war die Erhebung des Hauses Guise über alle übrigen Geschlechter des Reichs.

Der König, um die gefährlichen Folgen abzuwenden, welche ihm diese Verbindung drohete, die sich mit wunderbarer Schnelligkeit über alle Provinzen Frankreichs verbreitete, erklärte sich selbst zum Chef derselben, und widerrief zugleich die den Protestanten durch den

letzten Friedensschluß bewilligten Rechte und Freiheiten. Diese Treulosigkeit veranlaste neue Ausbrüche des Bürgerkriegs. Navarra und Conde standen an der Spitze der Hugonotten. Die Prinzen von Guise leiteten die Unternehmungen des Bundes. Im Jahre 1584 erfolgte der Tod des Dûc d'Alençon, welcher ohne Erben starb. Henrich der 3. selbst hatte keine Nachkommenschaft, und der König von Navarra, als erster Prinz von Geblüt war nächster Thronerbe. 1578 1580

Jetzt entwickelten sich die geheimen Plane des Dûç de Guise, welcher der Chef dieses Hauses war, immer deutlicher. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß er nicht nur den Navarra von der Krone ausschließen, sondern auch den König selbst der Krone berauben und an seiner Stelle den Französischen Thron besteigen wollte. Er war der Abgott der eifrigen Katholiken, besonders der Pariser und aller Weiber, die schon damals einen so bedeutenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten Frankreichs hatten.

Die Liguisten beschuldigten, auf Anreizung der Guiseschen Faktion, den König, daß er trotz seines scheinbaren Eifers für die katholische Religion, die Hugonotten insgeheim be-

1585 günstige. Sie ergriffen die Waffen aufs neue, bemächtigten sich verschiedener dem Könige treu gebliebener Städte, und drangen ihm ein Edikt ab, wodurch den Hugonotten befohlen ward, binnen vierzehn Tagen ihre Irrthümer abzuschwören, bei Strafe, als Majestätsverbrecher behandelt und ihres Vermögens beraubt zu werden. Nach Ablauf der bestimmten Frist ward die gedrohete Strafe auf das strengste vollzogen. Zur Wiedervergeltung befahl der König von Navarra, in den Gegenden, wo die Hugonotten dominirten, mit gleicher Strenge wider die katholischen Einwohner zu verfahren. Diese wurden daher ebenfalls ihrer Besitzungen beraubt, aus ihren Häusern gestoßen und von ihrer mütterlichen Erde vertrieben. Dieses unsinnige und grausame Verfahren, wozu die Regierung den ersten Impuls gegeben hatte, verbreitete unbeschreibliches Elend und brachte eine Menge Menschen von beiden Religionen an den Bettelstab.

1585 In Paris bildete sich ein neuer Verein wüthender Dämagogen unter dem Namen der Ligue des Seizes, dessen Zweck eine innige Verbindung der Hauptstadt mit den übrigen Zweigen des großen Bundes war, der ganz Frankreich umfaste. Die Mitglieder dieser

Verbindung beherrschten Paris, und bearbeiteten diese Hauptstadt mit so glücklichem Erfolge für ihre Plane, daß sie des Königs und der Bourboniden unversöhnlichste Feindinn ward. Henrich der 3., nur mit seinen Andachtsübungen und Lustbarkeiten beschäftigt, bewies keine Thätigkeit und Kraft weder gegen die Usurpationen des Bundes, noch wider die Hugonotten; sondern versank immer tiefer in den verächtlichen Zustand einer gänzlichen Apathie. Vielleicht hoffte er auch durch Anwendung des Systems seiner Mutter, eine Parthei durch die andere zu vernichten. Darüber ging der Staat und er selbst zu Grunde.

Der König von Navarra, welcher mit großer Tapferkeit an der Spitze der Hugonotten wider die Königlichen und Bundestruppen focht, und den Dûc de Joyeuse bei Coutras 1587
aufs Haupt schlug, machte dem Französischen Monarchen den Antrag zu einer engen und aufrichtigen Vereinigung mit ihm, der allein redlich gegen ihn gesinnt sei und gleiches Interesse mit ihm für die Erhaltung der Integrität der Krone habe. Henrich der 3. aber trug Bedenken, diesen heilsamen Vorschlag anzunehmen, weil er dadurch den Vorwurf der

Liguisten, daß er die Ketzerei begünstige, bestätigt hätte, und weil seine Mutter, die den König von Navarra haßte, ihn abrieth.

1588 Im folgenden Jahre erregten die Liguisten einen förmlichen Aufstand wider den König, und zwangen ihn durch das berüchtigte Barricadengefecht in Paris, wobei der Dúc de Guise alle Schritte des empörten Volks leitete, aus der Hauptstadt zu entweichen. Die Königinn Mutter vermittelte einen Vergleich zwischen ihrem Sohne und Guise, dem Regenten und dem Unterthan; und die Etats generaux wurden nach Blois berufen, um über die zweckmäßigsten Mittel zur Beruhigung der Nation zu berathschlagen. Die Abgeordneten der Stände fanden sich ein, aber da die meisten von ihnen Anhänger der Ligue und Kreaturen des Hauses Guise waren, so hatte der Dúc ein entschiedenes Ascendant in den Berathschlagungen der Versammlung, und ihre Beschlüsse waren nichts als das Resultat seines Willens.

Der König faßte endlich den Entschluß, sich dieses gefährlichen Unterthans zu entledigen, und das Mittel, dessen er sich dazu bediente, konnte dem Zögling einer Katharina von Medicis wenig Bedenklichkeiten machen.

Der Dûc und dessen Bruder, der Kardinal von Guise wurden auf seinen Befehl im Schlosse zu Blois ermordet, und verschiedene andere 1588 Decbr.
von den vornehmsten Häuptern des Bundes verhaftet. Henrich schien plötzlich aus seiner langen Lethargie zu erwachen, und vielleicht hätte der kühne Schritt, den er jetzt gethan hatte, eine glückliche und entscheidende Krisis in der Lage des Reichs und seiner Angelegenheiten bewirkt, wenn er die erste Betäubung der bestürzten Liguisten benutzt, und ungesäumt an der Spitze einer bewaffneten Macht nach Paris aufgebrochen wäre. Aber anstatt das angefangene Werk mit rastloser Thätigkeit fortzusetzen, verlor er eine kostbare Zeit durch unnütze Unterhandlung mit seinen Gegnern. Die überraschten Liguisten ermannten sich wieder und erwachten zur fürchterlichsten Wuth. Ganz Paris gerieth in Aufruhr. Die Raserei und Erbitterung des Volks, besonders der Priester und des weiblichen Geschlechts, kannte keine Grenzen mehr. Die Ermordeten wurden wie Heilige und Märtirer des katholischen Glaubens verehrt, und Henrich Valois ward aller Gehorsam aufgesagt. Man erlaubte sich öffentlich die heftigsten Schmähungen wider ihn.

Franz Pigenant, der fanatische Pfarrer des Kirchspiels St. Nicolas des Champs, schämte sich sogar nicht, in der Gedächtnißrede, die er dem Dûc de Guise hielt, an seine Zuhörer diese Frage zu thun: Gibt es denn nicht einen Katholiken, den der Eifer für seine geheiligte Religion mit Muth und Kraft beseelte, den Tod des kristlichen Helden an dem Tirannen zu rächen? Zehntausend Kinder beiderlei Geschlechts, im bloßen Hemd und mit nackten Füßen, jedes eine gelbe Wachskerze in der Hand, zogen in feierlicher Procession nach der Kirche St. Genoveva. Beim Eintritt in die Kirche warfen sie die Kerzen zur Erde, traten mit den Füßen darauf und riefen mit lauter Stimme: Dieu eteigne la race des Valois! Die Sorbonne erklärte durch ein Decret Henrich von Valois der Krone verlustig, und der Dûc Charles de Mayenne, des Dûc de Guise jüngster Bruder, ward zum Reichsgeneralstatthalter ernannt.

Die Raserei der Hauptstadt verbreitete sich über die Provinzen, und der Aufstand ward allgemein. Der Konig sah sich in der äußersten Bedrängniß. Die Zahl seiner getreuen Anhänger ward mit jedem Tage geringer, und

die Wuth seiner Feinde stieg immer höher. In dieser Noth that er endlich den Schritt, wozu er sich längst hätte bestimmen sollen, und zu dem auch seine Mutter jetzt auf ihrem Todten- 1589 Jenner bette ihm rieth; er warf sich dem Könige von Navarra in die Arme, und vereinigte sich mit diesem Prinzen wider die rebellischen Liguisten. Beide Fürsten rückten vereint mit einem aus Katholiken und Hugonotten zusammengesetzten Heere vor Paris, und ihre Waffen machten bedeutende Fortschritte. Aber die Häupter der Rebellen ahmten das Beispiel nach, welches ihnen Henrich zu Blois gegeben hatte. Wo das Schwert nichts vermochte, wurden die Dolche des Meuchelmordes in Bewegung gesetzt. Am 7. August erstach Jaques Clement, 1589
ein fanatischer Dominikaner den König zu St. Cloud.

Henrichs Tod veränderte die Lage der Dinge. Mit ihm erlosch die Dinastie der Valois, und der rechtmäßige Thronerbe als ältester Prinz von Geblüt, war der menschenfreundliche, tapfere und ritterliche König von Navarra. Henrich der 3. hatte ihn auf seinem Todbette feierlich zu seinem Thronfolger ernannt; alle Hugonotten huldigten ihm unbe-

dingt als König von Frankreich, und auch der gröste Theil derjenigen Katholiken, die noch die Parthei des verstorbenen Königs gehalten hatten, erkannte ihn dafür, jedoch unter der Bedingung, daß er in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehren sollte, wozu er ihnen auch Hoffnung machte. Die Liguisten aber erklärten ihn als einen Ketzer des Thronrechts für verlustig, und riefen seinen Oheim, den alten und schwachen Kardinal von Bourbon, unter dem Namen Karl des 10. zum König aus.

Henrich der 4. verlor den Muth nicht, und war fest entschlossen, seine Macht mit männlicher Standhaftigkeit zu behaupten. Zwar sah er sich gezwungen, da mehrere Baronen mit ihren Truppen ihn verließen, die Blokade von Paris aufzuheben *), aber er erhielt von den Hugonotten den kräftigsten Beistand zur Fortsetzung des Kriegs, und schon im folgen-

*) Als Henrich der 4. die Belagerung aufgehoben hatte, kamen eine Menge Liguisten nach St. Cloud, die Reliquien Clements, ja sogar die mit seinem Blute gefärbte Erde zu sammeln.

den Jahre starb sein geistesschwacher Oheim, der sich als Gefangener in seiner Gewalt befand. Dennoch würde es ihm schwer geworden sein, sich im Kampfe wider seine zahlreichen und überlegenen Feinde zu erhalten, hätten diese mit mehr Eintracht und nach einem gemeinschaftlichen Plane gehandelt. Aber die Interessen der Häupter der Ligue und ihrer auswärtigen Bundesgenossen waren sehr verschieden, und trafen nur in dem einen Punkte zusammen, Henrich von Navarra der Krone zu berauben, und den Protestantismus in Frankreich auszurotten.

Die Absichten des Spanischen Monarchen, des eifrigsten Beschützers der Ligue, hatten seit dem Tode des Duc d'Alençon und Henrichs des 3. eine sehr veränderte Tendenz erhalten. Er unterstützte die Ligue vormals nur deshalb, um durch die Unterhaltung der innerlichen Unruhen Frankreichs Kräfte zu schwächen und es zu hindern, nach Außem zu wirken und eine Diversion zur Unterstützung der empörten Niederländer zu machen. Jetzt zeigte sich seiner Vergrößerungssucht ein höheres Ziel, die Aussicht, Frankreichs Krone auf seine Familie zu verpflanzen. Seine Tochter Klara Isabelle Eu-

genie war die Enkelinn Henrichs des 2. von Frankreich, und diese Abstammung schien ihr ein näheres Recht zur Französischen Krone zu geben, als den Bourboniden. Es kam nur darauf an, das Salische Gesetz aufzuheben, welches die weibliche Descendenz von der Thronfolge ausschliest. Freilich hatten die Franzosen eine hohe Achtung für dieses uralte Fundamentalgesetz ihrer Staatsverfassung, aber der Partheigeist, welcher die Nation zerriß, schont das Heiligste nicht, und opfert, von Haß und Selbstsucht verblendet, einer elenden Schimäre selbst jede höhere Rücksicht auf. Philipp der 2. gründete auf diese Erfahrung seine Hoffnungen, und der Bund der Sechzehner zu Paris erklärte sich geneigt, sie zu erfüllen. Sie unterhandelten mit dem Spanischen Gesandten über diesen Gegenstand, und das Resultat war der gemeinschaftliche Beschluß: der junge Dûc Charles de Guise, der Sohn des zu Blois Ermordeten, sollte die Hand der Infantinn erhalten und mit ihr gemeinschaftlich die Französische Krone besitzen. Aber der Dûc de Mayenne, das Haupt der großen Ligue, glaubte selbst nähere Ansprüche auf den Französischen Thron zu haben als sein Neffe, und war deshalb den

Spanischen Absichten entgegen. Ein anderer Kronprätendent war der Marquis de Pont, des Herzogs von Lothringen ältester Sohn und der Enkel Katharinens von Medicis, auf den auch schon diese Fürstinn den Thron zu vererben gewünscht hatte. Dagegen hatten verschiedene Prinzen aus dem Guiseschen Hause, welche Statthalter über einzelne Provinzen des Reichs waren, die Idee, aus ihren Gouvernements eigene unabhängige Staaten für sich zu bilden, und eine Art von Föderativsistem, nach dem Vorbilde des Teutschen, in Frankreich zu gründen. Der Herzog von Savoyen endlich, auch einer von den eifrigen und eigennützigen Bundesgenossen der Ligue, hegte die geheime Absicht, sich durch den Besitz der Französischen Grenzprovinzen zu vergrößern.

Nach diesen verschiedenen Zwecken handelten die Gegner Henrichs des 4., und machten es diesem Prinzen dadurch möglich, ihnen mit glücklichem Erfolge zu widerstehen. Er schlug
sie in dem Treffen bei Argues und in der Haupt- 1589
schlacht bei Ivry, worauf er seine siegreichen 1590
Waffen vor Paris trug. Schon war diese 1590
Stadt durch eine enge Umschließung auf das äußerste gebracht, als der Herzog Alexander von

Parma mit einem Korps Spanischer Truppen in der Nähe derselben erschien, und den König zur Aufhebung der Blokade zwang. Der Herzog kehrte sogleich nach Belgien zurück, und nach seinem Abzuge begünstigte das Glück die gerechten Waffen des Königs wieder. Er erhielt Unterstützung von den vereinigten Niederländern, von den protestantischen Fürsten Teutschlands und von der Königinn von England; unter den Fahnen seiner Gegner fochten Spanische und Päbstliche Truppen. Im Jahre 1591 belagerte er Rouen, und war schon im Begriff, sich dieser wichtigen Stadt zu bemächtigen, als der Herzog von Parma abermals mit einem Spanischen Heere den Französischen Boden betrat, und durch seine vortreflichen Manövres des Königs Hoffnung auf den Besitz der belagerten Stadt vereitelte.

Der bald darauf erfolgte Tod dieses großen Feldherrn befreite Henrich den 4. von einem seiner gefährlichsten Feinde. Indeß droheten die katholischen Prinzen seines eigenen Hauses, ihn zu verlassen, ja einer von ihnen, der jüngere Kardinal von Bourbon, bewarb sich sogar um die Krone; und zu gleicher Zeit berief der Duc de Mayenne die Reichsstände nach Paris,

um zu einer neuen Königswahl zu schreiten. Diese und andere Umstände überzeugten Henrich immer mehr, daß es ihm nie gelingen werde, sich den Besitz des Französischen Throns zu sichern und den Unruhen im Reiche ein Ziel zu setzen, wenn er sich nicht zur Annahme des katholischen Glaubens entschlösse; ein Schritt, welchen er aus Rücksichten gegen die Hugonotten und seine protestantischen Bundesgenossen bisher noch immer verzögert hatte. Er erklärte daher öffentlich, daß er sich in den Dogmen und Grundsätzen des Katholicismus wolle unterweisen lassen, und nach erhaltener Ueberzeugung zu St. Denis die Messe hören werde. Diese Erklärung verbreitete allgemeine Freude, denn der gröste Theil der Nation war dem edlen Henrich ergeben, und sehnte sich mit Ungeduld nach dem Ende eines langen und verheerenden Kriegs, unter dessen tausendfachen Kalamitäten sie alle Blüthen des Wohlstandes und Bürgerglücks verwelken und selbst die Hoffnung einer bessern Zukunft untergehen sah. Halb Paris strömte an dem zu der feierlichen Religionsveränderung des Königs bestimmten Tage 1593
nach St. Denis hinaus, um Augenzeuge dieses Juli 25.
wichtigen und folgenreichen Akts zu sein. Hen-

rich erschien in weißer Kleidung, von den Prinzen und Herren seines Hofes begleitet, in der Kirche zu St. Denis, entsagte dem Kalvinismus, legte sein neues Glaubensbekenntniß ab, und ward durch den Erzbischof von Bourges, unter den größten Feierlichkeiten in den Schooß der katholischen Kirche aufgenommen. Unmittelbar auf diesen ersten religiösen Akt, folgte ein zweiter von gleicher Wichtigkeit, die Salbung und Krönung des Königs, welche zu Chartres geschah, weil Rheims, der alte Krönungsort der Französischen Monarchen, sich noch in den Händen der Liguisten befand. Vergebens erklärte der Papst die Handlung des Erzbischofs von Bourges für unrechtmäßig und nichtig, und fuhr fort Henrich von Bearn — so hieß der König in der Sprache der Liguisten, — als einen abtrünnigen Ketzer zu behandeln; seine Bullen hielten die meisten Franzosen nicht ab, Henrich für ihren rechtmäßigen Souverain zu erkennen. Selbst die Häupter der Ligue kehrten nach und nach freiwillig, oder durch Geldsummen und Ehrenstellen gewonnen, zum Gehorsam zurück, und am 22 Merz 1594 unterwarf sich Paris.

Henrichs Uebertritt zur katholischen Kirche

hatte ihm den ruhigen Besitz der Französischen Krone verschafft, aber die Liebe und das Vertrauen der Hugonotten entzogen. Seine Abtrünnigkeit erfüllte diese Glaubensgenossen mit Unwillen und neuen Besorgnissen, denn sie verloren dadurch nicht nur die Hoffnung, einen König von ihrem Glauben auf dem Throne zu sehen und den Protestantismus zur herrschenden Religion im Reiche zu erheben, sondern sie musten auch vielleicht neue Verfolgungen und Bedrückungen fürchten. Henrich suchte zwar durch Erneuerung des Edikts vom Jahre 1577 die besorgten und aufgebrachten Gemüther zu beruhigen, und bot alles auf, sich das Zutrauen und die Anhänglichkeit seiner ehemaligen treuen Freunde, deren Beistand er größtentheils seine Krone verdankte, zu erhalten; aber erst dadurch erreichte er seinen Zweck, daß er ihnen durch das Edikt von Nantes eine größere Si- 1598
cherheit und uneingeschränktere Glaubensfreiheit April 30
zugestand, als sie jemals unter den vorigen Regierungen genossen hatten. Sie erhielten durch dieses berühmte Edikt die Gewissensfreiheit im ganzen Reiche; das Recht der öffentlichen Uebung ihres Kultus, aber nur in gewissen bestimmten Orten, deren Anzahl jedoch nicht klein

war; den freien Genuß aller bürgerlichen Rechte, und die bürgerliche Fähigkeit, jedes Staatsamt bekleiden zu können. Ueberdem ward ihnen ein achtjähriger Besitz aller Plätze zugestanden, die sich bei der Bekanntmachung des Edikts in ihrer Gewalt befanden. Dagegen verpflichteten sie sich, allen Verbindungen in und außer dem Reiche zu entsagen, keine bewaffnete Versammlungen zu halten, und sich der Wiederherstellung des katholischen Kultus an den Orten, wo sie ihn während der Kriege abgeschafft hatten, nicht zu widersetzen.

So war also geschehen, was die Urheber der Bartholomäusnacht durch einen tausendfachen Meuchelmord verhindern wollten: das Haus Bourbon hatte mit Henrich dem 4. den Französischen Thron bestiegen, und dem Protestantismus war das Bürgerrecht in Frankreich zu Theil geworden. Die offne Wuth der Faktionen im Reiche schien jetzt bezähmt, die Flamme des Bürgerkriegs war erloschen; aber im Verborgenen schlichen noch immer, gleich mitternächtlichen Gespenstern, Partheigeist und Fanatismus umher. Heinrich selbst, der Vater seines Volks, ward ein Opfer dieser Furien, als
1610 Mai 14. er durch Ravaillac's Mordmesser fiel.

Dieser edle und liebenswürdige Fürst, der bei allen seinen menschlichen Schwächen zu gut für jene Welt voll Bosheit und Schlechtigkeiten war, hatte während seiner Regierung zwei wichtige Staatsfehler gemacht, welche die Wiege neuer Unruhen wurden. Er ließ zum großen Nachtheil der obersten Staatsgewalt den Großen des Reichs ihren Einfluß und ihre ganze Macht; denn noch immer wurden ausschließend nur an sie die großen Gouvernements der Provinzen verliehen, wodurch sie fast zu unumschränkten Gebietern derselben wurden, und die Hugonotten bildeten fortdauernd einen eigenen abgesonderten Staat im Staate. Beiden war also das Schwert wider ihren Oberherrn in die Hand gegeben, und die Folgen dieses Gebrechens in der Staatsverfassung äußerten sich bald nach Henrichs unglücklichem Tode, während der Minderjährigkeit seines Sohns und Nachfolgers, Ludwigs des 13. Die Bürgerkriege, durch den Ehrgeiz der Großen erregt, brachen aufs neue aus. Auch die Hugonotten nahmen Theil daran, aber mit so unglücklichem Erfolge, daß sie durch den Frieden von 1622 alle ihre Sicherheitsplätze bis auf Rochelle verloren. Richelieu, Ludwigs des 13. berühmter Minister, ein eben so kleiner Mensch als gro-

ßer Staatsmann, der mit rastlosem Eifer dahin arbeitete, den König, welchen er selbst beherrschte, zum unumschränkten Herrn in seinem Reiche zu machen, entriß ihnen endlich, nach einer langen und merkwürdigen Belagerung, auch dieses letzte
1628 Bolwerk ihrer Independenz. Aber der weise Staatsmann begnügte sich, sie von der Regierung abhängig gemacht zu haben, ihre Religions- und bürgerlichen Vergünstigungen tastete er nicht an.

Ein weit härteres Loos traf sie unter Ludwigs des 14. Regierung. Die Staatskunst der damaligen Zeit hatte den Grundsatz, daß religiöse Duldung auch eine politische Tugend sei, welchen zuerst Preußens unsterblicher König praktisch übte, noch nicht als bewährt anerkannt.
1685 Ludwig widerrief das Edikt von Nantes, und ließ den Protestanten keine Wahl übrig, als ihrem Glauben oder ihrem Vaterlande zu entsagen. Tausende der unglücklichen Proscribirten, größtentheils ruhige und nützliche Bürger, verließen ihr Vaterland auf immer und zerstreuten sich in die benachbarten protestantischen Länder.

In des groß genannten Ludwigs Regierung bleibt dieses ungerechte und grausame Verfahren, welches an die Gräuel der Bartholomäus-

nacht erinnert, ein unauslöschlicher Schandfleck. Aber das vergeltende Schicksal, gerechter als das kurzsichtige Menschengeschlecht, rächte des herzlosen Despoten Verbrechen an der Menschheit und gesunden Vernunft. Wie Ludwigs wahnsinnige Unduldsamkeit jene Unglücklichen von der mütterlichen Erde vertrieb, so wurden auch seine spätern Nachkommen gezwungen, Frankreich zu verlassen und unter einem fremden Himmel heimathlos umher zu irren. Die Stürme der folgenden Zeiten zertrümmerten den Thron der Bourboniden; und so wie der erste von ihnen, der die Krone trug durch einen Meuchelmord, so endete auf dem Blutgerüste der letzte Regent aus diesem Geschlechte, nachdem es zwei Jahrhunderte über Frankreich geherrscht hatte.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Curths, Karl,

Die Bartholomaus Nacht 1572

Leipzig 1814

Gall.sp. 51 d
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10426483-7